

Karl Valentin  
und die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks

Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen  
Fakultät III der Universität Regensburg  
Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften

vorgelegt von  
Katharina Weidel  
aus Amberg (Geburtsort)

Regensburg 2015

1. Gutachter (Betreuer): Prof. Dr. Ludwig Zehetner
2. Gutachter: Prof. Dr. Albrecht Greule

# Inhaltsverzeichnis

1	Der Untersuchungsgegenstand .....	7
2	Das Textkorpus und der Untersuchungsgegenstand.....	10
2.1	Die Textsituation .....	10
2.2	Die Textvarianten .....	18
2.3	Die Monologe und Soloszenen als Untersuchungsgegenstand .....	20
2.4	Spannungsfelder .....	21
2.4.1	Sprachkonvention .....	21
2.4.2	Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit .....	29
2.4.3	Mundart/Dialekt – Hochsprache/Standardsprache .....	35
2.4.4	Zusammenfassung .....	41
3	Analyse .....	42
3.1	Sinnrelationen und Sinnkonstitution: Der Titel als sinnkonstituierendes Korrelat 43	
3.1.1.1	„Unpolitische Rede“ und „Hochpolitische Rede“ .....	49
3.1.1.2	„Der Weltuntergang“ .....	55
3.1.1.3	„Vereinsrede“ .....	59
3.2	Semantische Flexibilität – semantische Stabilität – Sprachkonvention .....	62
3.2.1	Wörtlichnehmen .....	64
3.2.2	Mehrdeutigkeit: Ambiguität und Vagheit.....	69
3.2.3	Sprachliche Übergengauigkeit und Ungengauigkeit .....	72
3.2.4	Spiel mit semantischen Werten und Merkmalen.....	84
3.2.4.1	Kombination unterschiedlicher semantischer Werte.....	89
3.2.4.2	Semantische (In)Kongruenz .....	93
3.2.4.3	Das semantische Merkmal [+Zeit] .....	96
3.2.4.4	Wiederholung semantischer Merkmale .....	101
3.3	Denotation vs. Konnotation.....	104
3.3.1	Wortfelder.....	106
3.3.1.1	„Falsch[h]eit: Eine komisch pilisophische Betrachtung“ .....	107
3.3.1.2	„Fremdenfahrt in München 1946“ .....	113
3.3.1.3	„Ich komme von der Hölle ’rauf“ und „Im Jenseits“ .....	119
3.3.2	Pseudo-Etymologien.....	133
3.3.2.1	„Die Uhr von Löwe [sic]“ .....	134
3.3.2.2	„Zwangsvorstellungen“ .....	140
3.3.3	Wortbildungen .....	146

3.4	Absurder Nonsens.....	151
3.4.1	Absurdität .....	151
3.4.2	Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten.....	158
3.4.3	Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert .....	167
3.4.4	Die Absurdität irreal-konditionaler Szenarien.....	177
4	Abschließender Befund: Die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks .....	183
5	Anhang.....	188
5.1	Weitere Belege .....	188
5.1.1	Wörtlichnehmen .....	188
5.1.2	Sprachliche Übergenaugigkeit und Ungenaugigkeit .....	189
5.1.3	Spiel mit semantischen Werten und Merkmalen.....	189
5.1.3.1	Kombination unterschiedlicher semantischer Werte.....	189
5.1.3.2	Semantische (In)Kongruenz .....	190
5.1.3.3	Das semantische Merkmal [+Zeit] .....	190
5.1.3.4	Wiederholung semantischer Merkmale .....	191
5.1.4	Wortfelder.....	191
5.1.5	Pseudo-Etymologien und Wortbildungen .....	191
5.1.6	Absurdität .....	192
5.1.7	Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten.....	193
5.1.8	Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert .....	194
5.1.9	Die Absurdität konditionaler Szenarien .....	196
5.2	Weitere in der Arbeit nicht analysierte Kategorien und Beispiele valentinischer Sprachproduktion.....	197
5.2.1	Valentinische Wörter .....	197
5.2.1.1	modern .....	197
5.2.1.2	direkt.....	198
5.2.1.3	Magnet – Fisch aus Eisen .....	198
5.2.2	Valentinische Phrasen.....	199
5.2.2.1	„von der Natur eingerichtet“.....	199
5.2.2.2	„das Wort sagt schon“ .....	199
5.2.2.3	„die Hauptsache ist“ .....	200
5.2.3	Nicht-hochsprachliche Lexik.....	200
5.2.4	Klangähnlichkeit und Homophonie.....	206
5.2.5	Feste Wortgruppen und Wortgefüge .....	207
5.2.6	Neologismen.....	208
5.2.6.1	Eigenwillige Wortbildungen.....	209

5.2.6.2	Wortbildungen nach dem Analogieprinzip.....	210
5.2.6.3	Pseudo-Latein .....	210
5.2.7	Fremd- und Lehnwörter .....	210
6	Literaturverzeichnis .....	211
6.1	Primärliteratur .....	211
6.2	Sekundärliteratur .....	211
6.3	Monographien und andere Quellen .....	211
6.4	Wörterbücher und Lexika .....	214

## Verwendete Markierungen

Symbol/Zeichen	Bezeichnungen/Funktionen
[+...]	semantisches Merkmal
[...]	Laut, Phon
<...>	orthographische Wiedergabe, Schriftzeichen, Graphem
,...'	Bedeutung
{...}	Morphem bzw. Allomorph

„Lerne die Regeln, damit du weißt, wie du sie brichst.“  
(Dalai Lama)

## 1 Der Untersuchungsgegenstand

Sprache ist einerseits ein Werkzeug der Wissenschaft zur Beschreibung der Untersuchungsgegenstände – Termini werden verhandelt und es wird versucht, ihre Eindeutigkeit bzw. Exaktheit (vgl. Roelcke 2004) zu gewährleisten –, andererseits ist es das Werkzeug des Alltagssprechers (als solcher ist auch Karl Valentin<sup>1</sup> einzuordnen) zur Kommunikation – wobei Normen Kommunikation koordinieren und Probleme verhindern sollen. Erfahrungsgemäß ist Kommunikation jedoch nicht frei von Missverständnissen, da Gesagtes und Gemeintes vermeintlich nicht übereinstimmt oder Gesagtes anders interpretiert wird als es gemeint war. Um Verständnis bzw. einen Konsens zu erreichen, verhandeln Kommunikationspartner im Idealfall das Gemeinte. Letztendlich bedeutet das eine Verhandlung des sprachlichen Ausdrucks. In der folgenden Untersuchung werden „Monologe und Soloszenen“ (SW 1) K.V.s untersucht, in denen er, im Vergleich zu beispielsweise den Dialogen, expliziert wie er das Gesagte meint oder auch welche weiteren Bedeutungsmöglichkeiten er in manchen Wörtern und Ausdrücken ungenutzt sieht. In seiner Auseinandersetzung mit dem mannigfaltigen sprachlichen Ausdruck und seiner Verwendung und auch dessen Verständnis wird deutlich, dass semantische Exaktheit und ein eindeutiger Ausdruck nur relative Größen sind. Die Verhandlung des sprachlichen Ausdrucks erfolgt in diesen Texten nicht mit einem tatsächlichen Verhandlungspartner, sondern er tritt alleine auf die Bühne und erläutert seine (philosophische) Sprachbetrachtung und sein Sprachverständnis.

Die sprachliche Mannigfaltigkeit ist der Untersuchungsgegenstand der germanistischen Sprachwissenschaft, die Sprache untersucht, beurteilt, kategorisiert und die Phänomene der deutschen Sprache beschreibt. Die germanistische Auseinandersetzung bedeutet, dass die Phänomene, Aspekte, Faktoren und Elemente als separate Teile untersucht und beschrieben werden, um sie fassbar zu machen. Es wird versucht, die Vielfältigkeit der sprachlichen Realität der einzelnen Teilaspekte zu einer theoretischen, allgemeingültigen Essenz zu reduzieren. Dies ähnelt einer Sisyphus-Arbeit, da angewandte

---

<sup>1</sup> Im Folgenden mit K.V. abgekürzt.

Sprache individuelle Ausprägungen hervorbringt und sich im Allgemeinen ständig verändert und weiterentwickelt.

Um die (Sprach-)Realität angewandter Sprache – in dieser Arbeit die K.V.s – authentisch darstellen zu können, müssen Teilaspekte der Sprachproduktion gleich Mosaiksteinchen wieder zu einem Gesamtbild zusammengefügt werden, da Sprachproduktionen ein Konglomerat sind, dessen Teilaspekte ineinandergreifen und nicht hermetisch separiert voneinander existieren. Die Analyse und Beschreibung des Konglomerats der valentinischen Sprachproduktionen und der Mannigfaltigkeit seiner sprachlichen Arrangements ist der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit.

K.V. unterscheidet sich nur auf den ersten Blick von anderen Alltagsprechern. Es steht ihm jedoch, genauso wie anderen Sprechern der deutschen Sprache auch, nur dieses Zeichenrepertoire zur Verfügung und er unterliegt denselben Rahmenbedingungen<sup>2</sup>. Die subjektiven und affektiven Elemente bzw. Aspekte seines Sprachgebrauchs mögen vielleicht ausgeprägter sein, aber letztendlich bewegt sich K.V. auch nur innerhalb des Systems, das er während des Spracherwerbs internalisiert hat.

Zu Beginn der Untersuchungen zu dieser Arbeit wurde versucht, K.V.-Texte auf nur einen Teilaspekt hin zu untersuchen bzw. sie mit Hilfe eines theoretischen Ansatzes (Implikaturtheorie und Inferenzforschung) zu analysieren. Diese Herangehensweise verlief jedoch ins Leere, da sich K.V.s Sprachproduktionen nicht vor dem Hintergrund eines einzelnen theoretischen Ansatzes beschreiben lassen. Die Texte wurden auf Auffälligkeiten hin untersucht, woraus sich im nächsten Schritt die Analyse- und Unterkategorien<sup>3</sup> ergaben. Psychologische Schlussfolgerungen<sup>4</sup> und Rückschlüsse von der Sprache auf die Persönlichkeit K.V.s werden hier nicht angestrebt, da dies Experten der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin überlassen wird.

Manfred Geier betont, „daß unter kulturhistorischem Gesichtspunkt der sprachliche Orientierungspunkt von Valentins Destruktionen als defizitär erscheinen muß“ (Geier 1979, S. 23). Die Beschreibung von K.V.s Sprache als defizitär greifen auch Friedrich Tulzer (1987) und Armgard Seegers (1983) auf, wobei Tulzer „Valentins Sprachdenken

---

<sup>2</sup> Im Hinblick auf den sprachwissenschaftlichen Ansatz und den Fokus (Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks) dieser Arbeit werden hier Sprachnorm, Sprachkonvention, morphosyntaktische Regeln (Wort- und Satz-Syntax) sowie semantische Regeln (Wort- und Satz-Semantik) zu den Rahmenbedingungen gezählt.

<sup>3</sup> siehe Kapitel 3 „Analyse“.

<sup>4</sup> Manfred Geier bezeichnet K.V.s Sprache als „prä-ödpal“ (Geier 1979, S. 25), wobei er von einer „Dialektik von Anwesenheit und Abwesenheit“ (ebd., S. 24) ausgeht.



gegenüber dem erwachsenen [als] defizitär“ (Tulzer 1987, S. 84) bezeichnet. Für Seegers bedeutet defizitär das „Nichtbeherrschen der Objektwelt“ (Seegers 1987, S. 92) und sogar ein „Nichtbeherrschen der Sprache“ (ebd.) und einen „fehlerhafte[n] Gebrauch von Sprache“ (ebd., S. 93). Das Sprachsystem und die grundlegenden Regeln (wie beispielsweise der Wortbildung) beherrscht K.V. jedoch sehr wohl.

Um das dieser Arbeit vorangestellte Zitat aufzugreifen, könnte man sagen, dass K.V. die Regeln der Sprache sehr gut beherrscht<sup>5</sup> hat und damit gleichzeitig die Fähigkeit, die Regeln – darum wissend, was er tut – auszulegen. Ob er die Regeln wirklich bricht<sup>6</sup> oder ob er den sprachlichen Ausdruck und dessen Verwendungsspektrum lediglich neu verhandelt, soll in der Analyse seiner Texte überprüft werden.

---

<sup>5</sup> Die „(sprachliche) Kompetenz“ (Reischer 2002, S. 17 ff.) kann bei K.V. als elaboriert und keinesfalls als defizitär bezeichnet werden.

<sup>6</sup> K.V.s sprachliche „Performanz“ (Reischer 2002, S. 17 ff.) mag eigenwillig sein, ob er den erworbenen Sprachkenntnissen („Kompetenz“) jedoch wirklich zuwiderhandelt, soll in dieser Arbeit geklärt werden.

## 2 Das Textkorpus und der Untersuchungsgegenstand

### 2.1 Die Textsituation

Für die Analyse der Sprache K.V.s werden in dieser Arbeit ausschließlich Monologe bzw. Soloszenen herangezogen, die in „Karl Valentin. Sämtliche Werke“ (2007, im Folgenden mit SW abgekürzt) ediert wurden. In SW wurden von Helmut Bachmaier und Dieter Wöhrle in den Band 1 (Monologe und Soloszenen) insgesamt 71 Texte aufgenommen. Zu einzelnen Monologen wurden im Anhang unter dem Titel „Kommentar“ (SW 1, ab S. 181) neben Informationen zur Textüberlieferung weitere Textvarianten abgedruckt.

Für die vorliegende Arbeit wurden insgesamt 35 Texte, davon 27 Haupttexte und 8 Textvarianten, untersucht. Audioversionen der Texte wurden nicht berücksichtigt. Eine Transkription der Audio-Texte würde neben den generellen<sup>7</sup> mit weiteren speziell durch die K.V.-Audio-Texte aufgeworfenen Problemen<sup>8</sup> zusätzlich erschwert. Absichten K.V.s, die in einer Audiofassung möglicherweise überhört und damit auch während einer Transkription verloren gehen können, werden an den schriftlichen Texten evident, da durch K.V. selbst verschriftlicht: „Drehbühne“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 25, 26), „Drehbühnenkarte“ (ebd., Z. 27) „keine Drehbühnen-, sondern eine Tribünenkarte“ (ebd., Z. 29), „Tribühne“ (ebd., Z. 30). Auch eine vermeintlich fehlerhafte Rechtschreibung gibt weitere authentische und zuverlässige Hinweise und Informationen über hintergründige Intentionen und Gedanken K.V.s. Eine Transkription vorhandener Audio- und Videofassungen erübrigt sich somit durch den Umstand, dass die vorliegenden Texte bereits von K.V. selbst (gewissermaßen) transkribiert wurden. Somit liegt bereits die zuverlässigste Version vor, die einer sprachwissenschaftlichen Analyse zugrunde liegen kann.

Sowohl die Textgrundlage der edierten Texte (siehe dazu Information in folgender Liste der Monologe) als auch die Beteiligung Zweiter oder Dritter (z.B. Sekretärin, Verlag, Lektor des Verlags) an den Textfassungen ist ein zu beachtender Aspekt bei der Ana-

---

<sup>7</sup> Vgl. Sager (2001), Redder (2001) und Selting (2001). Selting (2009) setzt sich in Kooperation mit weiteren Autoren mit der „Detailliertheitsstufe“ (Selting u.a. 2009, S. 356) von Transkriptionen und dem „GAT 2-Modell“ (ebd.) auseinander.

<sup>8</sup> Das „Beobachter-Paradoxon“ (vgl. Schu 2001, S. 1017) als „Verzerrungsfaktor“ (ebd.) würde in diesem Fall von der Schwierigkeit repräsentiert, ob der Transkribent humoristisch eingesetzte Homophonien erkennt und entsprechend in das Transkript aufnimmt.

lyse der Sprache K.V.s. Wurden Texte (z.B. Das Aquarium I) durch einen Verlag (bei Aquarium I<sup>9</sup> ist es der Verlag Max Hieber) publiziert, besteht die Möglichkeit, dass der Text durch die Überarbeitung von Lektoren verändert wurde. Ob dies der Fall ist, kann jedoch an dieser Stelle und eventuell grundsätzlich nicht mehr nachvollzogen bzw. geklärt werden.

Die Edition „Sämtliche Werke“ ist eine zuverlässige Quelle, da die Herausgeber im Anhang der Textbände (SW 1 bis 5) bzw. im Ergänzungsband (SW 9: Dokumente, Nachträge, Register) Hintergrundinformationen bereitstellen, die sowohl die Quelle der Textgrundlage als auch Veränderungen durch die Herausgeber transparent machen. Zudem wurden alle Textzeugnisse aus dem Nachlass gesichtet und es kann davon ausgegangen werden, dass die Authentizität der in SW edierten Texte gewährleistet ist. Eine Begründung der Textauswahl gibt es jedoch nicht. Es ist also nicht klar, warum sich die Herausgeber für diese und nicht eine andere Textgrundlage entschieden haben. Die existierenden Textfassungen werden im Anhang des Bandes aufgelistet und die dem edierten Text zugrunde gelegte explizit genannt.

Andere Editionen, wie die von Michael Schulte und andere im Piper Verlag erschienene, gelten als weniger authentisch und zuverlässig, da sie ohne Einsicht in den Nachlass entstanden und somit „eine unechte Textgestalt“ (Tulzer 1987, S. 19) darstellen. Es ist festzuhalten, dass es den einen originalen K.V.-Text nicht gibt, da es zahlreiche, aber unterschiedliche Textfassungen eindeutig von K.V. selbst gibt. Textfassungen, deren Ursprung nicht direkt auf K.V. zurückgeführt werden kann, sollten – zumindest für eine wissenschaftliche Betrachtung und Analyse – nicht herangezogen werden, da bekannt ist, dass manche Herausgeber die Texte nach eigenem Gutdünken verändert haben (vgl. Tulzer 1987).

In der folgenden Tabelle werden neben allen Monologen, die der Analyse zugrunde liegen, auch die Angaben zu Textgrundlage, Erscheinungsort (Verlag), Entstehungsjahr und Erscheinungsjahr<sup>10</sup> aufgelistet:

---

<sup>9</sup> Im Gegensatz zur Textfassung Aquarium I wurden die Textvarianten Aquarium II und Aquarium III im Verlag von Karl Valentin publiziert.

<sup>10</sup> Diese Informationen wurden dem Kommentar (SW 1, S. 181-284) entnommen.

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
4	Fußball	Fußball-Länderkampf (Keine Textvarianten, SW 1, S. 131-133)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugen- dubel Verlag, München 1938, S. 126-130.	1927	1938
5	Falschheit	Falsch[h]eit: Eine komisch philosophische Betrachtung (Keine Textvarianten, SW 1, S. 160-161)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 389; Mappe XVIII (Au 11750).	1946	1946
6	Fremden- fahrt	Fremdenfahrt in München (Keine Textvarianten, SW 1, S. 155-157)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchener Magazin, I (1946), H. 2., S. 17.	1945 / 1946	1946
7	Gegen- wart	Gegenwart (Keine Textvarianten, SW 1, S. 162-164)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 395; Mappe XIX (Au 11750).	1946	1946

8	Hölle	Ich komme von der Hölle 'rauf! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 56-58)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Allerlei Blödsinn, Verlag von Karl Valentin, München um 1920, S. 10-14.	1918 / 1919	1920
9	Hausmoasterin	Die Hausmoasterin (Keine Textvarianten, SW 1, S. 82-83)  Textgrundlage: D <sup>4</sup> Karl Valentin, Valentinaden, Paul Hugendubel Verlag, München 1941, S. 34-37.	1920	1941
10	Jenseits	Im Jenseits (Keine Textvarianten, SW 1, S. 147-150)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Magazin, I (1947), H. I., S. 22-23.	1944	1947
11	Kragenknopf	Kragenknopf und Uhrenzeiger (Keine Textvarianten, SW 1, S. 96-97)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 131-133.	vermutlich um 1920	1938
12	KV Olymp	Karl Valentins Olympia-Besuch 1936 (Keine Textvarianten, SW 1, S. 138-139)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 66-68.	1936	1938
13	KVWelt	Karl Valentin und die Weltpolitik (Keine Textvarianten, SW 1, S. 112-113)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Süddeutsche Sonntagspost, 12.12.1926.	1920- 1926	1926
14	Klagelied	Klagelied einer Wirtshaussemmel (Keine Textvarianten, SW 1, S. 133-136)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 37-41.	Ende 1920er oder Anfang 1930er	1938
15	Liebesbrief I	Ein komischer Liebesbrief (Haupttext, SW 1, S. 21-22)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, ein komischer Liebesbrief, Verlag von Karl Valentin, München um 1916 (= Originalvorträge von Karl Valentin, Nr. 20).	1907 / 1908	keine Angaben

16	Liebes- brief II	Der Liebesbrief (Variante, SW 1, S. 190-191)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 20.		1925
17	Autoen	Lernt Autoen! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 125-126)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Süddeutsche Sonntagspost [?1927] (In: Karl- Valentin-Nachlaß, Theatermuseum Köln-Wahn, Rep. Nr. 145; Mappe VII (Au 11750)).	1927	1927
18	Lebens- lauf I	Der Lebenslauf eines Wassermädchens (Haupttext, SW 1, S. 77-78)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 102; Mappe IV (Au 11750).	1920	keine Angaben
19	Lebens- lauf II	3 Pfund Äpfel 25 Pfening (Variante, SW 1, S. 79-81)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 102; Mappe IV (Au 11750).	1920	keine Angaben
20	MFAF	Magnet – Fisch – Angel – Fix! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 136-137)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugen- dubel Verlag, München 1938, S. 110-113.	wahr- schein- lich 1930er	1938
21	Narren- rede	I. Narrenrede (Keine Textvarianten, SW 1, S. 66-68)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Blut, Nr. 406, München um 1918/1920.	1918- 1920	1918/1920
22	Posaunen- solo	Ein Posaunensolo mit Posaunenbegleitung (Keine Textvarianten, SW 1, S. 41-43)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 21; Mappe I (Au 11750)	1915	1915

23	QuoVadis	Quo vadis (Keine Textvarianten, SW 1, S. 83-86)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Valentinaden, Paul Hugendubel Verlag, München 1941, S. 46-49.	vermutlich frühe 1920er	1941
24	Riesenblödsinn	Riesenblödsinn (Keine Textvarianten, SW 1, S. 34-36)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln-Wahn: Repertoire Nr. 38; Mappe II (Au 11750).	1908-1910	keine Angaben
25	Tannenbaum I	O Tannenbaum ... nur einmal blüht im Jahr der Mai... (Haupttext, SW 1, S. 50-52)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln-Wahn: Repertoire Nr. 48; Mappe II (Au 11750).	1918	1918
26	Tannenbaum II	Nur einmal blüht im Jahr der Mai (Variante, SW 1, S. 211)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 48.	1918	1918
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln-Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben
30	Unpol Rede I	Unpolitische Rede (Haupttext, SW 1, S. 45-46)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein. H. 12 (1925), S. 38.	ca. 1904-1906	1925

31	Unpol Rede II	Hochpolitische Rede (Variante, SW 9, S. 163-164)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, Theaterwissenschaftliche Sammlung Köln- Wahn: Repertoire Nr. 73 o; Mappe III (Au 11750).	vermut- lich 1937	1937
32	Vereins- rede	Vereinsrede (Keine Textvarianten, SW 1, S. 139-140)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theaternuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 260; Mappe XII (Au 11750).	1937	1937
33	Welt- untergang	Der Weltuntergang (Keine Textvarianten, SW 1, S. 98-99)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Valentinaden, Paul Hugendubel Verlag, München 1941, S. 100-102.	vermut- lich um 1920	1941
34	Weiber- gswatz	Weibergschwatz (Keine Textvarianten, SW 1, S. 146-147)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theaternuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 345; Mappe XVI (Au 11750).	1942	1942
35	Zwangs- vor- stellungen	Zwangsvorstellungen (Keine Textvarianten, SW 1, S. 103-105)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugen- dubel Verlag, München 1938, S. 101-105.	vermut- lich späte 1910er oder späte 1920er	1938

Jede Kategorie im Analyse-Teil (Kapitel 3) dieser Untersuchung wird mit einer entsprechend verkürzten Tabelle der zugrunde gelegten Monologe eingeleitet. Die Nummerierung (Spalte 1) wird dabei nicht angepasst, sondern entspricht auch weiterhin der hier verwendeten.

In Spalte 2 befinden sich die Abkürzungen für die Monologe. Diese werden in der Literaturangabe zu den Zitaten verwendet. Die römische Ziffer I verweist auf einen Haupttext, II und III auf Textvarianten. Liegt keine Textvariante in SW vor, ist die Abkürzung ohne römische Ziffer.



Neben dem Titel des Monologs werden der Hinweis, ob es sich um einen Haupttext oder eine Textvariante handelt oder ob keine Textvariante vorliegt, sowie die Angabe der Seitenzahl in Spalte 3 angegeben. Die der Abkürzung SW nachgestellte Nummer entspricht dem jeweiligen Band, in dem der Text abgedruckt oder dem die Information entnommen wurde. Des Weiteren wird in dieser Spalte das Textzeugnis, auf der die edierte Textfassung basiert, genannt. Die Textzeugnisse der in dieser Arbeit analysierten Monologe sind entweder Druckfassungen<sup>11</sup> oder Typoskripte<sup>12</sup>.

Zur Beteiligung weiterer Personen an der Verschriftlichung der Texte (Typoskripte) ist zu ergänzen, dass K.V. diese zu Hause erst niederschrieb und sie dann von der Sekretärin Eva Friedrich und später von Adalbert Lobinger entziffert und dann ordentlich abgetippt wurden (vgl. Valentin 1971). Bei den Druckfassungen muss man hingegen von einer eventuellen Beeinflussung abhängig vom publizierenden Verlag (Paul Hugendubel Verlag, R. Piper Verlag, Verlag Max Hieber, Verlag von Karl Valentin) bzw. der publizierenden Zeitschrift (Stachelschwein, Münchner Blut, Münchner Magazin, Süddeutsche Sonntagspost) ausgehen. Ob dies der Fall ist oder nicht, kann jedoch nicht nachvollzogen werden, weswegen dieser Aspekt nicht explizit bei der vorliegenden Analyse berücksichtigt wird.

Die Information zum Entstehungsjahr bzw. Erscheinungsjahr wurde aus dem Kommentar zum jeweiligen Monolog in SW 1 bzw. dem Repertoireverzeichnis in SW 9 (S. 43-58) entnommen und ist hier in Spalte 4 bzw. 5 zu finden.

---

<sup>11</sup> Sowohl die Abkürzung D (= Druckfassung) als auch die hochgestellte Nummerierung wurde aus SW (Erklärung vgl. SW 9 2007, S. 149) übernommen.

<sup>12</sup> Ebenso wie bei der Druckfassung wurde sowohl die Abkürzung T als auch die hochgestellte Nummerierung aus SW (Erklärung vgl. SW 9 2007, S. 149) übernommen.

## 2.2 Die Textvarianten

Vorhandene Textvarianten werden bei der Analyse berücksichtigt, da sich durch eine Gegenüberstellung einzelner Textpassagen Aspekte wie konzeptionell mündlich oder schriftlich (vgl. Koch/Oesterreicher 1985), Mundart – Hochsprache, usw. aufzeigen lassen.

	<b>Ab- kürzung</b>	<b>Monolog (vollständiger Titel)</b>	<b>Ent- stehungs- jahr</b>	<b>Er- scheinungs- jahr</b>
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
15	Liebes- brief I	Ein komischer Liebesbrief (Haupttext, SW 1, S. 21-22)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, ein komischer Liebesbrief, Verlag von Karl Valentin, München um 1916 (= Originalvorträge von Karl Valentin, Nr. 20).	1907 / 1908	keine Angaben
16	Liebes- brief II	Der Liebesbrief (Variante, SW 1, S. 190-191)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 20.		1925
18	Lebens- lauf I	Der Lebenslauf eines Wassermädchens (Haupttext, SW 1, S. 77-78)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 102; Mappe IV (Au 11750).	1920	keine Angaben

19	Lebens- lauf II	3 Pfund Äpfe 25 Pfening (Variante, SW 1, S. 79-81)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 102; Mappe IV (Au 11750).	1920	keine Angaben
25	Tannen- baum I	O Tannenbaum ... nur einmal blüht im Jahr der Mai... (Haupttext, SW 1, S. 50-52)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 48; Mappe II (Au 11750).	1918	1918
26	Tannen- baum II	Nur einmal blüht im Jahr der Mai (Variante, SW 1, S. 211)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 48.	1918	1918
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben
30	Unpol Rede I	Unpolitische Rede (Haupttext, SW 1, S. 45-46)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein. H. 12 (1925), S. 38.	ca. 1904- 1906	1925
31	Unpol Rede II	Hochpolitische Rede (Variante, SW 9, S. 163-164)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, Theater- wissenschaftliche Sammlung Köln-Wahn: Repertoire Nr. 73 o; Mappe III (Au 11750).	vermut- lich 1937	1937

### **2.3 Die Monologe und Soloszenen als Untersuchungsgegenstand**

Im Monolog spricht „e[ine] Figur mit sich selbst ohne direkten Adressaten, jedoch vor e[inem] implizierten, imaginären Zuhörer“ (Wilpert 2001, S. 529), die konsequente Verwendung der „Ich-Form“ (ebd.) gilt als ein zusätzliches Merkmal des Monologs. Bei K.V. kann man davon ausgehen, dass weder die Einhaltung literarischer Kriterien noch die sprachlicher Konventionen eine Notwendigkeit darstellten. Da er die Kategorisierung als Monolog und Soloszenen nicht selbst vorgenommen hat, sondern die Herausgeber der neun Bände (SW), soll hier keine literaturwissenschaftliche Diskussion darüber geführt werden, ob die Texte echte Monologe sind. In der vorliegenden Arbeit werden die Texte, in Anlehnung an den Titel des Bandes (SW 1: Monologe und Soloszenen) einheitlich und ausschließlich als Monologe oder neutral als Text bezeichnet.

Die Monologe bieten sich als Grundlage für die Analyse der Sprachverwendung und des Sprachverhaltens K.V.s an, da keine Wechselwirkung und gegenseitige Beeinflussung zwischen zwei Figuren stattfindet und kein kommunikatives Aufeinandereingehen nötig ist. Die Kommunikation verläuft demnach weitestgehend eindimensional und die Texte eignen sich so aufgrund der Eindimensionalität gut für die Untersuchung der Sprache einer Person, in diesem Fall der K.V.s. Zudem sind Formulierungen seiner hintergründigen Gedanken in diesen Textformen explizit und häufiger als in den anderen Textformen (z.B. Stücke und Dialoge).

## 2.4 Spannungsfelder

### 2.4.1 Sprachkonvention

Es macht einen Unterschied, ob sich der Terminus Konvention/Konventionalität auf ein sprachliches Zeichen bezieht oder auf einen sprachlichen Ausdruck.

„Anhand der Geschichte können wir zwei wichtige Eigenschaften sprachlicher Zeichen erkennen: Sie sind **arbiträr** und **konventionalisiert**<sup>13</sup>.“ (Kessel/Reimann 2012, S. 131)

Die willkürliche Verbindung von Zeichengestalt (Lautbild, Bezeichnendem) und Bedeutung (Vorstellung, Bezeichnetem) ist arbiträr (vgl. de Saussure 1976). Diese „abbildende Beziehung“ (Bußmann 2002, S. 91-92) ist eine „grundlegende Eigenschaft von sprachlichen Zeichen“ (ebd., S. 92). Soweit bezieht sich Arbitrarität auf das sprachliche Zeichen als statische Einheit im Lexikon einer Sprache. Die Verwendung der arbiträren sprachlichen Zeichen ist wiederum konventionalisiert, d.h. die Verbindung von Zeichengestalt und Bedeutung ist für alle Sprecher verbindlich. Somit beruht „jedes in einer Gesellschaft rezipierte Ausdrucksmittel im Grunde auf einer Kollektivgewohnheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auf der Konvention“ (de Saussure 1976, S. 80). Die „Arbitrarität des sprachlichen Zeichens ergibt sich also bereits aus der Konventionalität von Sprache.“ (Bußmann 2002, S. 378). Mit anderen Worten: Die Konventionalität stellt sicher, dass das arbiträre sprachliche Zeichen einem für alle verbindlichen semantischen Wert<sup>14</sup> entspricht, der in der Kommunikation für alle gleichermaßen verwertbar ist.

Das sprachliche Zeichen hat als statische Einheit „innerhalb des Satzes eine bestimmte Position und Funktion inne“ (Reischer 2002, S. 38), wonach das arbiträre Zeichen nicht mehr nur eine „morphologische Form“ (ebd.) hat, sondern es erhält eine „syntaktische Kategorie“ (ebd.) und ein „semantisch-pragmatische[s] Potenzial“ (ebd.). Der

---

<sup>13</sup> Die **fett** Markierung des Wortes im Zitat wurde (auch im Folgenden) von der Verfasserin dieser Arbeit vorgenommen.

<sup>14</sup> Unter semantischem Wert wird in dieser Arbeit der Informationsgehalt (auch positiver, negativer/pejorativer Sinn) und damit das kommunikativ verwertbare Merkmal im sprachlichen Ausdruck verstanden. Es wird hier nicht im Sinne von Sem (semantisches Merkmal) verwendet. Auch wenn die definitorischen Grenzen zwischen den beiden Termini an manchen Stellen fließend sein können, verweist der Terminus „semantischer Wert“ immer auf den kommunikativen und damit pragmatischen Wert innerhalb eines sprachlichen Ausdrucks.

pragmatisch-kommunikative Wert ergibt sich also erst im sprachlichen Ausdruck, durch die syntaktische Kombination sprachlicher Zeichen und ihrer semantischen Werte. Sprachliche Verständigung besteht demnach nicht aus semantisch hermetisch-separierten sprachlichen Zeichen, die beliebig kombiniert werden, sondern sie müssen semantisch kongruent sein.

So wird beispielsweise das Verb *essen* grundsätzlich mit einem Subjekt mit dem semantischen Merkmal [+Mensch] und das Verb *fressen* grundsätzlich mit einem Subjekt mit dem semantischen Merkmal [+Tier] kombiniert. Werden die Verben mit einem Subjekt, das das jeweils andere semantische Merkmal [+ Tier] oder [+ Mensch] trägt, kombiniert, wird damit etwas Spezielles ausgesagt.

Die Sprachkonvention reguliert nicht nur verbales Sprachverhalten (Sprachverwendung: Konventionalität des sprachlichen Zeichens), sondern auch nonverbales Sprachverhalten.

„Konvention [ist eine] Verhaltensregularität von Mitgliedern einer Gruppe, die wiederholt vor einem Koordinationsproblem stehen (einer Situation, in der wechselseitiger Nutzen von koordiniertem Verhalten abhängt) und dies auf eine bestimmte von mehreren möglichen Weisen lösen, wobei und weil sie das Entsprechende von den anderen erwarten (vgl. LEWIS [1969]). [...] Versteht man sprachliche Kommunikation als ein Koordinationsproblem, so sind die fundamentalen Verhaltensregularitäten des Sprachgebrauchs, die Konventionen einer bestimmten Sprache, eine Lösung dieses Problems und die Konventionen anderer Sprachen sind andere Lösungen des gleichen Problems.“ (Bußmann 2002, S. 378)

Man könnte anstatt „Koordinationsproblem“ auch Verständigungs- oder Verstehensprobleme einsetzen. Eine Konvention dient der Vermeidung dieser Verständigungs-<sup>15</sup> oder Verstehensprobleme und reguliert die Verwendungsweise sprachlicher Zeichen und Ausdrücke. Zur Sprachkonvention gehören ebenfalls „die internalisierten Interpretationsregeln“ (Stein 2004, S. 249), an welchen sich „beobachten lässt, von welchen Verstehensvoraussetzungen Interaktionspartner ausgehen.“ (ebd.)

---

<sup>15</sup> Stein (2004) setzt sich mit „Semantische[r] Flexibilität im Alltagsgespräch“ (Titel) und „Verständigungsprobleme[n] und ihre[r] Behandlung“ (S. 249 ff.) auseinander.

Da in dieser Arbeit Monologe analysiert werden, werden die „Interaktionspartner“ in diesem Fall von K.V. und seinem Publikum (passive Rezipienten) repräsentiert<sup>16</sup>. An der generellen sprachlichen Gestaltung bzw. der schrittweisen Bedeutungskonstitution<sup>17</sup> bei K.V. lassen sich seine Verstehensvoraussetzungen, von denen er ausgeht, erkennen.

„Eugenio Coseriu hat der Terminologie de Saussures einen weiteren Begriff hinzugefügt: die Norm, genauer die Sprachgebrauchsnorm. Damit ist die Art und Weise gemeint, wie die Parole **normalerweise** verwirklicht wird.“ (Kessel/Reimann 2012, S. 136)

Besonders hervorzuheben ist hier „normalerweise“. Denn es besteht immer noch die Möglichkeit ungewöhnlicher Sprachproduktion, die dennoch verständlich ist. Dies wird besonders in Kommunikationssituationen zwischen Muttersprachlern mit Nicht-Muttersprachlern deutlich. Im Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht sind Lehrkräfte oft mit sprachlichen Produktionen konfrontiert, die ein Muttersprachler so nicht produzieren würde, die aber trotzdem verständlich sind. Der Grad der Verständlichkeit ist schwer zu messen und hängt nicht zuletzt von der empathischen Fähigkeit des Hörers (Muttersprachlers) ab. Allerdings beeinflusst der Aspekt der sprachlichen Fehler-Toleranz den Willen des Muttersprachlers, den Nicht-Muttersprachler verstehen zu wollen. Die Toleranz von Muttersprachlern anderen Muttersprachlern gegenüber ist weit niedriger als Nicht-Muttersprachlern gegenüber, wenn es um die Einhaltung der vermeintlich absoluten Konvention geht. Es stellt sich des Weiteren die Frage, wie sehr die Verstehbarkeit sprachlicher Ausdrücke von der völligen Einhaltung einer Sprachkonvention abhängt.

„Eine solche Konstellation gegenseitiger Erwartungshaltungen und Verhaltensregulartäten bzw. -regulierungen ist eine **Konvention**. Ein Verhalten ist dann konventionell, wenn die Mitglieder einer Gruppe – z.B. sämtliche Sprecher einer Sprachgemein-

---

<sup>16</sup> Es sei hier bereits darauf hingewiesen, dass die Bezeichnung als Monolog in Anlehnung an den Titel des Bandes 1 „Monologe und Soloszenen“ vorgenommen wurde. Ob die Bezeichnung als solche der Gattung „Monolog“ entspricht, ist für die Analyse der Texte jedoch nicht von vordergründigem Interesse.

<sup>17</sup> Vgl. Schwitalla (2012, S. 34-35). Der Aspekt „Bedeutungskonstitution“ wird in den Unterkategorien des Kapitels „Denotation vs. Konnotation“ erneut aufgegriffen.

schaft – sich auf eine bestimmte Art und Weise nur aus dem einen Grund verhalten, dass jeder von jedem Anderen denkt, dass er es ebenso tut.“ (Reischer 2002, S. 41)

Wie wird unkonventionale Sprachverwendung unter Muttersprachlern beurteilt? Diese Frage kann nicht allgemeingültig beantwortet werden. Die Antwort hängt ebenfalls von der Toleranz und Flexibilität der Beteiligten ab und nicht zuletzt auch von der Situation und der Schwere des Verstoßes gegen die Konvention, spiegelt diese schließlich „eingeschliffene Gewohnheiten“ (Schwimmer 1977, S. 44) wider. Eine Sprachkonvention entsteht nicht zuletzt aus der Spracherfahrung der Sprecher einer Gruppe und somit aus Erfahrungswerten, welche Sprachverwendungsnorm in und für die Sprechergruppe funktioniert und zielführend ist. Aus der Spracherfahrung werden so Erfahrungswerte, aus denen sich eine Sprachkonvention (Sprachnorm) und damit auch eine Sprachroutine ergeben.

Ein weiterer Aspekt der Konvention (Norm) ist auch die sprachliche Stilistik:

„Stilistik als das Wie des Textformulierens hat überhaupt sehr viel mit der Handlungskomponente Kontakt und Beziehung zu tun. ‚In bestimmten Situationen, für bestimmte Arten sprachlichen Handelns, in bestimmten sozialen Gruppen usw. sind bestimmte Formulierungsarten konventionell; sie sind für Sprecher und Adressaten gegenseitig erwartbar‘ (Sandig 16).“ (von Polenz 2008, S. 225)

Die Subjektivität der Situation und der Beziehungen beeinflusst somit die Konvention einer Sprechergruppe. Es stellt sich also die Frage, für wie viele Sprecher der deutschen Sprache die bzw. eine Sprachkonvention gilt.

Die bisher vorgestellten Konzepte und Aspekte von Sprachkonvention (in Bezug auf sprachliche Ausdrücke) betonen einerseits den für eine Sprechergemeinschaft verbindlichen Charakter<sup>18</sup>, räumen andererseits aber auch die Möglichkeit individueller Formen<sup>19</sup> ein. Dennoch werden Verstöße gegen die vermeintlich einzige Sprachkonvention streng beurteilt.

---

<sup>18</sup> Reischer bezeichnet die „konventionale Sprachpraxis einer Sprechergemeinschaft“ als „E-Sprache“ (Reischer 2002, S. 43).

<sup>19</sup> In den individuellen Formen, der „I-Sprache“ sieht Reischer eine „individuelle Kompetenz zum Gebrauch eines Zeichens“ (ebd.).



„Ein geistig normaler Sprecher kann von der standardmäßigen Verwendungspraxis eines E-Wortes nicht einfach so abweichen, indem er seinem I-Pendant dieses Wortes eine vollkommen andere individuelle Verwendungsregularität gibt. Tut er es dennoch, wird er von den anderen Sprachteilnehmern nicht mehr verstanden und vielleicht sogar als geisteskrank hingestellt.“ (Reischer 2002, S. 43)

Manfred Geier und Armgard Seegers kommen bezüglich der Sprache K.V.s zu einem ähnlich harten Urteil:

„Es soll uns hier jedoch der Hinweis genügen, daß unter kulturhistorischem Gesichtspunkt der sprachliche Orientierungspunkt von Valentins Destruktionen als **defizitär** erscheinen muß. Bestimmte Möglichkeiten des sprachlichen Verkehrs und der sprachlichen Verallgemeinerung/Abstraktion, deren Aneignung des Heranwachsenden ist, werden noch nicht beherrscht.“ (Geier 1979, S. 23)

„Das **Nichtbeherrschen der Objektwelt** spiegelt sich im **Nichtbeherrschen der Sprache**. [...] Der **fehlerhafte Gebrauch von Sprache** macht seine Sprache als eine verkehrte deutlich.“ (Seegers 1983, S. 92-93).

Geiers Beurteilung von K.V.s Sprache als „defizitär“ ist deutlich in einen kulturhistorischen Kontext gestellt. Friedrich Tulzer greift dies auf und schreibt ebenfalls, dass „Valentins Sprachdenken gegenüber dem erwachsenen defizitär ist und die verallgemeinernde Abstraktion noch nicht beherrscht wird“ (Tulzer 1987, S. 84), Seegers spricht sogar vom „Nichtbeherrschen der Sprache“. In dieser Arbeit wird die Position vertreten, dass K.V.s Sprachproduktionen durchaus affektiv und eigensinnig sind, es jedoch keineswegs zutrifft, dass K.V.s Sprache defizitär sei oder er die Sprache nicht beherrschen würde.

Es ist bedingt zutreffend, dass manche sprachlichen Phänomene stärker an die Sprachkonvention gebunden sind, andere jedoch weniger. Mit Beispielen aus der Wortbildung lässt sich dies belegen. Die Bedeutung deutscher Komposita – vor allem Determinativkomposita – kann, so lange sie nach den grundsätzlichen Regeln der Wortbildung gebildet wurden, abgeleitet und somit verstanden werden. Dies trifft sowohl auf

lexikalisierte Wortbildungen, also dem konventionalen Lexikon zugehörige Wortbildungen, als auch auf okkasionelle Wortbildungen zu, die im Moment entstehen und sich nicht zwangsläufig etablieren und ins Lexikon aufgenommen werden. Die Systematik ist also konventional, das „E-Wort“ (Reischer 2002, S. 43) hingegen nicht. Der Grad und der Bereich der Abweichung von der Konvention sind mitentscheidend, ob ein sprachliches Zeichen trotzdem verstanden wird.

Am Beispiel des Monologs „Zwangsvorstellungen“<sup>20</sup> kann das Dennoch-Verstehen trotz unkonventionaler Verwendungsweise belegt werden. Das Kompositum *Zwangsvorstellungen* existiert bereits im allgemeinen Lexikon und ist mit einer bestimmten Bedeutung besetzt. K.V. versteht unter dem sprachlichen Zeichen jedoch etwas anderes<sup>21</sup>. Was er unter „Zwangsvorstellung“ versteht, erklärt er im Monolog. Er verhandelt die Bedeutung der Wortbildung für diesen speziellen Kontext bzw. für diese spezielle Situation sozusagen neu.

Die Eingrenzung der Gültigkeit einer Konvention auf ein sprachliches Zeichen ist ohnehin unsinnig, da im Hinblick auf Konvention nicht von Sprechern, die sich einer Ein-Wort-Kommunikation bedienen – wie es bei Kindern der Fall ist, die beginnen eine Sprache zu erwerben – ausgegangen wird, sondern von Sprechern, deren Sprachfähigkeit bereits voll ausgebildet ist. Diese Sprecher bedienen sich nicht mehr nur einzelner sprachlicher Zeichen, sondern sie verwenden komplexere sprachliche Gebilde und Strukturen. Das sprachliche Zeichen verhält sich in einem Kontext (in der direkten sprachlichen Umgebung) jedoch anders, als das als statische Einheit im Lexikon der Fall ist.

Es ist Reischer (2002, S. 43) insofern zuzustimmen, dass ein Abweichen „von der standardmäßigen Verwendungspraxis“ (ebd.) Konsequenzen für eine Kommunikationssituation hat, es kann ihm jedoch nicht zugestimmt werden in Bezug auf das harte Urteil, dass eine nicht standardmäßige Verwendungsweise den Produzenten automatisch und unweigerlich als „geisteskrank“ entlarvt.

„Eine Konvention ist vergleichbar mit einer ‘Kollektivgewohnheit’, der sich jeder hingibt: Wir alle verwenden die Zeichen aus Gewohnheit eben so, wie wir sie ver-

---

<sup>20</sup> Eine detaillierte Beschreibung des Monologs und der eigenwilligen Bedeutungskonstitution der Wortbildung findet sich im Kapitel „Pseudo-Etymologien“.

<sup>21</sup> Nicht-lexikalisierte/unkonventionelle Bedeutung.

wenden, wohl erwartend, dass die anderen es ebenso tun, wenn sie damit z.B. ihre Absicht mittels Zeichen signalisieren wollen. Eine Konvention ist zugleich auch die Lösung eines Koordinationsproblems, sei es durch explizite Absprache (wie bei einem Termin, zu dem ja zumindest zwei gehören) oder durch einen impliziten Prozess der Verabredung (wie bei sozialen Verhaltensweisen, z.B. dass man auf Beerdigungen Schwarz und bei Hochzeiten Weiß trägt, ohne dass dies meines Wissens irgendwo niedergeschrieben wäre).“ (ebd., S. 41)

Gewohnheit ist etwas Individuelles und Subjektives. In dieser Arbeit wird durchaus auch die Position vertreten, dass Sprachkonvention Sprachgewohnheit ist. Diese entsteht während des Spracherwerbs und hängt vom Verlauf der Verhandlungen bezüglich der Wortbedeutungen und der Verwendungsweise sprachlicher Zeichen ab. Mit dem Spracherwerb werden also Sprachkonvention (Sprachgewohnheit) bezüglich Bedeutung und Verwendungsweise sprachlicher Zeichen internalisiert. Durch soziale Interaktion mit Sprechern außer der am Spracherwerb Beteiligten werden die bisher internalisierten Normen neu verhandelt und gegebenenfalls neu festgelegt. So ergeben sich unterschiedliche Lekte (Idiolekte, Genderlekte, Gerolekte etc.) (vgl. Roche 2008, S. 136), sozusagen Unter-Konventionen. So wie sich Sprache im Laufe der Zeit wandelt, wandelt sich auch die Konvention. Daraus ergibt sich jedoch eine Flexibilität und Veränderbarkeit der Sprachkonvention. Entsprechend wird in dieser Arbeit bei Sprachkonvention eher von einem Richtwert ausgegangen, der von Sprechergruppen abhängig ist und der keineswegs dogmatisch zu verstehen ist.

An der – im wörtlichen Sinne – eigensinnigen Sprachverwendungsweise K.V.s wird deutlich, dass Sprachkonvention ein Phänomen ist, das gewissermaßen in einem Spannungsfeld zum Sprachsystem steht und damit zum Potenzial und den Möglichkeiten, die eine Sprache und ihr System bieten. Des Weiteren wird deutlich, dass eine unkonventionale Sprachverwendung nicht zwangsläufig zum Missverstehen führen muss. Reisch bezeichnet „Kommunikation [selbst] als Sprachspiel“ (Reischer 2002, S. 51). Bei einem Spiel wird durch grundsätzliche Regeln ein verbindlicher Rahmen gesetzt. Eine kreative Auslegung der Regeln kann für andere Mitspieler auf den ersten Blick als Regelverstoß erscheinen, bei genauerem Hinsehen wird dann jedoch festgestellt, dass die Regeln durchaus eingehalten wurden, wenn auch kreativ und eigenwillig.

„Der Werkzeugcharakter des Zeichens – betreffend sowohl die Sprechergruppe als auch den Einzelnen – manifestiert sich als Kollektivgewohnheit bzw. individuelle Gewohnheit, zur Lösung bestimmter Aufgaben bestimmte Mittel einzusetzen: Der Einsatz eines sprachlichen Zeichens als Werkzeug dient dem Zweck, dem Kommunikationspartner wahrnehmbare Anhaltspunkte für seine dahinter stehende Absicht der Zeichenverwendung zu geben.“ (ebd., S. 63)

Die „dahinterstehende Absicht der Zeichenverwendung“ bei K.V. dürfte die Unterhaltung seines Publikums sein. Die Aufmerksamkeit des Publikums dürfte durch eine unkonventionelle Gestaltung der Texte einfacher zu erreichen sein als durch eine gewöhnliche. Je nachdem, in welchem Licht und aus welchem Blickwinkel man K.V.s Sprachproduktionen und vermeintliche Verstöße gegen die Sprachkonvention sieht, ergibt sich ein positives oder negativ(es) Urteil. Helmut Schwimmer (1977) schreibt in diesem Zusammenhang: „Immer wieder stolpert Valentins Sprachmißtrauen über die Konventionalität der herkömmlichen Sprachverwendung“ und, dass „es stets Redensarten und Sprichwörter [waren], an denen sich seine Sprachkritik entzündete“ (Schwimmer 1977, S. 44). Wie die folgende Analyse der K.V.-Monologe zeigen soll, sind es nicht nur Redensarten und Sprichwörter, deren Genauigkeit K.V. hinterfragt. Zudem wird hier die Meinung vertreten, dass nicht zwangsläufig Sprachmisstrauen der Grund für K.V.s sprachliche Spielereien und Haarspaltereien sein muss. Es scheint, als sehe er das Potenzial der Sprache und damit die Möglichkeiten des Sprachsystems in der Sprachverwendungsnorm noch nicht ausgeschöpft.

In den folgenden Analyse-Kategorien wird immer wieder auf (vermeintliche) Verstöße gegen die Sprachkonvention hingewiesen. Um Wiederholungen zu vermeiden, wurde bei den vorangegangenen Ausführungen zum Begriff Sprachkonvention auf ausführliche Beispiele aus den K.V.-Texten verzichtet.

## 2.4.2 Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit

„Ist das Theater nicht auch Schule, **Fragezeichen!**“

(SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 103, Z. 35)

Die Annäherung an die Aspekte Mündlichkeit und Schriftlichkeit hängt von der Fragestellung, dem Untersuchungsgegenstand und der Zielsetzung ab. In Bezug auf K.V. ist die Betrachtung der Aspekte Sprachkonvention und deren Wechselwirkung mit dem gewählten Medium (graphischer Code, phonischer Code) bzw. der Konzeption (gesprochen, geschrieben)<sup>22</sup>, sowie deren Auswirkung auf Sprach-Strategien und -Stil von Interesse. Die Spracherwerbsforschung gibt Aufschluss bezüglich Internalisierung von Konventionen und Prinzipien<sup>23</sup> mündlicher bzw. schriftlicher Sprache als Ursprung des aktuellen Stands der angewandten Sprache.

„Die Schrift ist in der Regel ein sekundäres System, das heißt, es wird zu einem bestimmten Zeitpunkt geschaffen, um mündliche Sprache zu fixieren. Dabei entwickelt es natürlich eigene Konventionen und Prinzipien, die ihrerseits wieder auf die mündliche Sprache zurückwirken können. So passt sich der gehobene gesprochene Stil oft an schriftsprachliche Normen an. Als sekundäres System entwickelt sich die Schrift zwar anders und meist viel konservativer als die gesprochene Sprache.“ (Roche 2008, S. 149)

Roche deutet damit an, dass die gewählte Sprachform mit einer eigenen Konvention und eigenen Prinzipien einhergeht. Je nachdem, welcher Sprachform (mündlich/schriftlich) und welcher Varietät (Mundart/Hochsprache<sup>24</sup>) man sich bedient, ändern sich weitere sprachliche Gestaltungsmomente, die durch die vorgegebenen Konventionen und Prinzipien mehr oder weniger restringiert sind.

Im Zusammenhang der Textsituation wurde bereits erwähnt, dass K.V.s Texte primär für den mündlichen Vortrag konzipiert sind. Zudem war die Verschriftlichung der mündlichen, für die Bühne produzierten Texte sekundär.

---

<sup>22</sup> vgl. Koch/Oesterreicher (1985).

<sup>23</sup> Jörg Roche (2008) setzt sich mit dieser Thematik im Kontext des Fremdspracherwerbs und der Fremdsprachendidaktik auseinander.

<sup>24</sup> Die Aspekte Mundart und Hochsprache als Faktoren sprachlicher Produktionen werden im nächsten Kapitel näher betrachtet.

„Es ist ja ein Unterschied, ob etwas ursprünglich Gesprochenes nachträglich wortwörtlich aufgeschrieben wurde (phonetisch oder orthographische Transkriptionen) oder ob eine Mitteilung von vornherein für eine schriftliche Fassung formuliert wurde. Und umgekehrt gilt dieselbe Unterscheidung für etwas ursprünglich Aufgeschriebenes, dem erst nachträglich eine Stimme geliehen wird, indem es vorgelesen oder auswendig gelernt nachgesprochen wird.“ (Schwitalla 2012, S. 20)

Das Spannungsfeld, welches im Deutschen zwischen mündlicher Sprache und schriftlicher Sprache besteht, zeigt sich auch an den K.V.-Texten deutlich. Ein (primär) mündlich konzipierter Text unterscheidet sich von einem (primär) schriftlich konzipierten Text. Wird ein mündlicher Text verschriftlicht, so ergeben sich unter Umständen sprachliche Eigenheiten, da ein mündlicher Sprachstil in schriftlicher Fassung oft eigenartig bis übertrieben wirkt. Hinzu kommt, dass man scheinbar automatisch zu einem anderen Sprachstil wechselt (internalisierter schriftsprachlicher Duktus), sobald man einen Text schreibt. Der Einfluss des schriftlichen Standards wird bei der Verschriftlichung eines ursprünglich und konzeptionell mündlichen Textes evident.

„[D]ie Zuweisung sprachlicher Erscheinungen zur Registerskala im Gesprochenen stimmt nicht mit der im Geschriebenen überein, sondern ist so verschoben, daß z. B. geschrieben ‚familiär‘ gesprochen ‚neutral‘ entspricht.“ (Koch/Oesterreicher 1985, S. 16)

Koch und Oesterreicher setzen sich in ihrem Aufsatz „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte.“ (ebd., S. 15-43) mit den Konzepten gesprochen/geschrieben und dem Medium graphischer Kode/phonischer Kode auseinander:

		Konzeption	
		gesprochen	geschrieben
Medium	graphischer Kode	faut pas le dire	il ne faut pas le dire
	phonischer Kode	[fopaldiR]	[ilnəfopalədiR]

Schaubild 1: Koch/Oesterreicher 1985, S. 17. Vgl. auch Schwitalla 2012, S. 20.

Die K.V.-Texte sind ursprünglich mündliche Texte (phonischer Kode), die erst im Nachhinein verschriftlicht (graphischer Kode) wurden. Nach dem Vierfelderschema von Koch/Oesterreicher sind die K.V.-Texte, die in dieser Arbeit untersucht werden, demnach folgendermaßen einzuordnen: „Konzeption: gesprochen“, „Medium: graphischer Kode“.

Koch/Oesterreicher betonen, dass „das Verhältnis von phonischem und graphischem Kode im Sinne einer strikten Dichotomie zu verstehen ist, während die Polarität von ‚gesprochen‘ und ‚geschrieben‘ für ein Kontinuum von Konzeptionsmöglichkeiten mit zahlreichen Abstufungen steht“ (ebd., S. 17)<sup>25</sup>. Die Einordnung der K.V.-Texte ist bezüglich des graphischen Kodes eindeutig, bezüglich der Konzeption können die Texte durchaus generell als „konzeptionell gesprochen“ eingestuft werden, können jedoch auch Merkmale der Konzeption „geschrieben“ aufweisen. Für die hier angestrebte Analyse der Sprache K.V.s reicht die vorgenommene Einordnung (Medium: graphischer Kode, Konzeption: gesprochen) vorerst aus.

Für die „relative Situierung im konzeptionellen Kontinuum“ listen Koch/Oesterreicher die kommunikativen Parameter „soziales Verhältnis, Anzahl, räumliche und zeitliche Situierung der Kommunikationspartner; Sprecherwechsel; Themafixierung; Öffentlichkeitsgrad; Spontaneität und Beteiligung; Rolle des sprachlichen, des situativen und soziokulturellen Kontexts (geteilte Wissensbestände, gemeinsame gesellschaftliche Werte und Normen etc.)“ (ebd., S. 19). Die beiden Pole ‚gesprochen‘ und ‚geschrieben‘

<sup>25</sup> Schwitalla (2012) betont ebenfalls, „dass es zwischen gesprochenen und geschriebenen Äußerungen, jetzt im konzeptionellen Sinne verstanden, keine scharfe Trennlinie gibt, sondern dass es gradweise Abstufungen geben kann.“ (S. 20)

benennen Koch/Oesterreicher des Weiteren als „Sprache der Nähe“<sup>26</sup> und „Sprache der Distanz“<sup>27</sup> (ebd., S. 21). Wobei die „Nähekommunikation [...] zwischen Kommunikationspartnern statt[findet], die sich von Angesicht zu Angesicht begegnen“ (Schwitalla 2012, S. 21) und „Kommunikation im Distanzbereich [...] gegeben [ist], wenn die Beteiligten räumlich (Telefongespräch) oder räumlich und zeitlich (Brief) getrennt sind“ (ebd.).

Koch und Oesterreicher räumen auch in diesem Zusammenhang ein, dass die Charakteristika keineswegs dogmatisch angewandt werden sollten, und nennen als „interessante[n] Fall der elaborierten Mündlichkeit“ (Koch/Oesterreicher 1985, S. 30) den künstlerisch-ästhetischen Diskurs und beschreiben hierfür folgende „konstitutive Züge [...] primärer Mündlichkeit“ (ebd.): „Prozeßhaftigkeit der Gestaltung, die Inszenierung des Vortrags, die Interaktion zwischen Sänger, Spielmann, Erzähler und seinem Publikum“ (ebd.).

Bei K.V. lässt sich das Verhältnis zwischen Medium und Konzept gut beobachten. Die dialektale bzw. mundartnahe Sprachebene ist das Medium der mündlichen Texte. Bei der Verschriftlichung der ursprünglich mündlichen Texte verfällt auch K.V. in einen schriftsprachlichen Duktus. In Zuge dessen geschieht eine (vermutlich unbewusst) automatische Angleichung an den standard- bzw. schriftsprachlichen Standard. Der Grad der Angleichung variiert dabei stark und wird besonders an den Textvarianten des Monologs „Das Aquarium“ deutlich.

„So stehen diatopisch stärker markierte Varietäten (Dialekte, Regiolekte) dem Gesprochenen ebenso nahe wie diastratisch ‚niedrig‘ einzustufende Varietäten (‚Volkssprache‘, Argots). In diaphasischer Hinsicht springt die Nähe ‚niedriger‘ Register (familiär, vulgär, etc.) zum Gesprochenen so sehr ins Auge [...]“. (ebd., S. 16)

Vergleicht man die drei Textvarianten des Monologs „Das Aquarium“ miteinander, so fällt auf, dass der edierte Haupttext (Aquarium I) – die beiden Textvarianten (Aquarium II und III) sind im Anhang des Bandes zu finden – stark standardsprachlich angeglichen

---

<sup>26</sup> „‚Dialog‘, ‚freier Sprecherwechsel‘, [...] ‚freie Themenentwicklung‘, ‚keine Öffentlichkeit‘“ (Koch/Oesterreicher 1985, S. 21).

<sup>27</sup> „‚Monolog‘, ‚kein Sprecherwechsel‘, [...] ‚festes Thema‘, ‚völlige Öffentlichkeit‘“ (ebd.).



ist. Man findet nur wenige Elemente, die auf Mündlichkeit hinweisen<sup>28</sup>. Dazu gehören beispielsweise Gestaltungsmomente wie Publikumsbezug und strukturierende Elemente, die in der folgenden Tabelle gegenübergestellt werden.

<b>Das Aquarium I</b>	<b>Das Aquarium II</b>	<b>Das Aquarium III</b>
„Weil wir gerade von einem Aquarium reden“ (S. 13, Z. 5)		
„ich weiß nicht, ob Sie das Haus kennen.“ (ebd., Z. 11)		„Ich weiß net, ob sie [sic] das Haus kennen.“ (S. 184)
„man sagt ja nur so.“ (ebd., Z. 15)	„man sagt eben so“ (S. 183)	„ma sagt halt so“ (S. 184)
„Wenn Sie nämlich oben Wasser hineinschütten würden [...] da könnten Sie ja oben zehn, zwanzig oder dreißig Liter hineinschütten [...]“ (ebd., Z. 23-25)		
„Drum ist eben alles von der Natur so wunderbar eingerichtet.“ (ebd., Z. 31-32)		„Drum is eben alles von der Natur so wunderbar eingerichtet.“ (S. 185)
„Jetzt hat mich neulich mal die Dummheit geplagt [...]!“ (ebd., Z. 34-35)		„jetzt hat mich neulich amal die Dummheit plagt“ (ebd.)
	„nicht, daß Sie glauben“ (S. 182)	
	„Seh’n Sie“, „ja sehen S““ (S. 183)	
	„ja wissen Sie“ (S. 184)	
	„ich mach’s ja nur, daß Sie’s besser verstehen“ (S. 183)	
	„Das werden die Herrschaften kaum verstanden haben.“ (S. 183)	
	„Sagen wir“ (S. 183)	„sagn ma“ (S. 185)
„Aber es ist ja wieder von der Natur so schön eingerichtet [...]“ (S. 14, Z. 19-20)		

<sup>28</sup> Weitere Beispiele befinden sich im Anhang „Nicht-hochsprachliche Lexik“. Im Besonderen soll hier auf die Beispiele 7, 40 und 44 hingewiesen werden.

Die Grundlage der Textvariante I (Aquarium I) wurde 1926 im Verlag Max Hieber (vgl. SW 1, Anhang: S. 182) publiziert, die Textvarianten II und III – Aquarium II um 1916 und Aquarium III um 1920 – im Verlag von Karl Valentin. Die stärkere Angleichung des Textes I ist mit ziemlicher Sicherheit auf die Veröffentlichung durch den Verlag Max Hieber zurückzuführen, da der Verlag eigene Interessen vertritt und der Verlag bzw. dessen Lektoren somit Einfluss auf die Texte genommen haben. Durch die Veröffentlichung im eigenen Verlag hatte K.V. die Freiheit, die Texte nach eigenem Gutdünken zu verschriftlichen und zu publizieren.

Der wahrscheinlich auffälligste Unterschied zwischen mündlichen Texten und schriftlichen Texten ist das verwendete Tempus (vgl. Koch/Oesterreicher 1985, S. 28). Während das Perfekt für mündliche Texte – besonders für das Bairische – typisch bzw. normal ist, sind es das Präteritum und auch das Plusquamperfekt in schriftlichen Texten. Wird das Präteritum in einem konzeptionell mündlichen Text bzw. in mundartnahen/dialektalen Texten verwendet, sticht dies besonders hervor. Der Text „Karl Valentins Olympia-Besuch 1936“ (SW 1, KVOlymp: S. 138-139) ist zwar standardsprachlich, wonach die Verwendung des Präteritums nicht weiter auffallend wäre, vergleicht man diesen jedoch mit dem tendenziell standardsprachlichen Monolog „Das Aquarium“ (Textvariante I), so ist ein entscheidender Unterschied festzustellen: Das Aquarium ist zwar (mündlich) standardsprachlich, jedoch nicht konzeptionell schriftlich, „Karl Valentins Olympia-Besuch 1936“ hingegen ist standardsprachlich und konzeptionell schriftlich. Der mit K.V. vertraute Rezipient wird von dem adjektivreichen, förmlich anmutenden und schriftsprachlichen Sprachstil, besonders aber von der Verwendung des Präteritums überrascht. Die K.V.-Monologe sind sonst überwiegend konzeptionell mündlich und das Präteritum fällt, da es im gesprochenen Deutsch nicht üblich ist, besonders auf. K.V. führt die Präteritum-Verwendung allerdings mit zwei Formen ad absurdum: „sahte“ (ebd.: S. 138, Z. 24), „scheinte“ (ebd., Z. 25).

### 2.4.3 Mundart/Dialekt – Hochsprache/Standardsprache

Die deutsche Sprache weist verschiedene Erscheinungsformen bzw. „Gebrauchsvarietäten“ (Löffler 2010, S. 137) auf. Mit dem Terminus „Varietät“ – „in Anspielung an das Suffix *-lekt* bei ‚Dia-lekt‘ auch Lekte genannt“ (Löffler 2010, S. 79) – wird versucht, dieses Phänomen zu beschreiben. Anhand der folgenden Definitionen und Beschreibungen wird deutlich, dass das Finden eindeutiger Kriterien, die den Sachverhalt nachhaltig und umfassend beschreiben, problematisch ist. König (2005) reiht den Dialekt ebenfalls bei den Lekten ein:

„Die Sprache eines Individuums nennt man Ideolekt [sic], die einer Gruppe Soziolekt. Dialekte definieren sich nach geogra[fi]sch bestimmten Deckungs- und Vorkommensbereichen von Idio- und Soziolekten. Eine Sprache besteht (in der Regel) aus einem Gefügekomp[lex] von Idiolekten, Soziolekten und Dialekten.“ (König 2005, S. 11)

Mit der Zeit wurde die Gruppe der Lekte um zahlreiche Varianten erweitert: z.B. Genderlekt, Xenolekt, Pädoлект, Gerolekt (vgl. Roche 2008), Situolekt, Funktioлект, Medioлект (vgl. Löffler 2010). Nach Königs Definition sind Idio- und Soziolekte dem Dialekt untergeordnete Erscheinungsformen und Dialekt wäre wiederum ein Subsystem des Systems der deutschen Sprache. Das Bairische „darf [jedoch] als eigenständiges Sprachsystem gelten und ist basisdialektal (d.h. in der originalen ländlichen Ausprägung) weitgehend unabhängig von der Hoch- und Standardsprache“ (Zehetner 2009, S. 17). Zudem wird hier die Meinung vertreten, dass es sich bei Lekten um Sprachformen handelt, die sich und damit auch ihr begrifflicher Inhalt schwerpunktmäßig auf Sprachnormen beziehen. Die Komponente *-lekt* suggeriert zum einen eine artgleiche Gruppierung mit den anderen Lekten und zum anderen, dass sowohl Dialekt als auch Mundart rein normfokussierte Formen wären. Dies ist bei der Mundart jedoch nicht der Fall. Aus diesem Grund wird hier ein Vorschlag zur Begriffsverwendung und zum Begriffsverständnis gemacht: Mundart und Hochsprache als Bezeichnungen eigenständiger Sprachsysteme und damit als systemorientierte Bezeichnungen, Dialekt und Standardsprache als normorientierte Bezeichnungen zu verwenden. Wobei Dialekt zwar regionale Färbungen und Elemente beibehält, aber das

hochsprachliche Sprachsystem bereits eine dominantere Rolle eingenommen hat als das mundartliche Sprachsystem.

Ludwig Zehetner und seine Koautoren verwenden die Bezeichnungen Dialekt und Mundart synonym. Sie heben ebenfalls den regionalen Aspekt hervor und nennen sechs Kriterien, die jedoch ebenfalls keine präzise und letztendlich befriedigende Definition garantieren (vgl. Zehetner 1985, S. 18):

„Heute verstehen wir unter Dialekt/Mundart in erster Linie die landschaftsgebundene Form einer Sprache; es steht also der regionale Aspekt im Vordergrund [...]. Und selbstverständlich ist Dialekt/Mundart von Natur aus gesprochene Sprache. [...] Alle Versuche einer präzisen Definition bleiben letztendlich unbefriedigend, selbst wenn sie die folgenden sechs Kriterien alle berücksichtigen: die sprachliche Entstehung (vor der Hochsprache), die grammatisch-lexikalischen Möglichkeiten (anders als die der Hochsprache, teilweise eingeschränkter), die räumliche Erstreckung (landschaftsgebunden), die Gesellschaftsschicht der Benutzer (Unterschicht – was südlich der Mainlinie nicht zutrifft, wo auch gehobene Schichten durchaus Dialekt sprechen), den Verwendungsbereich (mündlich, familiär-intim) und die kommunikative Reichweite (geringerer Verständigungsradius) [...].“ (ebd.)

Katja Kessel und Sandra Reimann unterstreichen, dass die „Abgrenzung der einzelnen Varietäten voneinander [...] nur bedingt möglich [ist], da sie sich teilweise überschneiden“ (Kessel/Reimann 2012, S. 139). Die Liste umfasst bei ihnen neun Varietäten: Idiolekt, Standardsprache, Dialekt, Umgangssprache, Fachsprache, Soziolekt, Sondersprache, Genderlekt und Nationale Varietäten (vgl. ebd., S. 139-146). Da es für diese Arbeit nicht zielführend ist, die Definitionen all dieser Varietäten zu diskutieren, soll hier nur auf die für die Analyse der K.V.-Texte relevanten eingegangen werden: Idiolekt, Dialekt und Standard- und Umgangssprache. Die Beschreibung und Definition von Idiolekt stimmt mit der von Werner König weitestgehend überein. In der Definition der Standardsprache und des Dialekts finden Aspekte Erwähnung, die sowohl bei Zehetner als auch bei König genannt wurden.

„Standardsprache oder Hochsprache (‚Hochdeutsch‘) ist die überregionale, schriftnahe Sprache, die in der Regel nicht die primäre Sprache im Spracherwerb darstellt. Sie ist besonders stark normiert/kodifiziert und wird in der Schule dann als die ‚richtige‘ Sprache (im Gegensatz zur Umgangssprache oder zum Dialekt, s.u.) erlernt. Die Standardsprache wird vor allem in der Schriftsprache verwendet [...]. Sie ist die Sprachnorm des öffentlichen Sprachgebrauchs. [...] Als Gegenpol zur Standardsprache wird oft der Dialekt (griech. *dialektos* ‚Sprache der Unterhaltung‘) angeführt; synonym dazu wird häufig der Terminus ‚Mundart‘ verwendet. Der Dialekt ist hauptsächlich durch seine Regionalität gekennzeichnet und oft ist er auch an bestimmte soziale Schichten gebunden, die nur über dieses Sprachregister verfügen.“ (ebd., S. 140)

Auch Ludwig Zehetner sieht in den Erscheinungsformen Dialekt und Hochsprache ein kontrastives Begriffspaar, wobei sie „kaum je rein auf[treten]“ (Zehetner 1985, S. 19). Um die Sprachwirklichkeit vollkommen zu erfassen, müssten die „unzählige[n] Zwischenstufen“ (ebd.) in die Skala zwischen den zwei Polen<sup>29</sup> „überregionale standardisierte Schriftsprache (auch ‚Schriftdeutsch‘, ‚Einheits-‘ oder ‚Standardsprache‘ einerseits und dem landschaftsgebundenen Dialekt andererseits“ (ebd.) mit aufgenommen werden. Eine dieser Zwischenstufen ist „der weite Bereich der Umgangssprache“ (ebd.). Zehetner betont die Schwierigkeit der Beschreibung und Charakterisierung (vgl. ebd.) und Kessel/Reimann die Unschärfe und Umstrittenheit (vgl. Kessel/Reimann 2012, S. 143) des Terminus Umgangssprache.

Die Benennung der Pole scheint also relativ klar, die Benennung der Zwischenstufen scheint hingegen problematisch zu sein. Das Begriffspaar Dialekt/Mundart und Hochsprache/Standardsprache bilden letztendlich – nicht nur begrifflich – die beiden Pole eines Spannungsfeldes. Es schließt sich direkt dem Spannungsfeld „konzeptionell mündlich“ und „konzeptionell schriftlich“ an.

Die Klassifizierung der verwendeten Sprachebene einer Sprachproduktion ist ebenso eine Herausforderung wie die präzise Definition, was Dialekt (vgl. Zehetner 1985, S. 18) ist und welcher „Rest“ der Hochsprache/Standardsprache zuzuordnen ist. Für die Betrachtung bzw. Analyse der K.V.-Texte ist das Einhalten sowie das Spiel bzw. das

---

<sup>29</sup> Mundart und Hochsprache stehen also ebenso für Pole eines Kontinuums wie „die Polarität von ‚gesprochen‘ und ‚geschrieben‘ für ein Kontinuum von Konzeptionsmöglichkeiten mit zahlreichen Abstufungen steht“ (Koch/Oesterreicher 1985, S. 17).

Brechen mit sprachlicher Konventionalität im Hinblick auf die Sprachebenen Mundart und Hochsprache von Bedeutung. Ebenso von Belang ist die Einordnung, ob ein Text tendenziell, überwiegend oder gänzlich konzeptionell mündlich oder schriftlich ist, um die für die Texte geltende Norm feststellen zu können. Die Aspekte „Schriftsprache“ und „gesprochene Sprache“ spielten im Rahmen der Definition der Varietäten schließlich ebenfalls eine Rolle. Die mundartlichen bzw. mundartnahen Texte müssten sich an der Norm gesprochener Sprache (also an der Mündlichkeit) orientieren, da Mundart eine Sprachebene gesprochener Sprache ist. Hochsprachliche Texte können hingegen sowohl konzeptionell mündlich als auch konzeptionell schriftlich sein, da Hochsprache die Sprachebene sowohl mündlicher als auch schriftlicher Texte sein kann. Somit müsste an den Texten ein mündlicher Standard (eine mündliche Sprachnorm) oder ein schriftlicher Standard (eine schriftliche Sprachnorm) evident werden.

Im Kapitel „Sprachkonvention“ wurde bereits gesagt, dass bestimmte sprachliche Phänomene (z.B. Wortbedeutungen, feste Wortverbindungen etc.) stärker normiert sind als andere. Dies trifft – wie Kessel/Reimann in ihrer Definition von Standardsprache schreiben – ebenso auf die Varietäten der deutschen Sprache zu. Somit hat jede Erscheinungsform/Varietät/Sprach(gebrauchs)form eine eigene Norm, deren Grenzen des Möglichen unterschiedlich weit bzw. eng gesteckt ist. Nun sind die Kombinationsmöglichkeiten sprachlicher Zeichen zahlreich und es ist fraglich, ob die Einhaltung der jeweiligen Norm so deutlich definiert ist und ob die Mischung von Normen verschiedener Varietäten per se normwidrig oder zulässig ist. Das entscheidende Moment ist das, was der Produzent meint und ob das Gemeinte im sprachlichen Ausdruck für den Rezipienten evident ist.

Grundsätzlich scheint eine Mischung der Erscheinungsformen für den Verstehens- bzw. Dekodierungsprozess unproblematisch. Die Sprachproduktion kann – sofern der Rezipient mit den Registern der verschiedenen Normen der Varietäten vertraut ist – trotzdem verstanden werden.

Der Monolog „Fremdenfahrt in München 1946“ ist deutlich schrift- bzw. standard-sprachlich angelegt, nur im Satzsatz wechselt K.V. plötzlich die Sprachebene:

„... Raus hams wieder miassn, nix war's mit der ewigen Ruhe – Amen.“ (SW 1, Fremdenfahrt: S. 157, Z. 15-16).

Der Monolog „Ich komme von der Hölle ’rauf“ ist wiederum mundartnah, lediglich die Verschriftlichung ist inkonsequent: „**I** bin nämlich der zünftigste Teufel, den Sie **Ihnen** denken können.“<sup>30</sup> (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 15-16)

Für die Verschriftlichung von Mundart gibt es jedoch keinen verbindlichen Standard. Die inkonsequente bzw. uneinheitliche Verschriftlichung mundartlicher Sprache in den K.V.-Texten stellt demnach keinen Regelverstoß dar und hat auf die Verständlichkeit der Texte keinerlei Auswirkung.

In der folgenden Tabelle werden Beispiele für variierende Verschriftlichung aufgeführt.

Beispiel	Text
„des“ (demonstrativ: das)	SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 15, 18; S. 42, Z. 1, 23; S. 43, Z. 1,
„dös“	SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 13, 23, 31, 34; S. 42, Z. 3, 10, 21, 26, 27; S. 43, Z. 8

Am Monolog „Ein Posaunensolo mit Posaunenbegleitung“ (SW 1, S. 41-43) kann zudem – neben der Verschriftlichungsvariation – das Aufeinandertreffen und Vermischen von Standardsprache und Mundart gezeigt werden.

hoch-/ standardsprachlich	Mischung	dialektal/ mundartlich
„Bei einem Geiger werden Sie nie sehen, dass der [...]“ (S. 41, Z. 12)	„ <b>sitz</b> ich hier im Stehen“ (S. 41, Z. 12)	„wissen’S, dös muss i nämli tun, net [...]“ (S. 41, Z. 13)

Die bereits erwähnten, für gesprochene Sprache typischen, mündlichen Partikel (vgl. Koch/Oesterreicher 1985, S. 27) werden hier als neutrale, sprachebenenunabhängige Marker mündlicher Sprache angesehen. Weitere distinktive Merkmale der Sprachebenen Hochsprache/Standardsprache (konzeptionell schriftlich) und Dialekt/Mundart (konzeptionell mündlich) sind unter anderem Synkope/Apokope, Kasus und Tempus (vgl. ebd.).

Die K.V.-Texte sind überwiegend konzeptionell mündlich und dialektal bzw. mundartnah<sup>31</sup>. Einzelne Texte sind jedoch tendenziell konzeptionell schriftlich und damit

<sup>30</sup> Mundartnah ist hier **fett** markiert.

standardsprachlich. So verwendet K.V. in „Karl Valentins Olympia-Besuch 1936“ (SW 1, KVOlymp: S. 138-139) z.B. das Präteritum und das Plusquamperfekt, und „Das Aquarium“ (SW 1, Aquarium I: S. 13-15) ist der Standard- bzw. Hochsprache und damit dem konzeptionell Schriftlichen näher.

In der folgenden Analyse werden die Texte im Hinblick auf verschiedene sprachwissenschaftliche Kategorien bzw. Aspekte hin untersucht, wobei die eingangs besprochenen Aspekte Sprachkonvention, Sprachebene und Konzeption (gesprochen, schriftlich) grundsätzlich bei jeder Kategorie als beeinflussende Aspekte mit berücksichtigt werden.

---

<sup>31</sup> Exemplarisch für eine mundartnahe Sprachebene und Lexik sollen hier „Die Hausmoasterin“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82-83), „Der Lebenslauf eines Wassermädchens“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77-78) und „3 Pfund Äpfel 25 Pfening“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79-81) genannt werden. In „Quo vadis“ (SW 1, QuoV: S. 82-83) mischt K.V. die Sprachebenen Mundart und Hochsprache.



## 2.4.4 Zusammenfassung

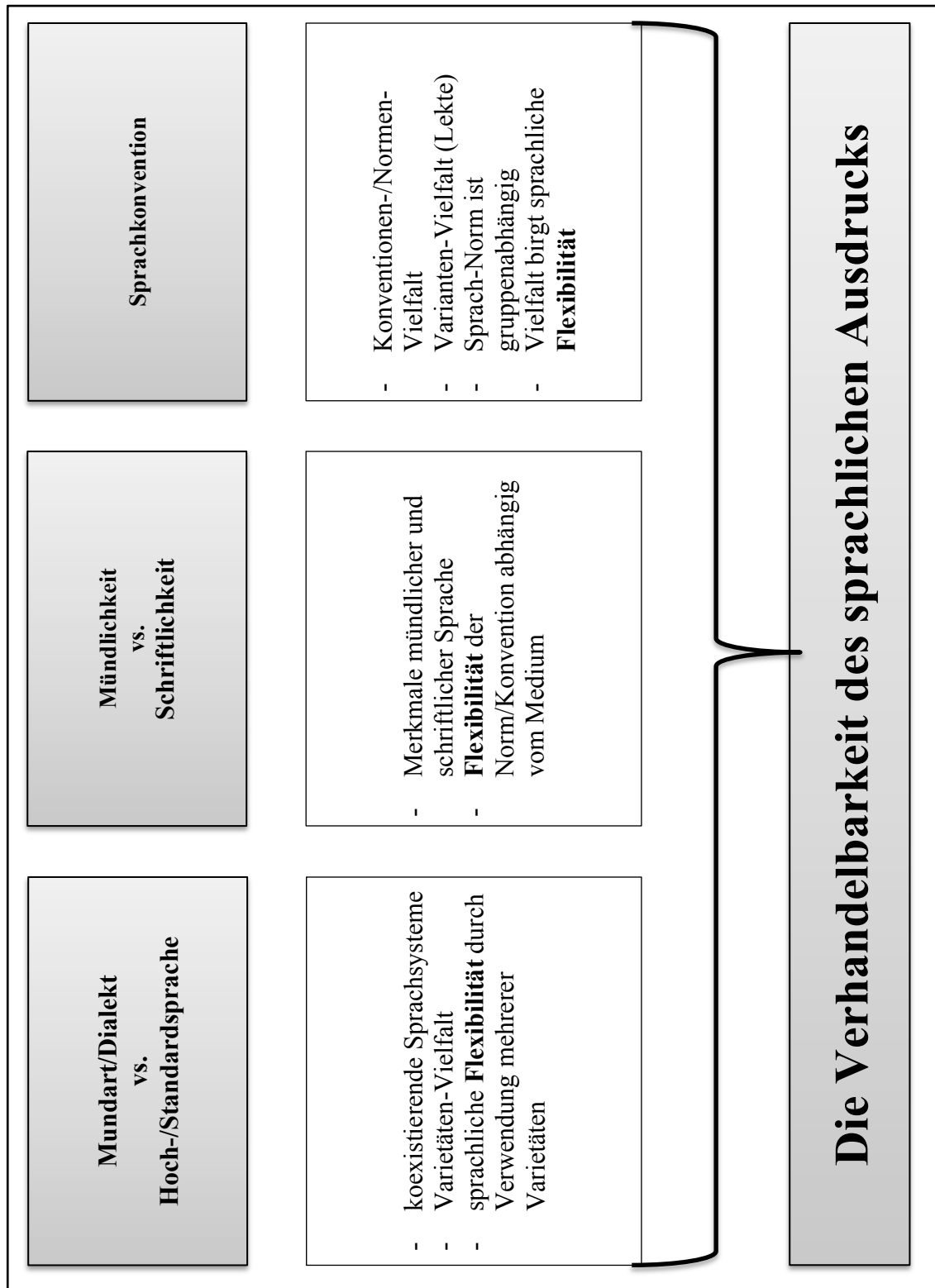


Schaubild 2: Zusammenhang zwischen sprachlichen Spannungsfeldern und der Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks.

### 3 Analyse

Sinnrelationen Sinnkonstitution	Semantische Flexibilität Semantische Stabilität Sprachkonvention	Denotation Konnotation	Absurder Nonsens
<ul style="list-style-type: none"> <li>- sinnkonstituierendes Korrelat (Titel)</li> <li>- Sinnkonstituenten im sinnleeren Raum</li> <li>- ad absurdum führen politischer und rednerischer Rhetorik</li> <li>- Thema-Rhema-Struktur</li> <li>- individuelle vs. kollektive Sinnkonstitution</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- semantisches Spannungsfeld: Semantische Stabilität vs. Flexibilität</li> <li>- eigentliche vs. uneigentliche Bedeutung</li> <li>- Ambiguität und Vagheit: kontextabhängige Wortbedeutung</li> <li>- Semantische Stabilität als Grundlage erfolgreicher Kommunikation und der Sprachkonvention</li> <li>- Sprachkonvention/-Norm: Regulierung und Koordinierung der Kommunikation</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- denotativer Merkmalkomplex</li> <li>- semantische Stabilität</li> <li>- konnotativer Merkmalkomplex</li> <li>- semantische Flexibilität</li> <li>- Affektivität, Assoziativität und Okkasionalität des sprachlichen Ausdrucks</li> <li>- valentinische Bedeutungskonstitution (besonders bei Wortbildungen)</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>- Absurdität der sprachlichen Handlung</li> <li>- Absurdität der Thema-Rhema-Struktur</li> <li>- Spannungsfeld: kollektiv vs. individuell konstituierte Realität</li> <li>- absurde Sprach-Produktionen als Potenzial der Sprache</li> <li>- Verhandelbarkeit der außersprachlichen Wirklichkeit im Vergleich zur Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks</li> <li>- Ausdrückbarkeit irrealer Sachverhalte</li> </ul>

## Die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks

Schaubild 3: Die Analyse-Kategorien und die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks.

„Kommunizieren bzw. Sprechen funktioniert tatsächlich wie ein Spiel [...]“ (Reischer 2002, S. 51)

### **3.1 Sinnrelationen und Sinnkonstitution: Der Titel als sinnkonstituierendes Korrelat**

Die Sinnhaftigkeit sprachlicher Ausdrücke hängt von verschiedenen Faktoren auf der Seite des Produzenten und auf der Seite des Rezipienten ab: situativer Kontext, (gemeinsames) Vorwissen, (gemeinsames) Sprach- bzw. „Kommunikationssystem“ (Zehetner 1985, S. 21) und dessen Sprachgebrauchsnorm bzw. -konvention, Registerwahl sowie gemeinsame „Standardinterpretationen für lexikalische Einheiten“ (Stein 2004, S. 249).

Bei K.V. ist es naheliegend, die Frage nach dem Sinn zu stellen. Seine Textproduktionen ohne nähere Betrachtung als Unsinn zu bezeichnen, wäre jedoch vorschnell. Vorab soll diskutiert werden, was (Un)Sinn aus linguistischer (pragmatischer) Sicht ist und wie sich dieser konstituiert bzw. konstituieren lässt. Allgemein-sprachlich werden für das Wort „Sinn“ im DUDEN (Bd. 10, 2002) folgende Bedeutungen angegeben:

- „1. *geistiger Gehalt einer Sache* [...]. Syn.: Aussage, Bedeutung, Inhalt.
2. *die Fähigkeit der Wahrnehmung und Empfindung* [...]. Syn.: Sinnesorgan.
3. *innere Beziehung zu etwas, Gefühl (für etwas)* [...]. Syn.: Gespür.“ (ebd., S. 822)

Berücksichtigt man die allgemeinsprachliche Beschreibung des Wortes „Sinn“, so spielt die Sinneswahrnehmung eine Rolle bei der Sinnerfahrung und somit auch der Sinnkonstitution. Das sprachliche Zeichen ist in der geschriebenen Variante ein materieller und sichtbarer, in der gesprochenen Variante ein hörbarer Sinnträger. In der (Allgemeinen) Sprachwissenschaft unterscheidet man zwischen Sinn und Bedeutung<sup>32</sup> (vgl. Coseriu 1992): Die „Bedeutung ist der in einer bestimmten Sprache und ausschließlich durch diese gegebene Inhalt eines [sprachlichen] Zeichens oder Aus-

---

<sup>32</sup> Stein (2004) geht von einer anderen Definition von „Bedeutung“ aus, nämlich „dass ‚Bedeutung‘ nicht als eine vorgegebene und etwa aus dem mentalen Lexikon aufgreifbare Größe gilt, sondern als ein Produkt, das durch (individuelle und gemeinsame) Leistungen von Sprachbenutzern im Hinblick auf den jeweils aktuellen Ko- und Kontext hergestellt wird“ (Stein 2004, S. 247).

drucks“ und der „Sinn ist der eigentliche Inhalt eines Textes, d.h. das, was der Text über Bezeichnung und Bedeutung hinaus (und durch diese) ausdrückt“ (ebd., S. 263). Kurzgefasst: „*Sinn = Bedeutung plus / im Kontext*“ (Reischer 2002, S. 25) bzw. „die Absicht, der Zweck, die Implikation usw.“ (Coseriu 1992, S. 263).

Daraus ergibt sich, dass nur die Kenntnis der wörtlichen Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks für das Verstehen des Gemeinten nicht (immer) ausreicht. Zudem scheint ein normgerechtes Syntagma des sprachlichen Ausdrucks nicht entscheidend für die Sinnhaftigkeit sprachlicher Produktionen zu sein. Eine Komponente der Lesestrategien für Deutsch-als-Fremdsprache-Lerner weist darauf hin, dass ein Wort-für-Wort-Lesen vermieden werden soll, dass also flüssiges Lesen eines Textes für die Erschließung des Sinns notwendig ist. Erst durch flüssiges Lesen verbinden sich die einzelnen Wortbedeutungen der sprachlichen Zeichen (separaten Informationsträger) und ergeben gemeinsam (mit den weiteren sinnkonstituierenden Faktoren) einen Sinn.

„Der Inhalt sprachlicher Äußerungen besteht nicht nur aus dem, was die sprachlichen Ausdrucksformen von Wortschatz und Grammatik her als ihre Bedeutungen ‚mitbringen‘, konkreter: Was Sprecher/Verfasser bzw. Hörer/Leser ihrem Sprachwissen als Bedeutungen gespeichert haben und (mehr oder weniger sorgfältig) anwenden.“ (von Polenz 2008, S. 299)

Ob ein Sachverhalt oder eine sprachliche Produktion Sinn ergibt oder nicht, entscheidet der Rezipient. Auf Seiten des Produzenten besteht lediglich die Absicht, etwas kommunikativ Sinnvolles mit seinem sprachlichen Ausdruck bereitzustellen. Ein gemeinsames oder auch nicht geteiltes „allgemeines Bezugswissen“ (ebd., S. 103) sowie eine gemeinsame oder auch nicht geteilte Bezugs- bzw. Erfahrungswelt entscheiden mit über den verstandenen Sinngehalt eines Sachverhalts oder eines sprachlichen Ausdrucks. Ein Sinn ergibt sich also nicht ausschließlich aus dem Merkmalkomplex des sprachlichen Zeichens und Sinnkonstitution seitens des Produzenten, sondern ist Teil der kommunikativen Absicht und auf der Seite des Rezipienten Teil des Verstehen-Wollens/Verstehensprozesses. Die Sinnkonstitution bzw. die Extraktion des Sinngehalts sprachlicher Produktionen – ob komplex oder komprimiert (einfach) – geschieht also einerseits während des Produktionsprozesses

durch den Versuch des Produzenten einen kommunikativ sinnvollen Text zu erzeugen und andererseits während des Verstehensprozesses. Neben dem Sprachwissen des Rezipienten spielt auch das Vorwissen des Rezipienten – eventuell auch die Verwendung aller Sinne (in Anlehnung an die allgemeinsprachliche Wortbedeutung von „Sinn“) – eine Rolle im Verstehensprozess und im Besonderen bei der Sinnkonstitution. Ein und dieselbe Sache kann unterschiedlich ausgedrückt werden.

„Verstehbar wird Sprache erst durch ‚Sinnhaftsein‘ (Hörmann 193); ‚Sinnvolles, Verstehbares konstituiert sich nicht ... etwa durch Übersetzen von Zeichen nach einem Code –, sondern es ist als Intendiertes immer schon da, bevor wir es durch eine semiotische Analyse zu konkretisieren beginnen.“ (ebd., S. 300)

Im Fremdsprachenunterricht<sup>33</sup> wird immer wieder deutlich, dass nicht Normkonformes dennoch sinnhaft sein kann. Die sprachlichen Produktionen von Lernern einer Fremdsprache weisen oft noch die Struktur der Muttersprache auf oder sind manchmal direkte Übersetzungen aus deren Muttersprache. Manche Produktionen sind überhaupt nicht zu verstehen, da die sprachlichen Strukturen zu weit von der deutschen Sprachstruktur entfernt sind. Sinnrelationen zwischen sprachlichen Zeichen ergeben sich durch das Arrangement und damit durch die Positionierung im sprachlichen Ausdruck. Die syntaktischen Positionen im deutschen Satz haben also auch eine semantische und damit sinnkonstituierende Funktion. Sind beispielsweise die Bezugsstellen zu weit voneinander entfernt, ist die semantische Relation für den Rezipienten nicht mehr ersichtlich. Die Sinnkonstitution ist ebenfalls positionsabhängig in Bezug auf syntaktische Positionen und deren semantische Funktion: Wird ein Lexem bestimmter Eigenschaft/Funktion in einer syntaktisch inkongruenten Position eingesetzt, so ist die Sinnkonstitution ebenso blockiert. Andere sprachliche Produktionen sind wiederum durchaus verstehbar. Das Gemeinte wird trotzdem verstanden, obwohl das sprachliche Produkt nicht der deutschsprachigen Norm bzw. keinem deutschen konventionellen Syntagma entspricht. Würde man also das sprachliche Produkt des Lerners rigide mit einem deutschsprachigen Norm-Code übersetzen, so würde man das Gemeinte nicht verstehen. Die Sinnhaftigkeit eines sprachlichen Ausdrucks konstituiert sich folglich

---

<sup>33</sup> Hier greife ich auf eigene Erfahrungen aus dem DaF-Unterricht und auf Erfahrungen von Kollegen aus dem fremdsprachlichen Englisch-Unterricht zurück.

durch mehrere Aspekte und weist zum einen auf semantische Flexibilität von Sprache hin und zum anderen wirft es die Frage auf, ob es nur einen Code gibt oder ob ein Code etwas Flexibles ist.

Das Ziel (siehe auch Worterklärung „Sinn“ im DUDEN), die Absicht (siehe auch Definition „Sinn“ bei Coseriu) bzw. die Intention (vgl. vorangegangenes Zitat von Polenz, hier auf Seite 38) des Sprechers ist der Ausgangspunkt der Sinnhaftigkeit einer Aussage bzw. eines sprachlichen Ausdrucks. Die Sinnkonstitution kann jedoch nicht vom Sprecher bzw. Produzenten des sprachlichen Ausdrucks allein abhängen, da die Intention im Normalfall nicht unmittelbar erfahrbare bzw. dingfest zu machen ist. So passiert eine gehörige Leistung der Sinnkonstitution auf der Seite des Hörers/Rezipienten. Der im Optimalfall das Gesagte mit dem (Mit-)Gemeinten zu verstehen versucht. Salopp ausgedrückt, ist die Verstehensleistung eine umfangreiche „Fähigkeit der Wahrnehmung“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 822) verschiedener Aspekte und Elemente: situativer Kontext und Vorwissen, Kontext der Sprechsituation und Sprecherabsicht, lexikalische und aktuelle Wortbedeutungen, Referenzen und semantische Relationen.

Ist die Verstehbarkeit bzw. die Wahrnehmung des Sinngehalts getrübt – wodurch auch immer – kann das verschiedene Ursachen haben, auf der Seite des Produzenten oder auch auf der Seite des Rezipienten. Ob das sprachliche Produkt dann grundsätzlich als „Unsinn“ bzw. Nonsens gelten muss, sei vorerst dahingestellt.

Allgemeinsprachlich wird unter dem Antonym „Unsinn“ folgendes verstanden:

„1. etwas Unsinniges, Sinnloses, Törichtes; unsinniger Gedanke, unsinnige Handlung 2. unsinniges Benehmen, Unfug“. (ebd. S. 947)

Die K.V.-Texte werden vermutlich spontan häufig als Unfug oder Unsinn bezeichnet, ob nun im Alltagssprachlichen, literaturwissenschaftlichen, kulturwissenschaftlichen oder sprachwissenschaftlichen Sinne. Es stellt sich jedoch die Frage, ob das auf allen Ebenen (Bedeutung/Satzbedeutung, Aussagegehalt, Sinngehalt) tatsächlich zutrifft. Wovon ist ein sinnvoller Gehalt eines sprachlichen Ausdrucks abhängig? Der Produzent des sprachlichen Ausdrucks ist hierfür der Ausgangspunkt und er hat auch darüber zu

entscheiden, ob der Rezipient die Äußerung „erfolgreich‘ interpretiert [und damit] den Sinn der Äußerung verstanden“ (Reischer 2002, S. 285) hat.

„Das Gemeinte zu rekonstruieren setzt voraus, das Gesagte zu verstehen bzw. das mit einem Ausdruck potenziell Sagbare, also die Bedeutung dieses Ausdrucks, zu kennen. Hierfür muss neben dem sprachlichen Wissen auch kommunikatives und kontextuelles Wissen herangezogen werden, um nicht nur dekodieren, sondern auch inferieren zu können.“ (ebd.)

Es bleibt unbestritten, dass die Strukturen der valentinischen Sprache das Verstehen des Gesagten, also die Bedeutung des Ausdrucks, erschweren, letztendlich sogar nahelegen, dass es meist nicht um die bloße Bedeutung des Gesagten geht, sondern der Sinngehalt (weit) über die Bedeutung des Gesagten oder sogar über den sprachlichen Ausdruck als solchen hinausweist. Daraus ergibt sich die Frage, ob die philosophische und sprachkritische Gedankenwelt, die sich hinter der (Bühnen-)Sprache K.V.s verbirgt, ein ausreichendes Argument für einen vorhandenen Sinn in den K.V.-Texten ist. Schließlich ist es nicht von der Hand zu weisen, dass die hauptsächliche Intention K.V.s die Inszenierung auf der Bühne und damit die Unterhaltung eines Publikums ist. Reicht dies als Argument für Sinnhaftigkeit der K.V.-Texte aus?

Eine eindeutige Antwort, die auf allgemeine Zustimmung trifft, wird es auf diese Frage nicht geben. Bereits die allgemeinsprachliche Beschreibung der Wörter „Sinn“ und „Unsinn“ macht deutlich, dass Wahrnehmung generell subjektiv ist und dass die Wahrnehmung von Sinn und Unsinn im kommunikativen Kontext ebenfalls subjektiv ist.

Im Folgenden werden drei K.V.-Monologe exemplarisch im Hinblick auf semantische (Sinn)Strukturen der K.V.-Sprache hin analysiert, um im zweiten Schritt zu prüfen, ob und wie sich ein Sinngehalt konstituieren lässt.

	<b>Ab- kürzung</b>	<b>Monolog (vollständiger Titel)</b>	<b>Ent- stehungs- jahr</b>	<b>Er- scheinungs- jahr</b>
30	Unpol Rede I	Unpolitische Rede (Haupttext, SW 1, S. 45-46)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein. H. 12 (1925), S. 38.	ca. 1904- 1906	1925
31	Unpol Rede II	Hochpolitische Rede (Variante, SW 9, S. 163-164)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, Theaterwissenschaftliche Sammlung Köln- Wahn: Repertoire Nr. 73 o; Mappe III (Au 11750).	vermut- lich 1937	1937
32	Vereins- rede	Vereinsrede (Keine Textvarianten, SW 1, S. 139-140)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 260; Mappe XII (Au 11750).	1937	1937
33	Welt- untergang	Der Weltuntergang (Keine Textvarianten, SW 1, S. 98-99)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Valentinaden, Paul Hugendubel Verlag, München 1941, S. 100-102.	vermut- lich um 1920	1941



### 3.1.1.1 „Unpolitische Rede“ und „Hochpolitische Rede“

„Die Schwerverständlichkeit und Vagheit von [...] Texten beruht – neben Schwierigkeiten mit Wörtern – vielfach darauf, daß die Satzinhaltsstrukturen an der Oberfläche des Satzausdrucks kaum noch erkennbar sind.“ (von Polenz 2008, S. 7)

Peter von Polenz betont hier das Zusammenwirken von Satzinhaltsstruktur und Oberfläche des Satzausdrucks in Bezug auf die Verständlichkeit. So ist die Verständlichkeit von zusammengesetzten Sätzen oft durch ihre weit auseinanderliegenden Bezugsstellen beeinträchtigt. Für den Rezipienten wird durch eine komplexe Satzstruktur die Identifikation des Prädikats (P: „Aussagekern“<sup>34</sup>) und dessen „Argumentstellen“ (x, y, z: „Referenzobjekt“) und somit die Prädikation („Aussage“<sup>35</sup>) erschwert.

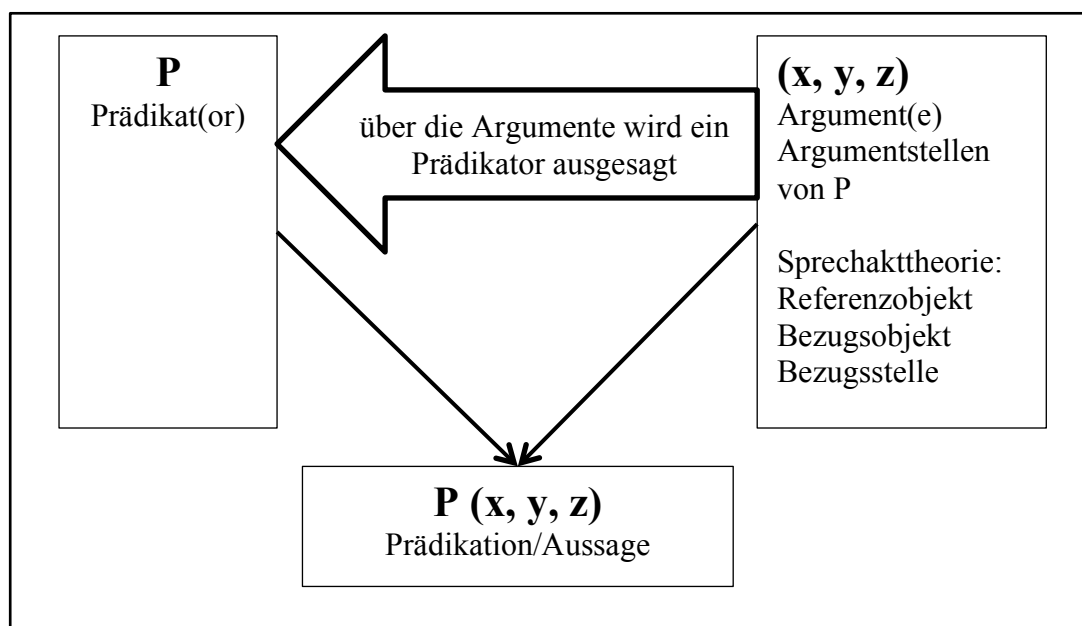


Schaubild 4: vgl. von Polenz 2008, S. 101-102

Der einleitende Satz des Monologs „Unpolitische Rede“ (SW 1, S. 45-46) erstreckt sich über die ersten 16 Zeilen, was eine satzsemantische Analyse erschwert. Letztendlich ergibt er auf Satz- bzw. Textebene keinen erkennbaren Sinn.

<sup>34</sup> Das Prädikat/ der Aussagekern bzw. der „Prädikatsausdruck“ wird nicht immer von einem Verb repräsentiert (vgl. Polenz 2008, S. 105 ff.).

<sup>35</sup> Die Terminologie wurde von Peter von Polenz (2008) übernommen.

- 1) „Es freut mich ungemein, daß Sie, wie Sie, wenn Ihnen das sozusagen irgend jemand beispielsweise, oder daß Sie gewußt hätten, widrigen falls ohne direkt, oder besser gesagt inwiefern, nachdem naturgemäß es ganz gleichwertig erscheint, ob so oder so, im Falle es könnte oder es ist, wie erklärlicher Weise in Anbetracht oder vielmehr warum es so gekommen sein kann oder muß, so ist kurz gesagt kein Beweis vorhanden, daß es selbstverständlich erscheint, ohne jedoch darauf zurückzukommen, in welcher zur Zeit ein oder mehrere in unabsehbarer Weise sich selbst ab und zu zur Erleichterung beitragen werden, ohnedem es wie ja unmöglich erscheint in bis jetzt noch nie, in dieser Art wiederzugebender Weise, ein einigermaßen in sich selbst, angrenzend der Verhältnisse, die Sie wie Sie, ob Sie gegen sie oder für sie nutzbringend in sich selbst von vorne als gänzlich ausgeschlossen erachtet werden wird, und daß ohnehin einer ferngehaltenen Verschlimmerung ein, oder ein in irgend einen einigermaßen einzig verschwiegen ist.“ (SW 1, UnpolRede I: S. 45, Z. 21-36)

Die Interpunktion und die Konjunktionen sind oft fehlerhaft und die vom Prädikat geforderten Objekte sind meist nicht vorhanden. Das Satzgefüge ist also lückenhaft und die Sinnextraktion auf der Basis des Satz- bzw. des Textausdrucks ist nicht möglich. Ändert man jedoch die Betrachtungsweise und die Kriterien der Betrachtung, so ändert sich auch das Urteil über den Sinngehalt des Monologs.

„Ausgangspunkt ist zunächst das allgemeine Wissen über kommunikativ wichtige Zusammenhänge in derjenigen Wirklichkeit, über die man kommuniziert.“ (von Polenz 2008, S. 157)

Das „allgemeine Wissen über kommunikativ wichtige Zusammenhänge“ ist in diesem Fall der sowohl zeitlich-geschichtliche als auch persönliche Bezugsrahmen des Monologs: „Dieser Text könnte vor oder in den ersten Kriegsjahren entstanden sein, als K.V. im Zuge der politischen Auseinandersetzung um die Reaktionen auf das Attentat in Sarajewo (1914) mehrere politische Reden hörte, die er hier parodiert“ (SW 1, S. 208). Betrachtet man den Monolog/Text nicht mehr als sprachliches, textuelles Produkt mit Kohäsion und Kohärenz, sondern als sinnbildhafte lexematische Einheit ähnlich einem

propositionalen Phraseologismus, dessen Gesamtbedeutung eben nicht der Summe der Bedeutungen der einzelnen Wörter entspricht (vgl. Burger 2003, S. 11 ff.), ergibt sich eine andere Möglichkeit der Sinnkonstitution:

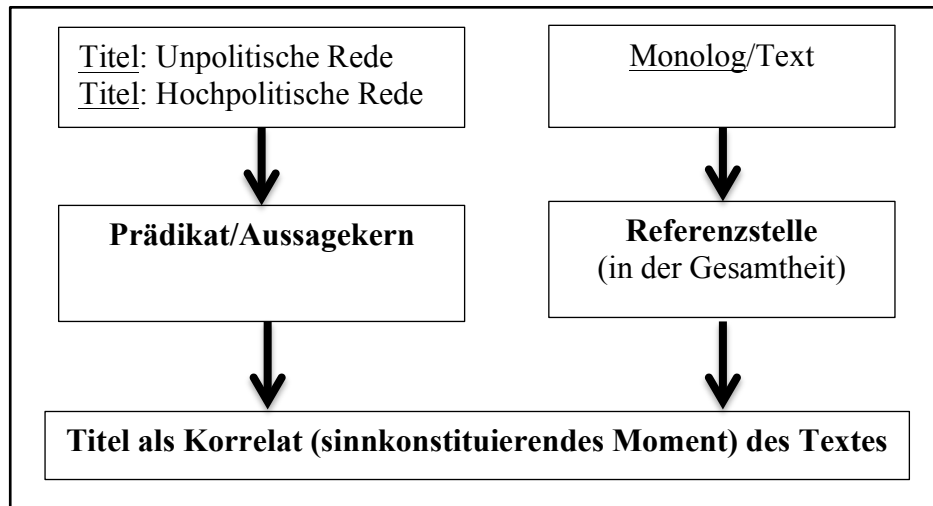


Schaubild 5

Die Motivierbarkeit – um bei der Terminologie der Phraseologie zu bleiben – dieser lexematischen Einheit ist unabhängig von der sprachlichen Korrektheit oder Fehlerhaftigkeit, denn der Sinngehalt weist über die sprachliche Ebene hinaus. Eine konventionelle, wortwörtliche Verarbeitung kann hier nicht zu einer erfolgreichen Sinnkonstitution führen. Vielmehr ist der Monolog in seiner Gesamtheit als Sinnbild mit nur einzelnen sinnhaften sprachlichen Komponenten zu sehen. Die Titel „Unpolitische Rede“ – wenn auch ironisch zu verstehen – und „Hochpolitische Rede“ (spätere Variante aus dem Jahr 1937) stellen gewissermaßen das Prädikat bzw. den Aussagekern des Monologs und damit auch den Aussagegehalt dar. Der Monolog als solcher und als lexematische Einheit betrachtet ist letztendlich eine sprachliche Komposition einer (stereotypischen) Vorstellung, die K.V. von politischen Reden hatte (vgl. SW 1, S. 208: Entstehung): Ein Text (fast) ohne Punkt und Komma, mit unvollständigen Sätzen, eine bloße Aneinanderreihung eloquent klingender Worte, die keinen Sinn ergeben.

Jedoch ist nicht der gesamte Text sinnentleert. Einige Textstellen stellen durchaus sinnkonstituierende Komponenten (in den folgenden Zitaten fett markiert) bereit. Die Bezeichnung als sinnkonstituierende Komponente ist dem Umstand geschuldet, dass die

Sätze als solche zwar keinen Sinn ergeben, die markierten Wortgruppen jedoch auf ein Referenzobjekt Bezug nehmen, das für den Aussage- bzw. Sinngehalt relevante Informationen beinhaltet. Im Stellenkommentar (SW 9, S. 164) wird explizit auf folgende Unterschiede in den Monologen hingewiesen:

- 2) „daß ohnehin einer ferngehaltenen **Verschlimmerung**“ (SW 1, UnpolRede I: S. 46, Z. 34-35).
- 3) „das ohne einer ferngehaltenen **Erheiterung**“ (SW 9, UnpolRede II: S. 163).

Die „positive Änderung des Textes [in der späteren Version]“ (SW 9, S. 164) wurde aufgrund der „rundfunkpolitischen Anforderungen“ (ebd.) vorgenommen. Dieser Umstand belegt den, wenn auch nur impliziten, Aussagegehalt einzelner sprachlicher Einheiten. Sieht man also über den restlichen Kontext und dessen sprachliche Fehlerhaftigkeit bzw. Lückenhaftigkeit hinweg und greift die versteckten Sinneinheiten auf, so wird der Zeitbezug als Sinnkonstituente deutlich.

- 4) „Dennoch treten eine insgesamt wie sich zeigende, weniger oder einschließlich von unabsehbarer Weite **sich kreuzende Meinungsverschiedenheiten** die in unbestimmt **einschneidende Zirkulationshemmungen** auftretenden Gesichtspunkte auf.“ (SW 1, UnpolRede I: S. 46, Z. 1-4)
- 5) „Dennoch treten eine insgesamt wie sich zeigende, weniger, oder einschliesslich von unabsehbarer Weite **sich kreuzende Zensurschwierigkeiten**, die in unbestimmt **einschneidende Zirkulationswellen** Gesichtspunkte aufweisen.“ (SW 9, UnpolRede II: S. 163-164)

Besonders an „Zensurschwierigkeiten“ in der späteren Version (UnpolRede II, ca. 1937) wird der Zeitbezug evident, da diese für K.V. „zu dieser Zeit ein akutes Problem [waren], denn die Zensur hatte seinen 1936 gedrehten Film »Die Erbschaft« verboten“ (SW 9, S. 164).

Die Sinnkonstitution ergibt sich bei diesem Monolog aus dem Titel als Prädikat/Prädikation bzw. Korrelat und dem Monolog, der in seiner Gesamtheit als Argumentstelle zu verstehen ist, und den im Text enthaltenen einzelnen sinnkonsti-

tuierenden Komponenten. An diesem Punkt kommt der Aspekt des Vorwissens bzw. des Bezugswissens (vgl. von Polenz 2008) wieder zum Tragen, denn das (Vor-)Wissen über den außersprachlichen „kontextuellen [bzw.] kontextimpliziten Bezug“ (ebd., S. 132) – die Entstehung des Monologs im Kontext des Ersten und Zweiten Weltkrieges und die Einstellung K.V.s zu den damaligen politischen Reden – bilden die Grundlage und den Ausgangspunkt für das Verstehen bzw. die Sinnkonstitution des Monologs. Dass der Monolog zudem nicht standardmäßig gelesen und verarbeitet werden kann, um mit Hilfe der Informationen der sprachlichen Einheiten zu einem Gesamt-Sinn-Gefüge zu gelangen, fordert eine hohe Flexibilität des Rezipienten<sup>36</sup>. Das Scannen nach bekannten, gewohnten Sprach-/Kommunikations-Mustern und der Abgleich mit denselben während des Verstehens-prozesses des Rezipienten sind Fähigkeiten, die jeder Sprecher bereits während des Spracherwerbs angewandt hat. Zu „den menschlichen Lernmechanismen [gehören] eben Mustererkennung, Kategorisierung und Analogiebildung“ (Bickes/Pauli 2009, S. 96). Muss sich der Rezipient bei seiner Verstehensleistung auf ein ihm unbekanntes Muster einstellen, kommt das einem Lernprozess gleich. Man könnte auch sagen, dass die Sprache neu gelernt, mindestens aber verhandelt wird und das bisherige Sprachwissen wird in jedem Fall erweitert.

„Die Explikation kognitiver Zustände durch den Sprecher mittels seiner Sprache erfolgt sowohl durch Kodierung als auch Implikatur, d.h. der Hörer beruft sich zugleich auf sein vertrautes regelhaftes symbolisches Wissen von der Bedeutung der geäußerten Worte samt ihrer Zusammenhänge und der individuell ausgeprägten Fähigkeit zum Inferieren von unausgesprochen Mitgesagtem.“ (Reischer 2002, S. 284)

Die Sinnkonstitution eines sprachlichen Ausdrucks durch den Rezipienten ist individuell und damit auch subjektiv. Das „Verstehen von nicht explizit formulierten, sondern implizit 'mitgemeinten' Inferenzen“ (Kindt 1997, S. 35) kann grundlegend sein für das individuelle und dadurch auch subjektive Urteil des Rezipienten, ob ein sprachlicher Ausdruck Sinn enthält oder nicht. K.V.s Sprachverhalten hält Überraschungsmomente

---

<sup>36</sup> Stein (2004) setzt sich in seinem Aufsatz mit „Flexibilität im Rahmen der Verständigungsarbeit im Alltagsgespräch“ (S. 251) auseinander und nennt „zwei grundlegende Strategien [...]: Flexibilität bei der Bezeichnungsarbeit [und] Flexibilität bei der Bedeutungsumschreibung“ (S. 252 ff.). Wobei er von Interaktionspartnern ausgeht, die diese „Flexibilitätsstrategien“ (S. 261) anwenden, um Verständigungsprobleme zu vermeiden.

für den Rezipienten bereit, die dazu auffordern, das bisher Bekannte und Gewohnte (zumindest kurz) auf-zugeben. Die Sprachkonvention repräsentiert ein normiertes Sprachverhalten einer Sprechergruppe und spiegelt gleichermaßen eine Sprachgewohnheit wider, die K.V. mit seinen ungewöhnlichen, unkonventionellen Sprachmustern in Frage stellt. Er nutzt die Möglichkeiten des Sprachsystems und die in der Sprache veranlagte Flexibilität<sup>37</sup> und führt immer wieder vor, dass das Wort nur ein Mittel des kommunikativen Ausdrucks ist.

Dass ein Text ein Sinnbild enthält, welches es vom Rezipienten zu entschlüsseln gilt, ist nicht gänzlich neu oder ungewöhnlich. Mythologien bestehen weitgehend aus Sinnbildern. Die Gestaltung unterscheidet sich jedoch gravierend. In der Mythologie stellen Figuren und literarische Motive Symbole dar und die Geschichte (also der sprachliche Ausdruck) verknüpft die Figuren und Motive miteinander. Im Mythos hat Sprache also eine eher darstellende und verbindende Funktion. Der Rezipient muss hier nicht den sprachlichen Ausdruck interpretieren, um das Sinnbild zu entschlüsseln, sondern die Figuren und Motive selbst.

K.V. fordert im Monolog „Unpolitische Rede“ bzw. „Hochpolitische Rede“ dazu heraus, das Wort nicht nur nicht wörtlich zu nehmen, sondern einen gesamten Text wie einen einzigen Phraseologismus, also gewissermaßen wie einen einzigen Satz zu behandeln. So führt er mit Hilfe des Textes als Sinnbild politische Rhetorik ad absurdum.

---

<sup>37</sup> Damit fordert er wiederum den Rezipienten zu Flexibilität heraus.

### 3.1.1.2 „Der Weltuntergang“

Auf den ersten Blick ist der Zusammenhang zwischen Titel und Text des Monologs (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 6-36 und S. 99, Z. 1-21) nicht gleich erkennbar. Liest man den Monolog jedoch unter der Prämisse *wenn das so ist oder so passiert, dann steht der Weltuntergang vor der Tür*, dann ergibt sich durchaus ein Zusammenhang. Der Aussagegehalt des explizit Ausgedrückten (Gesagten) – und das Verstehen des Gesagten – kann, aufgrund der speziellen Gestaltung des Textes und der semantischen Strukturen nicht auf der Grundlage der (Satz-)Bedeutung verstanden werden. Die Ebene der Bedeutung ist gewissermaßen außer Kraft gesetzt, wodurch der gesamte Text als Wortgruppe mit idiomatischer Bedeutung („Phraseologismus“) charakterisiert werden kann<sup>38</sup>. Denn die „Bedeutung der semantischen Einheiten kann nicht mehr allein auf der Basis der Bedeutung der einzelnen Teile bestimmt werden“ (Heusinger 2004, S. 117). Eine explizite Markierung bzw. Ausdrucksweise des irrealen und konditionalen Inhalts des Monologs und der aufgezählten eigenartigen Sachverhalte und Ereignisse könnte sprachlich mit dem Konjunktiv II vorgenommen werden. Bei diesem Monolog hat K.V. jedoch offensichtlich eine implizite Ausdrucksweise gewählt, die trotz eigensinniger semantischer Struktur nachvollziehbar ist.

- 1) „Gestern nachmittags um 9 Uhr sitz ich im Restaurant »zur verfaulten Blutorange« und weil ich am Tag vorher meine goldene Uhr zum Konditor trag’n hab’, zum reparieren [sic], hab’ ich einen solchen Heißhunger kriegt, daß ich mir zwei Portionen Senftgefrorenes und an g’sott’nen Radi als Abendessen zum Frühstück bestellt hab’.“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 6-10)

Setzt man die Teile des Satzes zurück (siehe kleinere Schriftgröße), die semantische Brüche im Satz verursachen, und hebt den restlichen Teil hervor, ergibt sich folgender durchaus verständliche Satz:

---

<sup>38</sup> In den Monologen „Unpolitische Rede“ und „Hochpolitische Rede“ blockierte die unvollständige grammatische Gestaltung des Monologs die Sinnkonstitution und die Texte stellen in ihrer Gesamtheit ein Sinnbild für politische Rhetorik, wie K.V. sie sah, dar. Der Text des Monologs „Weltuntergang“ wird hier als eine Art Phraseologismus charakterisiert, da die semantische Kongruenz bzw. die Relationen der Satzglieder eine eigenwillige, unkonventionelle Struktur aufweisen und wie feste Wortgruppen wirken (können).

„**Gestern** nachmittags **um 9 Uhr** **sitz ich im Restaurant** »zur verfaulten Blutorange« **und** weil ich am Tag vorher meine goldene Uhr zum Konditor trag'n hab', zum reparieren, **hab' ich einen solchen Heißhunger kriegt, daß ich mir zwei Portionen Senftgefrorenes und an g'sott'nen Radi** als Abendessen zum Frühstück **bestellt hab'.**“

Die semantische Struktur des Satzes wird durch einzelne Wörter bzw. Wortgruppen (jetzt groß geschrieben) durchbrochen:

„Gestern **nachmittags** um 9 Uhr **sitz ich im Restaurant** »zur verfaulten Blutorange« **und weil ich am Tag vorher meine goldene Uhr zum Konditor trag'n hab', zum reparieren,** hab' ich einen solchen Heißhunger kriegt, daß ich mir zwei Portionen Senftgefrorenes und an g'sott'nen Radi **als Abendessen zum Frühstück** bestellt hab'.“

Sowohl die Kombination „gestern nachmittags um 9 Uhr“ als auch „als Abendessen zum Frühstück“ sind inkongruent, da sich „gestern [...] um 9 Uhr“ und „nachmittags“ sowie „Abendessen“ und „Frühstück“ aufgrund der unterschiedlichen semantischen Werte ausschließen. Die kausale Verknüpfung von „Heißhunger“ und „weil ich am Tag vorher meine goldene Uhr zum Konditor trag'n hab'“ wäre aufgrund des gemeinsamen semantischen Merkmals „Essen“ von Heißhunger und Konditor noch nachvollziehbar, K.V. erweitert das Prädikat der kausalen Verknüpfung jedoch mit „zum reparieren [sic]“. Die Inkongruenz von „Konditor“ und „reparieren“ verursacht einen markanten Bruch im semantischen Gefüge, wodurch der Satzinhalt nicht mehr aufgrund der „Bedeutung der semantischen Einheiten bestimmt werden kann“ (ebd., S. 117).

Auch die semantische Struktur des übrigen Monologs ist ähnlich gestaltet. So kombiniert K.V. beispielsweise Nomen unterschiedlicher bzw. gegensätzlicher semantischer Kategorie:

- 2) „**im Eiskasten** scho **Feuer** g'macht“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 17).
- 3) „**Staudn Nißlsalat** mit dem neuen **Trambahntarif** verwechselt“ (ebd.: Z. 19-20).
- 4) „verlangt die **Obsthausiererin** für zwei Pfund **Kinderhemden** einen Freundschaftskuß“ (ebd.: Z. 29-30).
- 5) „ein **Männerfreibad für Damen**“ (ebd.: Z. 31).



- 6) „**Krampf**adern als **Ringeln**attern verkauft“ (ebd.: S. 99, Z. 8-9).
- 7) „die **Köchin** hat sich verlobt mit'm **Papagei**“ (ebd.: Z. 9-10).
- 8) „in der **Maikäferschachtel** is die **Maul- und Klauenseuche** ausbrocha“ (ebd.: Z. 10-11).

In Beispiel sieben wird die Inkongruenz von *Köchin* und *Papagei* erst durch das Verb *verlobt* begründet. Das nächste Beispiel beinhaltet eine Ausdrucksvariation gegensätzlichen Charakters:

- 9) „I laß in der Angst an **Zitherlehrer** komma, und **der Kerl von einer Kellnerin** behaupt't, **sie** hätt' im **Eiskasten** scho **Feuer** g'macht“ (ebd.: S. 98, Z. 15-17).

Die Ausdrucksvariation beginnt mit dem Zitherlehrer und wird in der Wortgruppe „der Kerl von einer Kellnerin“ zur femininen Ausdrucksvariation „sie“ überführt. Auch wenn das Genus deutscher Nomen generell keinem logischen Muster folgt und das grammatische Geschlecht nicht (immer) mit dem natürlichen bzw. biologischen übereinstimmt, so ist die deutsche Sprache beim Genus von Personenbezeichnungen doch einheitlich und grammatisches (Genus) und biologisches Geschlecht (Sexus) stimmen überein.

Diese gehäuften Kombinationen inkongruenter Lexeme sind ein Indiz für den irrealen Inhalt des Monologs und, dass dies von K.V. auch so beabsichtigt ist. Dies führt zur Frage nach dem implizit Gemeinten und dem Sinngehalt des Monologs. Bei diesem Monolog scheint der Titel das grundlegende Element zu sein, das dem Rezipienten dabei hilft, den Sinngehalt zu erschließen, also das, „was der Text über Bezeichnung und Bedeutung hinaus (und durch diese) ausdrückt“ (Heusinger 2004, S. 186). Unterstellt man K.V. bei diesem Monolog die Absicht, philosophische oder auch einfach nur persönliche Gedanken über den Weltuntergang sprachlich auszudrücken, so muss man dem Rezipienten die Wahlmöglichkeit einräumen, einen Sinngehalt zu erschließen oder auch nicht. Bleibt der Rezipient auf der Ebene der Bezeichnung<sup>39</sup>, so wird die Schlussfolgerung zugunsten des Urteils Nonsens bzw. Unsinn ausfallen. Besteht jedoch ein Interesse an der Gedanken- und Persönlichkeitswelt K.V.s, wird sich

---

<sup>39</sup> Damit ist hier der „Bezug auf den realen Sachverhalt; das, was das Zeichnen benennt“ (Heusinger 2004, S. 186.) und Bedeutung als „der gegebene Inhalt eines Zeichens oder Ausdrucks“ (ebd.) gemeint.

ein Rezipient den Ansichten oder der Einstellung K.V.s annähern und versuchen, diese zu ergründen. So wird der Rezipient den Sinn des Monologs durch eine Gegenüberstellung des Titels und des wie einen Phraseologismus<sup>40</sup> zu verstehenden Texts erschließen.

Die Absicht sowie die Einstellung zum sprachlichen Produkt und dem, was damit gemeint ist, sind offensichtlich sowohl auf der Seite des Produzenten als auch der des Rezipienten entscheidend für die Sinnkonstitution sprachlicher Ausdrücke. Liegen Produzent und Rezipient in Absicht, Einstellung, aber auch in Gedanken- und Persönlichkeitswelt zu weit auseinander, so wird das Verstehen komplexerer, implikativer<sup>41</sup> sprachlicher Ausdrücke behindert oder gar blockiert. Die Bereitschaft, sich gegebenenfalls auf die Begriffswelt bzw. die individuelle und subjektiv gefärbte Erfahrungswelt des Anderen einzulassen, ist ein Aspekt, der über Erfolg oder Misserfolg von Kommunikation im Allgemeinen und Verstehen im Speziellen, mitentscheidet. Somit kann ein Urteil über Sinn oder Unsinn folglich nicht absolut und allgemeingültig sein und der Sinn(-Gehalt) eines sprachlichen Ausdrucks ist nicht per se vorhanden oder auch nicht, sondern wird vom Produzenten beabsichtigt und vom Rezipienten verstanden und bestätigt.

---

<sup>40</sup> Ähnlichkeiten zum Sinnbild werden hier nicht abgestritten.

<sup>41</sup> Im Sinne der Implikaturtheorie von Paul Grice.

### 3.1.1.3 „Vereinsrede“

In diesem Monolog folgt K.V. einer etwas anderen Strategie der Sinnkonstitution als in den anderen beiden Monologen („Unpolitische Rede“, „Weltuntergang“). Während die vorangegangenen Texte, aufgrund ihrer sinnbildhaften Sprachkomposition des Textes, ihren Sinngehalt erst durch die Berücksichtigung des Titels als sinngebende, sprachliche Einheit erhalten, lässt die sprachliche Gestaltung in diesem Monolog („Vereinsrede“) mehr Möglichkeiten, einen Sinn aus dem Text zu extrahieren. Dies soll allerdings nicht bedeuten, dass Text-Kohäsion und -Kohärenz stimmig sind und ein eindeutiger Sinngehalt offensichtlich wäre. Die Sinnkomposition dieses Monologs stimmt mit den beiden vorangegangenen insofern überein, als dass es zum ersten um eine Rede geht, deren Charakter der eloquente Klang ist; zum zweiten ergibt sich die Sinnkonstitution aus der Korrelation zwischen Titel und Text, zum dritten besteht auch hier ein Bezugsdefizit zwischen dem konkreten sprachlichen Ausdruck und den außersprachlichen Objekten bzw. Sachverhalten.

- 1) „Wenn ich heute das Wort ergreife, so halte ich es für meine Pflicht, **einer Sache näher zu treten**, die Ihnen und uns und für alle Zukunft, ein Problem von schwerwiegender Bedeutung zu bleiben scheint.“ (SW 1, Vereinsrede: S. 139, Z. 14-16)

Die „Sache“, der er näher tritt, ist gewissermaßen der rote Faden des Monologs. Erst am Ende bekommt die „Sache“, die „ein Problem von schwerwiegender Bedeutung“ darstellt, ein festes Bezugsobjekt. Die Übertreibungen „für alle Zukunft“ und „ein Problem von schwerwiegender Bedeutung“ sind im Hinblick auf die Sinnkonstitution hohle Phrasen, die als Gestaltungsmomente dienen. Dieser Sprachstil (Hyperbel, hohle Phrasen, eloquenter Klang etc.) gehört – nach K.V.s Vorstellung – typischerweise zu einer Rede. Zudem hat es eine Rede scheinbar so an sich, dass etwas gesagt werden muss und das notfalls in übertriebener Länge und auch mit wenig referierenden Inhalten. K.V. tritt also „einer Sache“ näher, die bis zum Ende des Monologs referenzlos bleibt.

- 2) „Und wenn es am Sonntag wider alles Erwarten wirklich schlechtes Wetter ist, müssen wir unser **Stiftungsfest** auf den nächsten Sonntag verschieben.“ (ebd.: S. 140, Z. 26-29)

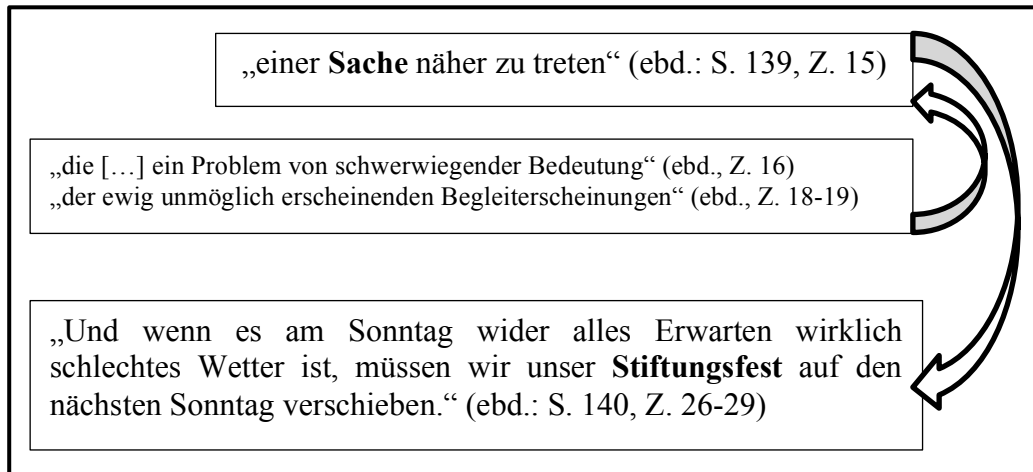


Schaubild 6

K.V. macht sich die Vagheit von Sprache zu Nutze: Zum einen tritt er nicht *der* Sache, sondern *einer* Sache näher. Hier darf man K.V. allerdings keine bewusste Verwendungsabsicht unterstellen, da der unbestimmte Artikel an dieser Stelle normgerecht verwendet ist. Dennoch hat die Wechselwirkung zwischen Thema-Rhema-Struktur und den eingesetzten Ausdrucksmitteln – in diesem Fall die Verwendung des bestimmten bzw. unbestimmten Artikels – eine nicht zu unterschätzende kommunikative Konsequenz. Mit *der Sache* würde auf einen Sachverhalt referiert, der bereits beschrieben und den Hörern/Rezipienten bekannt ist, der unbestimmte Artikel *eine Sache* impliziert, dass es sich um (irgend-)eine Angelegenheit handelt, die noch näher bestimmt werden muss. Da aber keine nähere Erklärung, was die Sache ist, folgt, bleibt sie vorerst referenzlos bzw. bezugsleer. Es fallen also Vagheit und Bezugsleere des unbestimmten Artikels zusammen und der Ausdruck wird gewissermaßen zum Gestaltungsmoment. Die Referenzlosigkeit ist, semantisch betrachtet, jedoch dominanter als die Vagheit des Ausdrucks. Dies wird im weiteren Verlauf des Textes deutlich.

Obwohl ein kataphorisches Verhältnis zwischen „einer Sache“ und „unser Stiftungsfest“ besteht, führt dieses Verhältnis dennoch nicht zu sinnhaften Aussage. Beide sprachlichen Ausdrücke – „einer Sache näher zu treten“ (ebd., S. 139, Z. 15) und „Und wenn

es am Sonntag wider alles Erwarten wirklich schlechtes Wetter ist, müssen wir unser Stiftungsfest auf den nächsten Sonntag verschieben.“ (ebd., S. 140, Z. 26-29) (siehe auch Schaubild 6) – beziehen sich jeweils auf einen referenzlosen Ausdruck, ob nun selbst vage oder nicht, verweisen diese zweifach ins semantisch Leere. Auch weitere Bezüge, die darauf zurückweisen, bleiben referenzlos und damit inhaltlich leer.

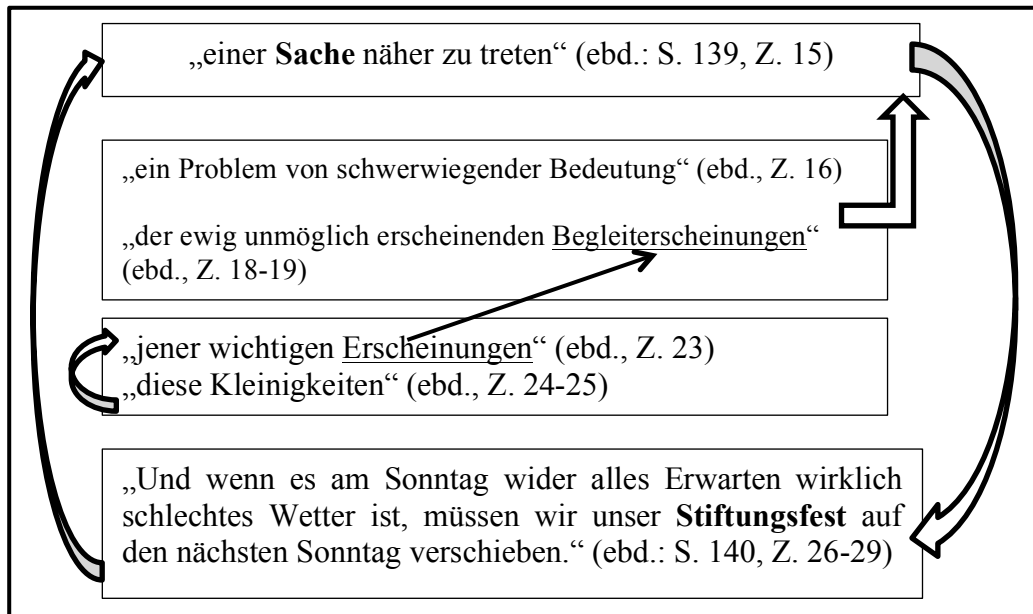


Schaubild 7

Mit dem Schlusssatz und damit mit der tatsächlichen Referenzstelle (das eventuell schlechte Wetter, das es notwendig machen könnte, das Stiftungsfest um eine weitere Woche zu verschieben) – welches einerseits inhaltlich kein Ergebnis der Sitzung beinhaltet und andererseits durch den konditionalen Inhalt informationsleer bleibt –, erhält der Zwischentext weniger einen Sinn als eine bloße Funktion. Der Text zwischen Einleitungssatz und Schlusssatz hat mit der Aussage und dem Sinn des Gesamttextes wenig zu tun. Er ist eher ein Text im Text und kann so als Lückenfüller oder Gestaltungsmoment einer – im Sinne K.V.s – typischen Rede angesehen werden: Ein Rede-Text kann – oder muss eventuell sogar – Passagen beinhalten, die mit der Sache als solcher nichts zu tun haben. K.V. verwendet also Leerformeln als Parodie politischer<sup>42</sup> und anderer Reden.

<sup>42</sup> So z.B. in den Monologen „Unpolitische Rede“ und „Hochpolitische Rede“.

### 3.2 Semantische Flexibilität – semantische Stabilität – Sprachkonvention

Betrachtet man alltagssprachliche Produktionen unter den Aspekten semantischer Stabilität und Flexibilität, so wird die „Ambivalenz bemerkbar, die in der Gegenüberstellung von Stabilität und Flexibilität von vornherein angelegt ist“ (Stein 2004, S. 242). Sowohl Textproduzent als auch Textrezipient sind auf „eine gewisse Stabilität (bzw. Konstanz) in der wechselseitigen Interpretation von Äußerungen und in der Bedeutungszuschreibung“ (ebd.) angewiesen und müssen „die Einhaltung dieser Voraussetzung erwarten“ (ebd.) können. Daraus resultiert eine Erwartungshaltung, die einen grundlegenden Aspekt der Interaktionssituation darstellt (vgl. ebd.), die jedoch auch zu Verständigungsproblemen führen kann, sofern ihr nicht entsprochen wird. Es ist also festzuhalten, dass „ohne eine gewisse Stabilität [...] eine Verständigung mittels Sprache kaum möglich zu sein“ (ebd.) scheint.

„Semantische Stabilität besteht in der Unmöglichkeit der Interpretation bzw. der Selektion einer lexikalischen Bedeutung; dies entspricht also semantischer Exaktheit bzw. Eindeutigkeit. Demgegenüber besteht semantische Flexibilität in der Möglichkeit der Interpretation bzw. der Selektion einer lexikalischen Bedeutung, was somit semantischer Vagheit bzw. Polysemie (Homonymie) entspricht.“ (Roelcke 2004, S. 138)

Auch außerhalb des Kontextes von Wissenschaft, Technik und Institutionen (vgl. ebd., S. 137), bemüht sich der Sprecher im Idealfall um sprachliche Exaktheit bzw. Eindeutigkeit. Die Sprachpraxis zeigt jedoch, dass das nicht immer gelingt, bedingt durch semantische Flexibilität, die in sprachlichen Zeichen verankert ist und im sprachlichen Ausdruck durch die semantischen Relationen und Gefüge kontextbedingt evident wird. K.V.s Sprachstil können mehrere Qualitäten zugesprochen werden: Er ist sprachlich exakt, sogar übergenau, und er legt Sprache auf die Goldwaage. An anderen Stellen zieht er die Konturen weniger scharf, genau oder eindeutig. Eine Qualität fällt jedoch besonders auf: Sein Sprachstil ist überwiegend explizit. Mit seinen Sprachspielereien liefert er meist auch den sprachlichen Code, mit dem das Gemeinte im Notfall decodiert werden kann.

„Die Interpretation einer Äußerung durch den Hörer kann ja nicht ins Blaue hinein geschehen, es muss feste und unverrückbare Grundlagen geben, vor deren Hintergrund eine sinnvolle Interpretation überhaupt erst durchgeführt werden kann. Dieser Hintergrund ist das *gemeinsame* Wissen aller Sprecher um die Bedeutung eines Wortes: Sie alle wissen implizit, wie sie dieses Wort gebrauchen müssen, um ihren jeweiligen Gesprächspartner etwas Bestimmtes zu verstehen geben zu können.“ (Reischer 2002, S. 40)

Grundsätzlich ist Reischer zuzustimmen, jedoch beschreibt er hier den Optimalfall eindeutiger (semantisch stabiler) Sprachverwendung, die Missverständnisse und Kommunikationsschwierigkeiten ausschließen oder ihnen zumindest vorbeugen würde. Es ist jedoch nicht von der Hand zu weisen, dass es Missverständnisse und Kommunikationsschwierigkeiten in der zwischenmenschlichen Kommunikation gibt, die die Sprachkonvention minimieren soll, jedoch nicht in der Lage ist, diese gänzlich zu vermeiden. Sprechergruppen können aufgrund verschiedener Aspekte klassifiziert werden, ob nun regional, sozial, kulturell, ökonomisch oder politisch<sup>43</sup>. Im Deutschen ist die unterschiedliche Sprachkonvention bzw. Norm (Standardsprache oder Dialekt bzw. gesprochene Sprache und schriftliche Sprache) bezüglich normgerechter Verwendungsregeln festgelegt. Ein Aspekt von Sprachkonvention ist im Hinblick auf K.V. von besonderer Bedeutung:

„Eine Konvention ist vergleichbar mit einer ‚Kollektivgewohnheit‘, der sich jeder hingibt: Wir alle verwenden die Zeichen aus Gewohnheit eben so, wie wir sie verwenden, wohl erwartend, dass die anderen es ebenso tun, wenn sie damit z.B. ihre Absicht mittels Zeichen signalisieren wollen.“ (ebd., S. 41)

Diese Gewohnheit mag dazu geführt haben, dass Muttersprachler sich der Eindeutigkeit sowie allgemeingültigen und semantisch gleichmäßigen Verwendung sprachlicher Zeichen sicher sind, wiegen sich damit jedoch in falscher Sicherheit. Der Anspruch semantischer Stabilität der Norm (Sprachgewohnheit) wird durch das Potential der seman-

---

<sup>43</sup> vgl. Germanistische Soziolinguistik (u.a. Löffler 2010).

tischen Flexibilität und der umfangreicheren Möglichkeiten des Systems zwangsläufig unterlaufen.

In der folgenden Analyse soll aufgezeigt werden, welche Rolle Wörtlichnehmen, Mehrdeutigkeit und sprachliche Übergenaugkeit in den K.V.-Monologen spielen und in welcher Form sich K.V. dabei semantischer Flexibilität bedient.

### 3.2.1 Wörtlichnehmen

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
20	MFAF	Magnet – Fisch – Angel – Fix! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 136-137)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 110-113.	wahr- scheinlich 1930er	1938

„Sehr häufig ergeben sich Doppeldeutigkeiten in der Sprache durch ein naives Wörtlichnehmen. [...] Besonders verbale Wendungen werden auf ihre Doppelbödigkeit hin abgeklopft. [...] Damit wird deutlich, in welchem starkem Maße bei Valentin die Sprache ihre semantische Eindeutigkeit verloren hat.“ (Schwimmer 1977, S. 36)



Diesen Ausführungen Schwimmers ist durchaus zuzustimmen, vor allem darin, dass „die Sprache [bei K.V.] ihre semantische Eindeutigkeit verloren hat“. Hier soll jedoch betont werden, dass das Potenzial der semantischen Flexibilität in den sprachlichen Zeichen bzw. im sprachlichen Ausdruck bereits veranlagt ist und K.V. diese nicht erzeugen kann. Das Sprachspiel K.V.s – vor allem in Bezug auf semantische Eigenschaften von sprachlichen Ausdrücken – mutet durchaus stellenweise naiv an oder auch an den Haaren herbeigezogen. Jedoch darf in diesem Zusammenhang nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich hier um Texte zur Unterhaltung handelt. Das Wörtlichnehmen ist also ein Mittel, um Witz zu erzeugen. Damit ein sprachlicher Ausdruck wörtlich genommen werden kann, muss er eine eigentliche und eine uneigentliche Bedeutung (vgl. von Polenz 2008) haben.

- 1) „da **geht** in den zweiten Stock **eine Treppe hinauf**. Das heißt – sie geht schon auch wieder herunter, vielmehr wir, nicht die Treppe, gehen hinauf, man sagt ja nur so.“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 13-15)
- 2) „wenn man’s **eigentlich** richtig nimmt, **geht ja nicht die Stiege nauf**, sondern mir gehen auf d’Stieg’n nauf, man sagt eben so.“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)

Die idiomatische Verwendung des Verbs *gehen* in der Wortgruppe (Beispiel 1 und 2) *die Treppe geht hinauf* zeigt den hohen Grad an Konventionalität („man sagt ja nur so“ (Aquarium I), „man sagt eben so“ (Aquarium II)) der Verbverwendung in diesem Ausdruck. Das Wörtlichnehmen K.V.s konzentriert sich auf die hier „uneigentliche Verwendung“ (von Polenz 2008, S. 148) des Verbs und formuliert in der zweiten Textvariante (Aquarium II), dass sich die eigentliche Verwendung auf Personen beziehen müsste, das Agens somit durch die Treppe falsch repräsentiert ist. Damit hinterfragt er die Logik der idiomatischen Verwendung des Verbs in diesem Kontext.

Einem Muttersprachler, der mit dem Erwerb der Sprache gleichzeitig die Konventionen der Muttersprache internalisiert, erscheinen solche sprachlichen Haarspaltereien womöglich als unnötig oder übertrieben, da die Idiomatizität fester Wortgruppen von Muttersprachlern meist nicht (mehr) bewusst wahrgenommen und als selbstverständlich hingenommen wird. Es lohnt sich jedoch, sich vorübergehend in einen noch unvoreingenommenen und von der Sprachkonvention einer Sprache noch unbeein-

flussten Fremdsprachler zu versetzen, der zu Recht hinterfragt, warum man sagt *Wie geht es dir?*, wo der Fremdsprachler doch gelernt hat, dass *gehen* ein Verb der Bewegung ist und die Fortbewegung einer Person auf den Füßen bezeichnet. Während K.V. in den Beispielen 1 und 2 den sprachlichen Ausdruck im Hinblick auf das Verb *gehen* wörtlich nimmt und auf die Haupt-Bedeutung<sup>44</sup> des Verbs hinweist, entsteht in Beispiel 3 aus dem Wörtlichnehmen des Wortes eine Assoziationskette.

- 3) „»Emfaf« funktioniert in jedem Wasser, sogar in dem stark salzhaltigen Meereswasser. Nur im »**schwarzen Meer**« müssen Pillen mit »Radiummischung« verwendet werden, da die Fische in dem **tiefschwarzen Wasser** nur »**beleuchtete**« Kügelchen **erkennen** können.“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 24-28)

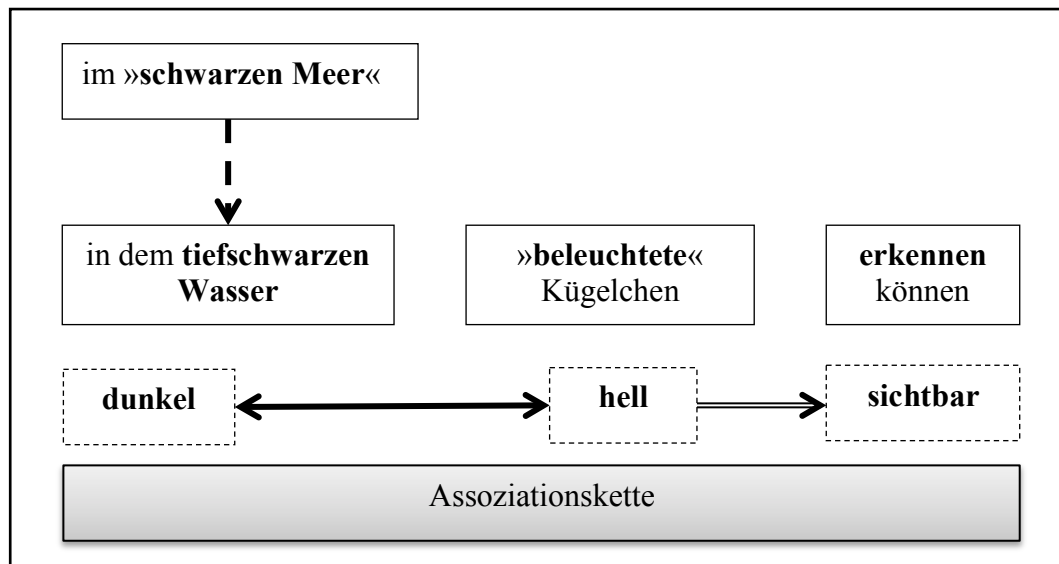


Schaubild 8

Die Farbe schwarz impliziert für K.V. die Qualität ‚dunkel‘ und er wirkt der verhinderten Sicht durch die Eigenschaft seiner Erfindung „beleuchtet“ („hell“) der Dunkelheit entgegen, wodurch der Magnet für den Fisch sichtbar („erkennen können“) wird. Man könnte hier von assoziativem Wörtlichnehmen sprechen, da er die Kompo-

<sup>44</sup> Die Kategorisierung als Haupt-Bedeutung gehört zur semantischen Anordnung der Einzelbedeutungen in einem Wörterbuch und ist keineswegs objektiv (vgl. Haß-Zumkehr 2001, S. 26): „Es kann aber kaum eindeutig entschieden werden, was Hauptbedeutung und was Nebenbedeutung ist. Dies hängt u.a. von der Korpusbasis und von der semantischen Theorie ab, die die Lexikografen vertreten.“ (ebd.)

nente schwarz in „im schwarzen Meer“<sup>45</sup> wörtlich nimmt. Das zeigt sich zum einen im erneuten Aufgreifen des semantischen Merkmals [+dunkel] und in der wörtlich gemeinten Komponente {schwarz} in „in dem tiefschwarzen Wasser“ und zum anderen in der implizierten Assoziation mit der Eigenschaft [+dunkel] in „da die Fische in dem tiefschwarzen Wasser nur »beleuchtete« Kügelchen **erkennen** können.“

Die Assoziation [+hell] (siehe auch Schaubild 8) ist explizit durch „beleuchtet“ formuliert, die Assoziation [+dunkel] („die Sicht verhindernd“) hingegen ist nur impliziert. Derartige oder ähnliche assoziative Verknüpfungen kommen in den K.V.-Texten häufig vor und repräsentieren ein Phänomen alltäglicher Kommunikation, das von Sprechern nur selten wahrgenommen wird. Ob Gesagtes/Gemeintes bzw. Verstandenes/Interpretiertes auf implizit oder explizit formulierten Assoziationen basiert, kann für eine Gesprächssituation einen entscheidenden Unterschied machen.

Kommt – wie hier – ein weiteres sprachliches Phänomen wie das Wörtlichnehmen hinzu, steigen die Anforderungen an die Verstehensleistung des Rezipienten. K.V. verwendet in seinen Texten vermutlich keinen implikativeren<sup>46</sup> Sprachstil als andere Alltagssprecher, seine Implikationen versteht er jedoch meistens mit Formulierungen, die bei der Dechiffrierung der implizierten Inhalte helfen<sup>47</sup>. In Beispiel 2 wird eine solche Formulierung durch „in dem tiefschwarzen Wasser“, „beleuchtete Kügelchen“ und „erkennen können“ repräsentiert.

Sowohl in den vorangegangenen Beispielen (1, 2, 3) als auch im folgenden Beispiel stehen sich die eigentliche, wörtliche Bedeutung und die uneigentliche, konventionelle Verwendungsweise von Wortgruppen gegenüber.

- 4) „Er [der Fisch] **betrachtet** sich das Magnet **näher** (besonders, wenn es sich um einen **kurzsichtigen** Fisch handelt) und schon hat ihn das Magnet erfasst“ (ebd.: S. 137, Z. 5-7).

---

<sup>45</sup> Da es sich um einen Eigennamen handelt, müsste es eigentlich groß geschrieben werden: Schwarzes Meer.

<sup>46</sup> Wortwahl in Anlehnung an die Begrifflichkeiten der Implikaturtheorie von Paul Grice (siehe hierzu Rolf 1994). Ebenso auch im Folgenden.

<sup>47</sup> „Wegen des tastenden, ausprobierenden, vom Vagen zum Präzisen oder umgekehrt vom Abstrakten zum Konkreten fortschreitenden Formulierens beim Sprechen baut sich die Bedeutung dessen, was man eigentlich sagen will, langsam auf. Der Hörer kann diese allmähliche Bedeutungsherstellung mitverfolgen.“ (Schwitalla 2012, S. 34). Es wurde bereits im Kapitel „Sprachkonvention“ in einer Fußnote auf die hier zitierte Beschreibung von „Bedeutungskonstitution“ verwiesen.

In Beispiel (4) wird die Prädikation durch eine Wortgruppe repräsentiert (*sich etwas näher betrachten*). Die Polysemie des Verbs *betrachten* (,etwas mit den Augen optisch wahrnehmen', ,etwas analysieren' oder ,eine bestimmte Meinung haben bzw. etwas aus einem bestimmten Blickwinkel sehen') und des komparativen Adjektivs *näher* (,geringe abstrakte bzw. räumliche Distanz') kann die Interpretation des Gemeinten dabei in verschiedene Richtungen führen. Etwas einer näheren Betrachtung zu unterziehen kann sich auf ein materielles Objekt (z.B. ein Gemälde) beziehen – in diesem Fall handelt es sich dann um eine geringe räumliche Distanz – oder es kann sich auf einen abstrakten Sachverhalt beziehen (z.B. eine Theorie) – hier wäre von einer geringen abstrakten Distanz die Rede.

Aus semantisch-lexikalischer Sicht und pragmatischer Sicht stehen sich mit dem Wörtlichnehmen einerseits das Verwenden und Meinen der lexikalisierten, „eigentlichen Bedeutung von Wörtern“ (von Polenz 2008, S. 180) und mit dem Nicht-Wörtlichnehmen andererseits die idiomatische, „uneigentliche Verwendungsweise“ (ebd.) gegenüber.

Aus pragmatischer Sicht ergibt sich eine weitere Möglichkeit, was Wörtlichnehmen und Nicht-Wörtlichnehmen bezeichnen. Das Nicht-Wörtlichnehmen kann sich auf implizierte, also mitgemeinten Inhalte, die nicht explizit ausgedrückt wurden, beziehen. Allerdings stellt sich dann die Frage, wie lexikalische Ambiguität pragmatisch einzuordnen wäre und ob man dann noch von Wörtlichnehmen sprechen kann. Hier soll ergänzend angemerkt werden, dass die pragmatische Perspektive des Wörtlichnehmens nur von synchronen Wortbedeutungen ausgehen kann, da grundsätzlich in Frage zu stellen ist, ob diachrone Bedeutungen oder Bedeutungskomponenten noch im Sprachbewusstsein des Alltagsprechers vorhanden sind. Im individuellen Fall K.V. kann nicht endgültig geprüft werden, ob ältere (diachrone) Bedeutungskomponenten in seinem Sprachwissen vorhanden waren.

Das Wörtlichnehmen komplexer sprachlicher Zeichen (zusammengesetzter Wörter) hingegen stellt andere Möglichkeiten bereit, da zwei oder mehrere Wortbildungskomponenten an der Gesamtbedeutung der Wortbildung beteiligt sind. Beispielsweise „eigenartig“ sowie das Synonym „merkwürdig“ werden meistens pejorativ verwendet. Beide Adjektive folgender Lesarten würden jedoch auch eine positive Verwendungsweise zulassen: ,von eigener, individueller Art' und ,würdig es sich zu merken'.

### 3.2.2 Mehrdeutigkeit: Ambiguität und Vagheit

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

„Es besteht vielmehr, daß ein Lexeminhalt sich zu einer solchen Mehrdeutigkeit entfalten kann, oder anders gesagt, daß er den Sprachbenutzern einen Spielraum anbietet, daß er flexibel ist und besonderen Sprachverwendungsbedürfnissen angepaßt werden kann.“ (Kaempfert 1984, S. 205)

Das semantische Phänomen der lexikalischen Ambiguität (Homonymie und Polysemie) zeugt von einer grundsätzlichen semantischen Flexibilität sprachlicher Ausdrücke. Lexikalische Ambiguität (Doppel- bzw. Mehrdeutigkeit) kann unterschiedlichen Ursprungs sein bzw. im Sprachgebrauch unterschiedlich genutzt werden, abhängig davon, ob es sich auf ein sprachliches Zeichen (einfaches oder komplexes Wort) oder einen sprachlichen Ausdruck (einfache oder komplexe Wortgruppe) bezieht.

Geht man von der Arbitrarität einfacher sprachlicher Zeichen aus, so liegt ein Wörtlichnehmen<sup>48</sup> einfacher Ausdrücke per se nahe. Komplexe Wörter können, aufgrund einer Mehrdeutigkeit eines oder mehrerer Wortbildungskomponenten, einen größeren Spielraum für ein Wörtlichnehmen bieten. Nun ist die Bedeutungsbeschreibung<sup>49</sup> von Le-

<sup>48</sup> Vgl. vorangegangenes Kapitel.

<sup>49</sup> Haß-Zumkehr (2001) widmet der „Bedeutungserläuterung [als] Herzstück des Wortartikels“ (S. 27) ein ganzes Kapitel.

xemen in Wörterbüchern eine statische Abbildung des semantischen Wortprofils. Im Moment der Sprach- bzw. Wortanwendung wird deutlich, dass sich Wortbedeutungen, in einen Kotext<sup>50</sup> eingebettet, nicht mehr statisch, sondern dynamisch verhalten. Die Unterscheidung zwischen Bedeutung und Sinn (vgl. u.a. Coseriu 1992, S. 263) fasst dies terminologisch zusammen und verbindet den lexikologischen Aspekt mit dem pragmatischen. In manchen sprachlichen Ausdrücken ist semantische Flexibilität bzw. Vagheit veranlagt, die vom Produzenten eine Präzisierung und vom Rezipienten im Verstehensprozess Flexibilität in der Schlussfolgerung verlangt.

„Ambige Ausdrücke sind (isoliert betrachtet) semantisch unbestimmt und folglich präzisierungsbedürftig. A[mbiguität] zeichnet sich dabei gegenüber Vagheit dadurch aus, dass das Präzisierungsspektrum als diskret wahrgenommen wird [...], während vage Ausdrücke (z.B. Farbadjektive, Gradadjektive) über ein kontinuierliches Präzisierungsspektrum verfügen“. (Bußmann 2002, S. 73)

Ambiguität und Vagheit sind semantische Phänomene, die in Bezug auf die Interpretation des sprachlichen Ausdrucks zum einen die unterstützende Rolle von Sprachkonvention und zum anderen die Kontextabhängigkeit der Bedeutungszuordnung eines sprachlichen Ausdrucks indizieren. Im folgenden Beispiel setzt sich das Sprachspiel aus einer syntaktischen und einer semantischen Komponente zusammen: zum einen aus dem austauschbaren Akkusativobjekt in der „reflexiven Konstruktion“ (Helbig/Buscha 2001, S. 56) und zum anderen aus der Polysemie des Verbs *begleiten*.

- 1) „Setze voraus, daß **ich mich** bei diesem Vortrag **selbst begleite**, weil **ich mich**, Gott sei Dank, selbst begleiten kann. Erst kurz habe **ich mich selbst nach Hause begleitet**, das hat zwar sehr dumm ausgesehen, wie ich so allein neben mir hergegangen bin, aber die Hauptsache ist, daß ich mich selbst **begleiten** kann.“ (SW 1, Uhr I: S. 24-25, Z. 34-36, Z. 1-3; vgl. auch SW 1, Uhr III: S. 194)<sup>51</sup>

---

<sup>50</sup> Der Terminus *Kotext* bezeichnet „den einer Textstelle (vorausgehenden bzw. folgenden) textinternen sprachlichen Kontext, der unterschieden wird vom textexternen Umfeld“ dem *Kontext* (Bußmann 2002, S. 383).

<sup>51</sup> Dieses Beispiel wird erneut in der Kategorie „Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert“ aufgegriffen.

Der musikalische Kontext und damit die Bedeutung von *begleiten* im Sinne von ‚musizieren‘ wird nur in der dritten Textvariante (Uhr III) explizit formuliert. In der Textvariante Uhr I ist dieser Kontext nur im Rahmen der konkreten Bühnenaufführung des Monologs ersichtlich, da der Ausdruck „Vortrag“ zu vage ist, um die musikalische Komponente des Kontextes bereitzustellen. Die Bedeutung des zweiten „sich begleiten“ im Sinne von ‚mitgehen, jemanden nach Hause bringen‘ ist durch die kotextuelle Einbindung in „nach Hause begleiten“ expliziert. In dieser Textvariante (U I) verbindet K.V. die beiden Bedeutungen mit Hilfe des Modalverbs *können* und damit durch den bloßen Umstand, dass er dazu in der Lage ist, sich zu begleiten. Diese Fähigkeit dürfte sich jedoch eher auf seine musikalischen Fähigkeiten beziehen als auf die Fähigkeit, sich selbst nach Hause zu begleiten. Das Akkusativobjekt stellt bei der Gegenüberstellung der beiden Bedeutungen ein distinktives Merkmal dar. Das reflexive *sich begleiten* ist nur in Zusammenhang mit der musikalischen Bedeutung möglich, da dieser Ausdruck die Gleichzeitigkeit zweier unterschiedlicher Tätigkeiten impliziert. In *sich\* nach Hause begleiten* ist eine Reflexivität ausgeschlossen, da *gehen* voraussetzen würde, dass zwei Personen nebeneinander hergehen. K.V. formuliert die Komik dieses Bildes in Textvariante Uhr III selbst:

- 2) „Kürzlich hab ich mich sogar selber heimbegleit’, allerdings hat das furchtbar dumm ausg’schaut, wie ich da so allein neben mir [h]ergangen bin“ (SW 1, Uhr III: S. 194).

Damit scheint K.V. sicherstellen zu wollen, dass die implizierte Assoziation des sprachlichen Ausdrucks auch wirklich beim Rezipienten ankommt. Anschließend führt er zum ursprünglichen Ausgangspunkt (den musikalischen Kontext) und damit zum eigentlichen Thema zurück:

- 3) „aber die Hauptsache ist, daß ich mich selbst begleiten kann. Da bin ich heute meinem Vater noch dankbar, daß er mich so streng musikalisch erzogen hat.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 2-5)

Das vorangegangene Sprachspiel mit der Mehrdeutigkeit von *(sich) begleiten* wird dadurch zu einem Umweg bzw. Gestaltungsmoment erklärt. Mit K.V.s Worten: „die Hauptsache ist, daß ich [es] kann“.

### 3.2.3 Sprachliche Übergenaugigkeit und Ungenaugigkeit

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
4	Fußball	Fußball-Länderkampf (Keine Textvarianten, SW 1, S. 131-133)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 126-130.	1927	1938
6	Fremden- fahrt	Fremdenfahrt in München (Keine Textvarianten, SW 1, S. 155-157)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Magazin, I (1946), H. 2., S. 17.	1945 / 1946	1946
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925



28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

Das oftmals überzogene Sprachspiel ist eher als Gestaltungsmittel zu kategorisieren denn als „Unfähigkeit zur Anpassung [oder] eine gestörte Einsicht in Sinnzusammenhänge“ (Seegers 1983, S. 93). Armgard Seegers geht in ihrer Beurteilung noch einen Schritt weiter: „Der fehlerhafte Gebrauch von Sprache macht seine [K.V.s] Sprache als eine verkehrte deutlich.“ (ebd.).

Zudem stellt sie „seine Unsouveränität im sprachlichen Umgang“ (ebd., S. 96) sowie „Sprachpedanterie“ (ebd., S. 112) fest. Bereits in der Auseinandersetzung mit der Kategorie „Sinn – Sinnloses – Unsinn“ wurde verdeutlicht, dass ein vorschnelles negatives Urteil über K.V.s Sprache „als eine verkehrte“ (ebd., S. 93) nach genauerer Betrachtung revidiert werden sollte. In jedem Fall ist es ein Fehlurteil, K.V. ein „Nichtbeherrschen der Sprache“ (ebd., S. 92) zu unterstellen. Oftmals „kann man nicht einfach entscheiden, welche Äußerungen der Norm entsprechen und welche nicht. Sie sind alle in sich korrekt. So lässt sich auch nicht entscheiden, ob diese Äußerungen Fehler enthalten.“ (Roche 2008, S. 137)

Wie eingangs erläutert, entspricht die Forderung semantischer Exaktheit an den sprachlichen Ausdruck nicht nur dem Interesse von „Wissenschaft, Technik und Institutionen“ (Roelcke 2004, S. 137), sondern auch dem des Alltagssprechers im Hinblick auf erfolgreiche Kommunikation. Das semantische Phänomen der Mehrdeutigkeit (Ambiguität) weist darauf hin, dass – auf der Ebene des sprachlichen Zeichens – Vagheit in der Sprache veranlagt ist, womit jeder Sprecher/Produzent, aber auch jeder Hörer/Rezipient umgehen muss. Semantische Exaktheit und Eindeutigkeit wiederum kann letztendlich nur eine Forderung an die angewandte Sprache und an den in einen Kontext eingebetteten sprachlichen Ausdruck sein.

Nun ist Exaktheit jedoch keine steigerbare Qualität: Exakter als exakt ist nicht möglich. K.V. scheint dennoch ein gewisses Potenzial für Missverständnisse in vermeintlich eindeutigen sprachlichen Ausdrücken zu sehen. Helmut Schwimmer schreibt K.V.s sprachliche Übergenauigkeit einem „fundamentale[n] Zweifel an der Konventionalität der Sprache“ (Schwimmer 1977, S. 45) zu und zitiert auch Wilhelm Hausenstein und Franz Blei, die in dieser „Pedanterie eine Form der Hypochondrie“ (ebd.) sahen. Schwimmer kann nicht widersprochen werden, dass man in fast jedem K.V.-Text dem „Bedauern, dass es in der Sprache so viele eingeschliffene Gewohnheiten gibt, die einer genauen kritischen Überprüfung oft nicht Stand halten“ (ebd., S. 43-44), begegnet. Das psychologische Urteil, dass die Pedanterie eine Form der Hypochondrie sei, scheint zwar nachvollziehbar und naheliegend, ist jedoch anhand der bloßen Texte nicht belegbar. „Das Aquarium“ ist sowohl für das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten und das Absurde als auch für sprachliche Übergenauigkeit und Ungenauigkeit ein beispielhafter Monolog.

- 1) „Seit so und soviel Jahren wohn’ ich jetzt schon in der ... .straße“ (SW 1, Aquarium II: S. 182).

Die Textvariante Aquarium II beginnt mit sprachlicher Vagheit: „Seit **so und soviel** Jahren“. Es liegt die Vermutung nahe, dass K.V., anstatt eine konkrete Anzahl an Jahren anzugeben, sich für diese zeitlose, sehr ungenaue und vage Formulierung entschieden hat, um die Zahl bei späteren Auftritten, also nach fortgeschrittener Zeit nicht abändern zu müssen. Um dann jedoch den Zweifel an der Eindeutigkeit von Sprache wieder zum roten Faden des Monologs und des Sprachspiels zu machen, wiederum nicht ohne markante Ungenauigkeiten zu platzieren, die gewissermaßen als Motor seines Sprachspiels dienen.

- 2) „[...] ich hab’ nämlich früher **in der Sendlingerstraße** gewohnt. Das heißt, **nicht in der Sendlingerstraße**, das wäre ja lächersam – **in der Sendlingerstraße könnte man ja gar nicht wohnen**, weil immer die Straßenbahn durchfährt.“ (SW 1,

Aquarium I: S. 13, Z. 5-8; siehe auch Aquarium II: S. 182 und Aquarium III: S. 184)<sup>52</sup>

Die lokale Präposition *in*<sup>53</sup> „dient [in Verbindung mit dem Dativ] zur Angabe des Sichbefindens, des Vorhandenseins innerhalb eines Raumes o.Ä.“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 496). Die Exaktheit der Präposition stellt K.V. nicht in Frage, allerdings durch- aus die Exaktheit des Raumes, auf den sich die Präposition bezieht: Sendlingerstraße. Nun handelt es sich hierbei um einen Straßennamen und Straßennamen beinhalten sehr oft die Komponente *Straße*. K.V. grenzt aus dem Raum der Sendlingerstraße offensichtlich die dazugehörigen Häuser aus, wodurch ein Wohnen in dieser unmöglich würde.

Im nächsten Schritt integriert er die Häuser wieder in den Raum der Sendlingerstraße, was er mit dem Genitiv „der Sendlingerstraße“ markiert.

- 3) „Also, **in den Häusern** der Sendlingerstraße habe ich gewohnt. **Nicht in allen**, nur in einem davon. In dem, das **zwischen den anderen so drinsteckt** [...]. Aber **nicht im ganzen Haus**, sondern **nur im ersten Stock**. Der ist **unterm zweiten Stock** [...].“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 12-13; ähnlich auch in auch Aquarium II: S. 183 und Aquarium III: S. 184)
- 4) „Ich wohne also **in den Häusern**, aber nicht daß Sie glauben, ich wohn in alle Häuser, nein, **bloß in einem**, und da wohn’ ich **innen drin in die Zimmer**, aber auch **nicht in alle Zimmer**, sondern bloß in einem, **im ersten Stock**, weil in dem Haus wo wir da wohnen, ist ein erster Stock, der is **unter’m zweiten Stock** und **obern Parterre**, so **zwischen drinn**.“ (SW 1, Aquarium II: S. 182-183; ähnlich auch in Aquarium III: S. 184)

Die Verwendung des Plurals „in den Häusern“ ist eine Irreleitung durch K.V. und ist eine sprachliche Ungenauigkeit, die einem Versprecher gleich kommt, den er sofort wieder korrigiert: „Nicht in allen, nur in einem davon“. Die weitere Positionsbeschreibung seiner Wohnstatt als „im ersten Stock“ befindlich, der sich unter dem

---

<sup>52</sup> Dieses Beispiel wird in der Kategorie „Absurdität“ nochmals aufgegriffen.

<sup>53</sup> Helbig/Buscha (2001) untergliedern die semantische, lokale Beschreibung der Präposition in „nicht zielgerichtet [und] zielgerichtet“ (S. 375).

zweiten Stock befindet, geht weit über das notwendige Maß an Exaktheit hinaus. Hier stellt sich jedoch die Frage, ob K.V. wirklich die Eindeutigkeit des sprachlichen Zeichens bzw. Ausdrucks bezweifelt, oder ob er nicht vielmehr ein Missverstehen seines sprachlichen Arrangements befürchtet. Bereits Gesagtes zu wiederholen, kommt in der „Alltagssprache“, also auch bei anderen Alltagssprechern vor<sup>54</sup>. Die übertriebene Anhäufung reformulierter, bereits eindeutiger Informationen, entspricht einer Kommunikationsstrategie, die man auch bei Lehrern oder Alltagssprechern beobachten kann, wenn diese befürchten, sich noch nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben. Es bleibt jedoch unbestritten, dass K.V.s übergenaue Positionsbeschreibungen des Guten zu viel sind, womit sich die benannte Kommunikationsstrategie verselbständigt.

In Textvariante Aquarium II findet sich zudem noch eine weitere Übergenauigkeit: „innen drin in die Zimmer“ (SW 1, Aquarium II: S. 182), „so zwischen drin(n)“ (SW 1, Aquarium II: S. 182; Aquarium III: S. 184).

Wie die Mehrdeutigkeit sprachlicher Zeichen ist auch semantische Exaktheit in sprachlichen Zeichen veranlagt. Es wurde bereits erwähnt, dass Exaktheit eigentlich nicht steigerbar ist.

	<b>standardsprachlich (DUDEN Bd. 10, 2002)</b>	<b>dialektal (Zehetner 2005)</b>
<i>in</i> (Präposition)	„<räumlich> a) <mit Dativ; Frage: wo?> dient zur Angabe des Sichbefindens, des Vorhandenseins innerhalb eines Raumes o.Ä., der Stelle, des Platzes, wo sich jmd., etwas befindet [...] Syn.: innerhalb.“	
<i>innen</i> (Adverb)	„im Inneren, inwendig / Ggs. außen / [...] Syn.: innwendig; auf der Innenseite, auf der inneren Seite, Im Innern.“	„Hinsichtlich des Sprecherstandpunkts nicht markiert, kann also sowohl für <i>herinnen</i> als auch für <i>drinnen</i> stehen.“
<i>drinnen</i> (Adverb)	„innerhalb [eines Raumes] / Ggs. draußen / : ich sitze schon drinnen und warte auf dich“	„darin [...] <i>Drin(nen)</i> kann nur verwendet werden zur Bez. einer Lage innerhalb eines Raumes, in dem sich der Sprecher nicht befindet; demnach heißt es richtig <i>dort d.</i> “

<sup>54</sup> „Wiederholen wir das, was wir gesagt haben, weil wir den Adressaten für ‚schwachsinnig‘ halten?“ (Schwitalla 2012, S. 13-14)

Die Präposition *in* ist semantisch beschreibbar (Bedeutungsbeschreibung siehe Tabelle oben), da sie zum Ausdruck eines adverbialen Verhältnisses dient (vgl. Helbig/Buscha 2001, S. 360 ff.). Das Sich-Befinden in einem geschlossenen Raum ist ein wichtiger Aspekt des Merkmalkomplexes.

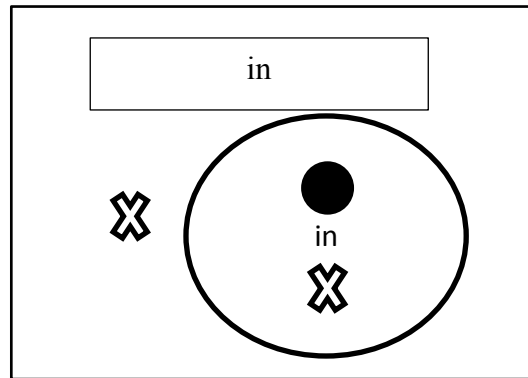


Schaubild 9: (X steht für den Standpunkt des Sprechers; so auch in den weiteren Schaubildern)

Der Merkmalkomplex des Adverbs *innen* setzt keinen geschlossenen Raum voraus, das Kompositum *Innentasche* verdeutlicht dies.

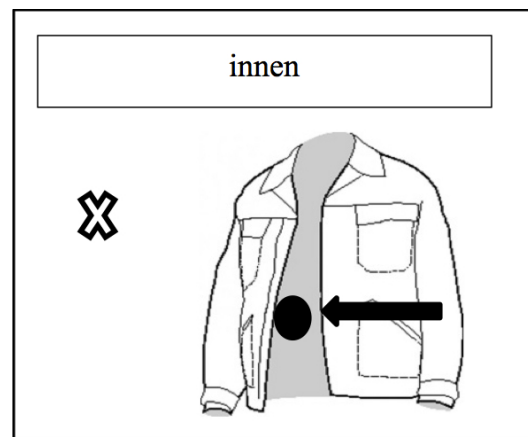


Schaubild 10

Das Vorhandensein einer Innenseite, die einem Innenraum zugewandt ist, ist für dieses Adverb ausreichend.

Das Adverb *drinnen* bzw. *darin* setzt sich aus den Komponenten *da* und *in* bzw. *innen* zusammen. Die Position des Sprechers ist somit durch die hinweisende Komponente im Merkmalkomplex impliziert.

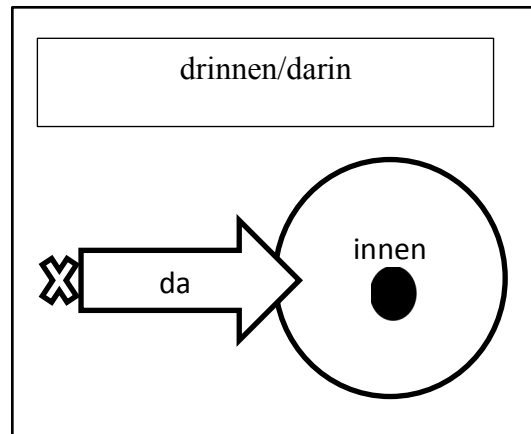


Schaubild 11

Im Deutschen sind also vielfältige Mittel zur exakten Positionsbeschreibung, inklusive Bestimmung der Sprecherposition, gegeben. Aus sprachökonomischen Gründen wäre eine Reihung derselben semantischen Information allerdings nicht nötig. Dennoch kommt die Reihung *innen drin in* in Kombination mit *Tasche* oder *Jacke* bei Alltagssprechern durchaus vor. In der mündlichen Kommunikation scheint es also manchmal das Bedürfnis bzw. die Notwendigkeit zu geben, sich möglichst genau auszudrücken, auch wenn dafür unnötige semantische Reihungen eingesetzt werden.

K.V. kombiniert diese Wortgruppe mit *Zimmer*, weswegen es hier der Kategorie „sprachliche Übergenauigkeit“ zugeordnet wurde. Der geschlossene Raum des Zimmers macht eine weitere Spezifizierung neben der Präposition *in* überflüssig. Diese übertriebene Genauigkeit steigert K.V. in den Textvarianten Aquarium II und Aquarium III noch einmal durch die genaue Positionsbeschreibung des ersten Stocks: „**im ersten Stock**, [...], der is **unter'm zweiten Stock** und **obern Parterre**, so **zwischen drinn**“ (SW 1, Aquarium II: S. 182-183; ähnlich auch in Aquarium III: S. 184).

Die übergenaue Beschreibung der Verortung seiner Wohnstätte ist die Hinleitung zum eigentlichen Thema des Monologs: Das Aquarium, das K.V. zu seinem „Privatvergnügen“ (ebd., Aquarium I: S. 13, Z. 18) hat. Die Beschreibung desselben ist ebenso

ausführlich, teilweise langatmig<sup>55</sup> und übergenu wie die einleitende Positionsbeschreibung.

- 5) „Das **Aquarium** hat **ringsherum vier Glaswände**, und **unten** hat es einen **Boden**, der das Wasser hält. [...] Bei einem **Vogelkäfig** sind die **Wände** auch **so ähnlich** wie bei einem Aquarium, aber da ist **alles ganz anders**. Da sind die **Wände nicht aus Glas**, sondern aus **Draht**. Es wäre ja auch ein Riesenunsinn, wenn’s beim Aquarium ebenso wäre, weil das Aquarium das Wasser nicht halten könnte.“ (ebd., Aquarium I: S. 13, Z. 22-31)
- 6) „da haben wir in dem Zimmer drinn’ ein Aquarium, das ist also ein **direktes Aquarium**, weil’s schon’s Wort sagt, es ist auch eins, aber wir glauben’s nicht, daß das wirklich eins ist [...] Unser Aquarium ist **aus Glas, aus durchsichtigem Glas** – jawohl, **weil es Milchglas auch gibt**. (*Mit den Händen zeigend.*) Seh’n Sie, unser Aquarium sieht ungefähr so aus: – Sagen wir z.B., das **hier** ist die **Glaswand**, das hier ist meine Hand, ich mach’s ja nur, daß Sie’s besser verstehen, also das soll die Glaswand nur vorstellen [sic], also die Glaswand **steht so da**, von derer Glaswand **vis a vis** steht auch wieder eine **Glaswand, auch aus Glas**, nur mit dem **Unterschied**, daß die eine Glaswand **herüben** und die andere Glaswand **drüben** steht [...].“ (ebd., Aquarium II: S. 183)
- 7) „Das ganze **Aquarium** ist nicht größer als so (*zeigend*) sagn ma, das sind die **zwei Glaswände**, (das sind meine Hände, ich erklär’s ihnen [sic] nur, daß sies besser verstehn) und **das** sind **auch zwei Wände** und **unten is der Boden**, der s’Wasser haltet [...]. – Bei einem **Vogelhaus** ist das **ganz etwas anderes** – Bei einem Vogelhaus sind die Wände **auch so ähnlich** wie bei einem Aquarium [...].“ (ebd., Aquarium III: S. 185)

Manche Textstellen könnten sowohl der Kategorie „sprachliche Übergenuigkeit“ als auch „Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten“ zugeordnet werden. Mit der ausführlichen Beschreibung des Aquariums (Beispiel 5, 6 und 7) stellt K.V. die Exaktheit des Lexems *Aquarium* in Frage, weswegen es in die Beispiele zur sprachlichen Übergenuigkeit eingereiht wurde. In Textvariante Aquarium II spricht K.V. von einem

---

<sup>55</sup> Der Umfang der Beschreibungen variiert in den Textvarianten Aquarium I, Aquarium II und Aquarium III.

„direkte[n] Aquarium, weil’s schon’s Wort sagt“. Somit sollten alle Zweifel über die Möglichkeit, er könnte von etwas anderem sprechen, ausgeräumt sein. Welche Personen außer K.V. das „wir“ („aber **wir** glauben’s nicht, daß das wirklich eins ist“) noch mit in die Zweifel an der Wahrhaftigkeit des Aquariums einbezieht, geht aus dem Kontext nicht hervor. Diese Zweifel erwähnt K.V. nur in Textvariante Aquarium II, in Aquarium I und Aquarium III werden sie nicht formuliert.

Die folgende Beschreibung des Aquariums, welches aus vier Glaswänden besteht, die in bestimmter Weise angeordnet sind, untermalt K.V. mit seinen Händen (siehe Zitat: kursive Anmerkungen in Klammern). Selbst seine Gestik kommentiert und erklärt K.V. (siehe unterstrichene Textstellen in Beispiel 6 und 7), so als wäre das Potential zum Missverstehen zu groß. K.V. verbindet und verstärkt die detaillierten sprachlichen Ausführungen mit der Körpersprache, wodurch die Übergenauigkeit nochmals potenziert wird. Das Lexem *Aquarium* – „Behälter aus Glas zur Pflege und Züchtung von kleinen Tieren, bes. Fischen und Pflanzen, die im Wasser leben.“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 112) – ist weder vage noch ambig und der Merkmalkomplex beinhaltet bereits das Material Glas, wonach die Ausführungen K.V.s unnötig wären. In Aquarium I und Aquarium III stehen sich die Prädikationen<sup>56</sup> (Aussagekerne) *ähnlich* und *anders* gegenüber: „Bei einem Vogelkäfig sind die Wände auch **so ähnlich** wie bei einem Aquarium, aber da ist alles ganz anders“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 26-28), „Bei einem Vogelhaus ist das ganz etwas **anderes** – Bei einem Vogelhaus sind die Wände auch **so ähnlich** wie bei einem Aquarium“ (ebd., Aquarium III: S. 185).

<i>ähnlich</i>	<i>anders</i>
„in bestimmten Merkmalen übereinstimmen“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 72)	„(im Vergleich zu jmd., etwas anderem) nicht so, sondern abweichend“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 84) <i>abweichen</i> : „sich in bestimmten Punkten (voneinander) unterscheiden“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 69)
„in manchem übereinstimmend, teilweise analog“ (DWDS, Oktober 2014, <a href="http://www.dwds.de">http://www.dwds.de</a> )	„abweichend von etw.“ (DWDS, Oktober 2014, <a href="http://www.dwds.de">http://www.dwds.de</a> )

<sup>56</sup> vgl. Peter von Polenz 2008.



Die Prädikationen „ähnlich“ und „anders“ als solche bedingen aufgrund einer semantischen Schnittmenge keine grundsätzliche Gegensätzlichkeit. Diese wird in Aquarium I erst durch ein semantisches Spannungsfeld zwischen „auch so ähnlich“ und der restriktiven Konstruktion mit „aber“ in Kombination mit „ganz“ erzeugt. In Aquarium III findet man das gleiche semantische Spannungsfeld zwischen „ist das ganz etwas anderes“ und „auch so ähnlich“, die restriktive Konjunktion fehlt hier jedoch .

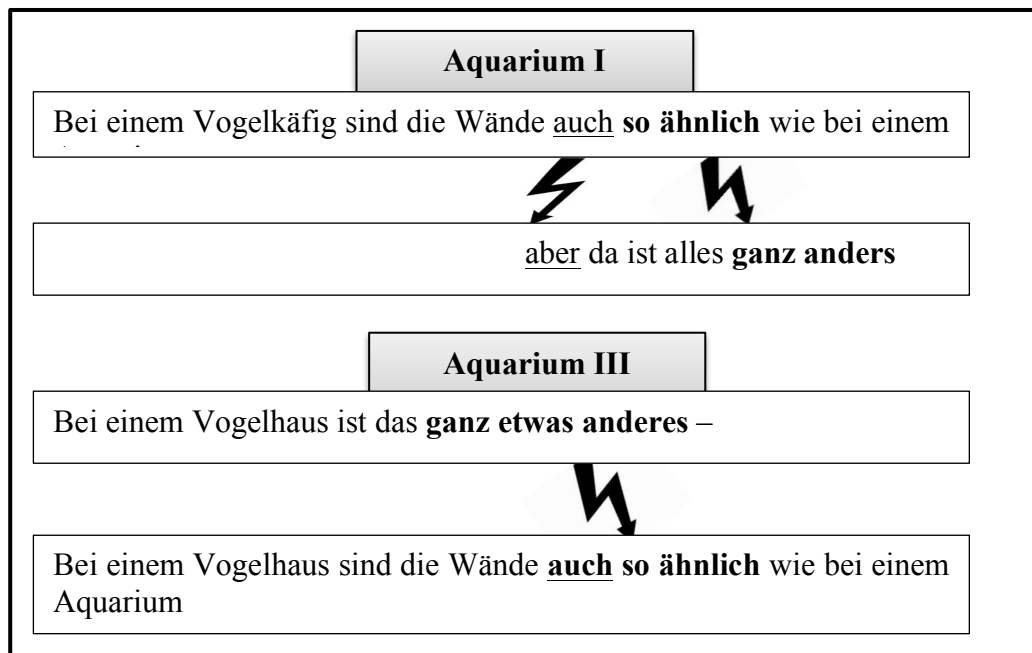


Schaubild 12

Betrachtet man dieses Spannungsfeld erneut unter dem Aspekt sprachliche Übergenauigkeit, zeigt sich eine für K.V. typische Sprachstrategie: So sprachlich übergenau er manche Ausführungen gestaltet und dabei Gedankengänge expliziert, so kurz und ungenau ist er an anderen Stellen und impliziert Gedankengänge nur. In diesem Beispiel impliziert er wahrscheinlich Folgendes: Das „Aquarium“ und das „Vogelhaus“ haben durchaus Gemeinsamkeiten und unterscheiden sich dennoch.

An dieser Stelle soll daran erinnert werden, dass sprachliche Übergenauigkeit genauso wie Implikationen bzw. elliptische Formulierungen von hintergründigen Gedanken auch bei anderen Alltagsprechern vorkommen. Diese sind bei K.V. aufgrund der Konzeption der Texte für die Bühne allerdings übertrieben und eindeutig als valentinisches Gestaltungsmoment zu verstehen und zu klassifizieren.

Ein Kotext – der bei K.V. allerdings nicht gegeben ist – macht sprachliche Übergenauigkeit sogar notwendig: Der fremdsprachliche Kontext, in dem Wortbedeutungen bzw. die Relation zwischen sprachlichem Zeichen und Denotat beschrieben wird bzw. beschrieben werden muss. Insofern gehört diese Kategorie generell sogar zum notwendigen Repertoire einer Sprache bzw. einer bestimmten Gruppe von Sprechern.

In den folgenden Beispielen (8, 9 und 10) besteht die sprachliche Genauigkeit nicht – wie in den bisherigen Beispielen – in der Quantität der Informationen und damit in einem stark explizierenden Sprachstil, sondern in der übergenaugen Wortwahl.

- 8) „Währenddessen nahte ein **Flieger samt Flugapparat** surrend zum Flugplatz heran.“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 5-6)

Beispiel 8 ist dem Monolog „Fußball-Länderkampf“ entnommen, in welchem K.V. einen „Fußballkampf“ besucht. Die heute nicht mehr üblichen Wörter „Flieger“ und „Flugapparat“ können synonym mit *Pilot* und *Flugzeug* ersetzt werden. Die Ergänzung, dass der „Flieger“ mit „Flugapparat“ herannaht, ist in diesem Kontext und Kotext im Hinblick auf Durchsichtigkeit nicht notwendig. Die Ergänzung durch „samt Flugapparat“ ist somit ein zusätzlicher semantischer Wert, der eine sprachliche bzw. semantische Übergenauigkeit darstellt.

Im Monolog „Fremdenfahrt in München 1946“ spielt K.V. die Rolle eines Fremdenführers und nimmt sein Publikum mit auf eine Rundfahrt durch das zerstörte München.

- 9) „Einen weiteren traurigen **Einblick** macht [...das...] zerstörte Nationaltheater.“ (ebd., Fremdenfahrt: S. 156, Z. 32-34)

In Beispiel 9 ist er am „zerstörten Nationaltheater“ angekommen, welches „einen [...] traurigen Einblick macht“. Dass K.V. anstatt *Anblick* die Derivation *Einblick* wählt, trägt dem Umstand Rechnung, dass die Mauern des Nationaltheaters zerstört sind und ein Anblick der Mauern nun nicht mehr möglich ist, ein direkter Einblick in das Gebäude jedoch sehr wohl. Er nimmt die Präfixe *An-* und *Ein-* in ihrer Bedeutung sehr genau, womit er einerseits eine unkonventionelle Wortwahl trifft, andererseits jedoch

das Gemeinte expliziert und damit seinen sprachlichen Ausdruck der sprachlichen Genauigkeit mehr verpflichtet als der Konventionalität.

Die Position eines Wortes in einem Satz kann eine modifizierende Wirkung auf den Sinn haben. Die Veränderung der Position in den K.V.-Texten gleicht einem Experiment, welche Modifikation seinem Sinn eher entspricht.

10) „Sehen Sie, wenn man es **eigentlich richtig nimmt**, paßt dieses Lied **gar nicht** für Gitarre, weil es heißt: ich trage wo ich gehe usw.; ich gehe aber jetzt nicht, ich stehe (oder sitze) jetzt [sic] weil ich unterm Gitarrespielen nicht gehen kann, und dann hab ich keine Uhr, die hab ich versetzt. Sehr geehrtes Auditorium, nachdem ich unterm Gitarrespielen nicht gehen kann und außerdem meine Uhr versetzt habe, ist es mir leider nicht möglich, Ihnen die Uhr von Löwe [sic] zum Vortrag zu bringen.“ (SW 1, Uhr I: S. 26, Z. 1-9)

In diesem Zitat wird mit *eigentlich* die Verbgruppe *richtig nimmt* (es müsste „genau nimmt“ heißen) modifiziert. Die relativierende Wirkung stellt den Sinn der Verwendung generell in Frage, auch wenn sie manchmal als notwendig erscheint. Im vorliegenden Satz kann der Sinn folgendermaßen reformuliert werden: ‚Wenn man es eigentlich genau nimmt, was wir aber an dieser Stelle nicht machen, passt dieses Lied gar nicht für Gitarre‘. Der implizierte Zusatz (‚was wir aber an dieser Stelle nicht machen‘) müsste dazu führen, dass K.V. ein konditionales Szenario beschreibt, welches jedoch nicht durchgeführt wird. Da er den originalen Liedtext, der diesem Monolog zugrunde liegt, wörtlich nimmt, verliert sich der Sinngehalt von „gar“. Würde K.V. hier nicht mit „eigentlich“ formulieren, wäre der Satz immer noch vollständig, aber der Sinn klarer, vor allem, da „gar“ die Information hinreichend modifiziert.

### 3.2.4 Spiel mit semantischen Werten und Merkmalen

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

Die Bedeutung eines Lexems ist, solange im Kontext eines Wörterbuchs, statisch. Wie bereits auch im Zusammenhang von semantischer Flexibilität und Stabilität besprochen, verhalten sich Wörter in einem sprachlichen Kontext jedoch dynamisch und flexibel. Je nach Ko- und Kontext können einzelne Merkmale des Merkmalkomplexes stärker hervortreten oder werden durch den Produzenten selbst hervorgehoben. Es wurde bereits an manchen Stellen darauf hingewiesen, dass K.V. einzelne semantische Merkmale eines Wortes aus dem Merkmalkomplex herausgreift, womit er sowohl den Text als auch sein Sprachspiel vorantreibt.

Ein sprachliches Zeichen wird arbiträr und konventionell genannt und ist die konventionelle Manifestation einer kollektiven Idee. Somit ist ein Lexem bereits eine in einer Sprache manifestierte Idee. Kommunikation ist wiederum eine Äußerungsabsicht einer Idee oder eines Konglomerats von Ideen mit Hilfe von sprachlichen Zeichen, denen ja bereits ein konventioneller Merkmalkomplex anhaftet. Man könnte Kommunikation auch als temporal begrenzte sprachliche Manifestation von Ideen bezeichnen. Dabei kann man sowohl auf die semantische Flexibilität von Lexemen bauen als auch diese nutzen. Letzteres tut K.V.: Er nutzt das Potential von sprachlichen Zeichen und erweckt dadurch den Eindruck, als brähe er mit der Konvention. Dabei verhält er sich grund-

sätzlich nicht anders als die meisten anderen Sprecher in der alltäglichen Kommunikation auch: Er nutzt, was ihm zur Verfügung steht.

- 1) „Da bin ich heute meinem Vater noch dankbar, daß er mich **so streng musikalisch erzogen** hat. Sie, der hat mich streng musikalisch erzogen! Als Kind habe ich **nur mit der Stimmgabel essen dürfen, geschlagen** hat mich mein Vater **nach Noten**.“  
(SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 3-6)
- 2) „Ja, ich bin nun froh, daß ich's Zitherspielen g'lernt hab, aber mein Vater hat mich ja **ganz streng musikalisch erzogen**, ich hab' zuhaus **nur mit einer Stimmgabel essen müssen, prügelt** hat mich der Vater **nach Noten**.“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Das musikalische Talent K.V.s ist bekannt und unbestritten. In diesem Monolog wird die treibende Kraft für das Erlangen der musikalischen Fertigkeit durch die Vaterfigur vertreten. Die oben zitierte Textstelle zeigt, mit welchem Sprachgefühl K.V. in der Lage war, einzelne semantische Merkmale herauszugreifen und diese im weiteren Text als roten Faden im Hintergrund laufen zulassen.

Die Einführung der semantischen Komponenten [+Musik] und [+Erziehung] („*streng musikalisch erzogen*“) werden mit „Stimmgabel“ und dann mit der verbalen Wortgruppe „schlagen nach Noten“ weitergeführt:

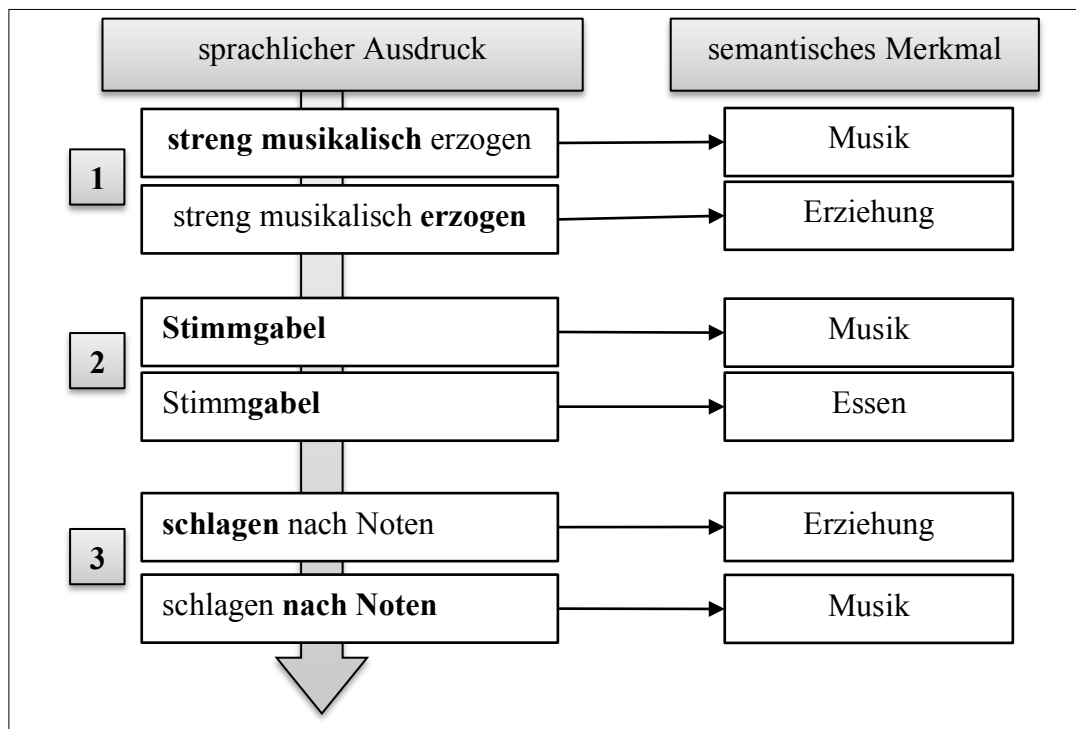


Schaubild 13

K.V. ist dafür bekannt, provokant zu verwirren und erwartbar unberechenbar zu sein. Er vereint (in 1 und 3) die semantischen Merkmale [+musikalisch] und [+Erziehung], die in separaten Ausdrücken formuliert sind, in Beispiel 2 in einer Wortbildung. Einerseits steht die ganze Wortbildung („Stimmgabel“) für den musikalischen Kontext und andererseits bezieht sich die Wortbildungskomponente {Gabel} auf den erzieherischen Bereich. K.V. verknüpft die semantischen Merkmale [+musikalisch] und [+Nahrungsaufnahme] lediglich durch die Verwendung des Kompositums *Stimmgabel* mit einem konventionell nicht kongruenten Verb (*essen*) miteinander. Der junge K.V. (als Figur zu verstehen) wird also auch während des Essens an seine musikalische Ausbildung erinnert. Der Wahrheitswert dieser Aussage kann nur in der valentinischen Welt Bestand haben, nicht jedoch in der Realität. Das Thema „musikalische Erziehung“ wird so ad absurdum geführt.

- 3) „Sehen Sie, wie mir mein Vater das **Gitarrespielen hat lernen lassen**, hat er mir bei einem Tändler eine ganz alte Gitarre gekauft, auf der **Gitarre** war **keine einzige Saite** mehr drauf; also nicht einmal eine – aber mein Vater hat gesagt, **zum Lernen ist die gut genug**.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 7-10)

- 4) „‘s Schönste war des, mit 8 Jahr hat er mich’s **Zitherspielen lernen lassen** und da hat er mir bei ein’m Tandler a **Zither** kauft, also an ganz alten Scherb’n und da war **koa oanzige Sait’n** mehr drauf; aber mei Vater hat gmoant, **zum lernen tuats de scho**.“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Das Thema wird also weitergeführt und die Absurdität wird nochmals gesteigert. Die Unterschiede zwischen den Textvarianten Uhr I und Uhr III sind minimal, aber nicht ohne Wirkung. Eine Gegenüberstellung soll das verdeutlichen:

	U I	U III
1	<b>so streng</b> musikalisch erzogen	<b>ganz streng</b> musikalisch erzogen
2	<b>nur</b> mit der Stimmgabel essen <b>dürfen</b>	<b>nur</b> mit einer Stimmgabel essen <b>müssen</b>
3	<b>geschlagen</b> hat mich mein Vater nach Noten	<b>prügelt</b> hat mich der Vater nach Noten

In 1 wird die „so streng[e]“ musikalische Erziehung (Uhr I) zu einer „ganz streng[en]“ musikalischen Erziehung (Uhr III). Die Gradpartikeln (Definition nach DUDEN Bd. 4 1998, S. 377) „so“ und „ganz“ haben die gleiche Wirkung: Verstärkung. In 2 wechselt K.V. vom Modalverb „dürfen“ (Uhr I) zu „müssen“ (Uhr III). Die Kombination mit „nur“ führt jedoch zu einer markanten Modifikation der Bedeutung. Während er in Uhr I ausschließlich mit einer Stimmgabel essen durfte, schwächt das „nur“ in Uhr III das „müssen“ ab: Er musste lediglich mit einer Stimmgabel essen. Dies stünde im Widerspruch zur ganz strengen musikalischen Erziehung. Die Verben in 3 („prügeln“ und „schlagen“) unterscheiden sich graduell, in der Wirklichkeit hätte es dem Kind jedoch in jedem Fall wehgetan.

Hier ist zu bedenken, dass die beiden Textvarianten auf der Bühne nie direkt gegenübergestellt wurden, der Kontrast ist also nur durch die Lektüre beider Texte sichtbar. Zudem ist fraglich, ob es dem Publikum möglich war, diese semantische Nuance herauszuhören. In Bezug auf den Textproduzenten K.V. ist zu ergänzen, dass seine Texte immer mit einem gewissen Grad an Absicht entstanden sind, ob ihm aber die semantischen Feinstrukturen klar vor Augen standen, ist fraglich.

Das folgende Beispiel könnte auch als inkongruente Wortwahl kategorisiert werden. Allerdings gibt der Textzusammenhang Anlass zu der Annahme, dass sich das Verb

„eingegangen“ auf den Urgroßvater bezieht und somit das semantische Merkmal „Verjüngung/Verkleinerung“ aufgegriffen wird.

- 5) „Mei' **Uhrgroßvater** is vor **20** Jahr g'storb'n und der **hat vor ungefähr 14 Tag seine Uhr verlor'n** und durch diesen **Verlust** ist er wieder **jünger** geworden, denn dann war er **nurmehr Großvater**.“ (ebd., Uhr III, S. 194)

In der Textvariante Uhr III wird es noch skurriler, denn der Verwandte sei bereits vor 20 Jahren verstorben und konnte dennoch vor 14 Tagen seine Uhr verlieren. Die Art der Verjüngung bleibt in allen drei Textvarianten die gleiche, in dieser Variante entbehrt die zeitliche Dimension jedoch jeglichen Wahrheitswerts.

Die Anzahl der in dieser Kategorie aufgeführten Beispiele fällt eher klein aus, was suggerieren könnte, dass das Spiel mit semantischen Werten und Merkmalen ein wenig genutztes Gestaltungsmoment sei. Genau das Gegenteil ist jedoch der Fall. Im Prinzip spielt K.V. überwiegend mit semantischen Werten oder Merkmalen, da die Liste aller Beispiele<sup>57</sup>, die das belegen, jedoch endlos wäre und übermäßig viele Beispiele anderer hier analysierten Kategorien wiederholen würden, wurden an dieser Stelle nur die markantesten Beispiele gelistet und exemplarisch beschrieben.

---

<sup>57</sup> Weitere Beispiele befinden sich im Anhang.



### 3.2.4.1 Kombination unterschiedlicher semantischer Werte

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
12	KV Olymp	Karl Valentins Olympia-Besuch 1936 (Keine Textvarianten, SW 1, S. 138-139)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 66-68.	1936	1938
21	Narren- rede	I. Narrenrede (Keine Textvarianten, SW 1, S. 66-68)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Blut, Nr. 406, München um 1918/1920.	1918- 1920	1918/1920
22	Posaunen- solo	Ein Posaunensolo mit Posaunenbegleitung (Keine Textvarianten, SW 1, S. 41-43)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 21; Mappe I (Au 11750)	1915	1915
24	Riesen- blödsinn	Riesenblödsinn (Keine Textvarianten, SW 1, S. 34-36)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 38; Mappe II (Au 11750).	1908- 1910	keine Angaben

„Er [Vischer] definiert also den Witz mit leiser Abweichung von Jean Paul als die Fertigkeit, mit überraschender Schnelle mehrere Vorstellungen, die nach ihrem inneren Gehalt und dem Nexus, dem sie angehören, einander eigentlich fremd sind, zu einer Einheit zu verbinden.“ (Freud 2012, S. 5)

Besonders die Kombination inkongruenter semantischer Werte provoziert Verwirrung beim Rezipienten. Bei der Lektüre der K.V.-Texte ist ihre Identifizierung als Kern des Ungewöhnlichen einfacher, da die Möglichkeit des wiederholten Lesens gegeben ist. Die Konsequenzen dieses sprachlichen Gestaltungsmoments auf der Bühne – also des gesprochenen/gehörten Texts – müssen anders geartet sein, da für Identifikation und Verarbeitung weniger Zeit zur Verfügung steht. Dieser Aspekt ist deshalb bedenkenswert, da für die Rezeption und die Verarbeitung sprachlicher Ausdrücke nicht

nur Sprecherintention und gemeinsames oder auch nicht gemeinsames Vorwissen eine Rolle spielen. Auch die die konkrete Kommunikationssituation umgebenden Bedingungen spielen bei der Entschlüsselung sprachlicher Ausdrücke eine Rolle. So können Lärm, Entfernung von der Bühne, aber auch die Stimmung, in der der Rezipient sich befindet, eine Rolle spielen. Bei der Lektüre können zwar die Faktoren Lärm und Stimmung des Rezipienten auch einflussnehmend auftreten, er muss jedoch, da vermeidbar, nicht zwingend bei der Analyse der Sprache auf textlicher Grundlage berücksichtigt werden. Der Vorteil der Analyse der schriftlichen K.V.-Texte liegt also in der Möglichkeit, seine Sprache ohne größere Störungsfaktoren (im wahrsten Sinne) betrachten zu können.

Die Kombination inkongruenter semantischer Werte innerhalb eines Satzes kann unterschiedliche Konsequenzen haben: Neutralisation oder Widersprüchlichkeit. Letzteres ist im ersten Beispiel der Fall:

- 1) „Sehn Sie, das ist ein **schönes** altes Lied, aber ich find das furchtbar **blöd**“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 35, Z. 23-24).

Betrachtet man ausschließlich die Adjektive *schön* und *blöd*, so widerspricht sich K.V. auf den ersten Blick, da diese Qualitäten unterschiedlicher Qualität sind. Bezieht man jedoch die gesamte adjektivische Wortgruppe („schönes altes Lied“) mit ein sowie das Vorwissen über K.V.s negative Haltung allem Modernen gegenüber, so ist es nicht abwegig, hier von einer Implikatur auszugehen. Die Qualität *modern* ist bei K.V. negativ konnotiert<sup>58</sup>. Die Opposition zu *modern* ist *alt* und es kann bei K.V. von einer positiven Konnotation des Wortes *alt* ausgegangen werden. Lässt man diese Implikatur („das Lied ist alt und deshalb schön“) zu, so bezieht sich das Adjektiv *schön* auf *alt* und nicht direkt auf das Lied, welches er vortragen will. Leider kann die Adjektivreihe ohne Komma nicht als Argument für die Implikatur angeführt werden, da die Interpunktion bei K.V. nicht zuverlässig ist. Zudem reduziert die Implikatur um *alt* und *modern* die semantische Wertigkeit von *schön*, da es nicht mehr als vollwertiges Adjektiv dieser Reihe gelten kann. Die lexematisch bedingte Opposition von *schön* und *blöd* wird dadurch aufgelöst und die ursprünglich vermutete Widersprüchlichkeit der

---

<sup>58</sup> Weitere Textstellen, in denen „modern“ vorkommt sind im Anhang unter „Valentinische Wörter“ angegeben.

Aussage ist nicht länger vorhanden. Die Kernaussage könnte folgendermaßen umschrieben werden: Es ist zwar ein schönes altes Lied, ich mag alles Alte im Gegensatz zu allem Modernen, aber das Lied als solches finde ich furchtbar blöd.

Im Kontext des Kapitels „Sinn – Unsinn – Nonsens“ wurde bereits erwähnt, dass das, was beim Rezipienten als wichtig im Gedächtnis bleibt, sehr unterschiedlich ausfallen kann und von verschiedenen Faktoren abhängt. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine solch spezielle Implikatur, die sich um die Lexeme *alt* und *modern* rankt, in einer gesprochenen Version des Texts entdeckt wird, ist vermutlich gering. Das Vorwissen um die K.V.-Texte und die Häufigkeit der Verwendung der Wörter und die Kenntnis der Konnotation ist dabei mitentscheidend.

Die semantischen Relationen und Kombinationsmöglichkeiten von (oppositionellen) Adjektiven sind mannigfaltiger als bei anderen Wortarten, wobei sich die Kategorien Wortarten als unfest erweisen. Ein Objekt kann mehrere Eigenschaften gleichzeitig aufweisen, so z.B.: Ich habe einen schönen, großen, hölzernen, alten Schreibtisch. Die Reihung mit Kommasetzung markiert dabei, dass diese Qualitäten klar voneinander abgrenzbar sind. Demgegenüber steht die Reihung ohne Komma: Ich habe einen schönen alten hölzernen Schreibtisch. Die einzelnen Eigenschaften werden semantisch stärker miteinander verbunden, man könnte sagen, sie verschmelzen ansatzweise miteinander. Bei folgendem Beispiel trifft die Kategorie „Reihung von Adjektiven“ nicht mehr zu: Es ist schön blöd. Das ursprüngliche Adjektiv *schön* wird in dieser Kombination zur Partikel und ist synonym mit *ziemlich*. Die semantische Funktion des Wortes hat sich aufgrund dieser speziellen Kombination verändert.

Vernachlässigt man die genaue Klassifizierung der Wortart, so ist die Kombination gegensätzlicher (oppositioneller) Adjektive im speziellen Kontext durchaus möglich. Bei Verben ist das nicht auf gleiche Art und Weise möglich, wie das folgende Beispiel zeigt:

2) „**sitz** ich hier, **im Stehen**“ (ebd., Posaunensolo: S. 41, Z. 12).

Hier liegt eine echte Kombination oppositioneller semantischer Werte vor. Beschreiben zwei Verben gegensätzliche Tätigkeiten, so schließen sie sich als gleichzeitig durchführbar aus. Es ist nicht möglich, sowohl zu sitzen als auch zu stehen. Auch die

Präposition *im* (hier temporal im Sinne von ‚während‘) kann daran nichts ändern, im Gegenteil; sie unterstreicht die Gleichzeitigkeit der Tätigkeiten und damit auch ihre Unmöglichkeit in der Realität. Diese Art der Kombination unterschiedlicher semantischer Werte von Verben ist ein weiteres typisches Gestaltungsmoment bei K.V. In Beispiel 1 wurde die Kombination von gegensätzlichen Eigenschaften und in Beispiel 2 die von gegensätzlichen Verben beschrieben. Im nächsten Beispiel (3) kombiniert K.V. im Rahmen eines Vergleichs semantisch inkongruente Lexeme:

- 3) „denn zehn Pfennig für eine Straßenbahnfahrt ohne Speisewagenbenützung ist **eher zu teuer als notwendig**.“ (ebd., Narrenrede: S. 67, Z. 29-31)

Die Kombination zweier Adjektive (Qualitäten) unterschiedlicher semantischer Wertigkeit, wie es hier der Fall ist, ist grundsätzlich unproblematisch. Die Einbettung in den Satz, also die Satzkonstruktion, hat hier den größeren Einfluss auf die Durchsichtigkeit der semantischen Relation bzw. die Relevanz sowie deren Rolle für den Sinn der Aussage. Konstruktionen wie diese (*eher zu... als...*) können verwendet werden, wenn das Gemeinte nicht offenkundig sein soll, wenn das Gemeinte also leicht verschleiert werden soll. Die Qualitäten werden in ein hierarchisches Verhältnis gebracht: Eine Qualität ist wichtiger (*eher zu...*) als die andere. Der Aussagekern könnte auch folgendermaßen umformuliert werden: 10 Pfennig sind sowohl unnötig als auch zu teuer. Die von K.V. verwendete Konstruktion vermeidet zum einen die Negativform *unnötig*, was durchaus eine kommunikative Strategie sein kann, zum anderen ist die Betonung der Qualität *zu teuer* deutlicher. In der umformulierten Variante werden die Qualitäten gleichgestellt und die Betonung der für den Sprecher wichtigeren ist von der Intonation abhängig.

- 4) „ich **schnellte langsam** von meinem Sitz empor“ (ebd., KVOlymp: S. 138, Z. 30).

In diesem Beispiel (4) kombiniert K.V. das Verb *emporschnellen*<sup>59</sup> mit dem Adjektiv *langsam*<sup>60</sup>. Das deadjektivische Verb „schnellte“ trägt jedoch bereits das Merkmal [+Geschwindigkeit] und die Attribuierung mit *langsam* wäre aufgrund des oppositionellen Werts ausgeschlossen. Die Platzierung derart auffälliger unter-

<sup>59</sup> Das Verb besteht aus den semantischen Merkmalen [Geschwindigkeit] und [Richtung].

<sup>60</sup> Das Adjektiv beschreibt das semantische Merkmal [Geschwindigkeit].

schiedlicher semantischer Werte steht eindeutig im Dienste der Bühnenwirksamkeit und ist augenscheinlich nicht auf kommunikative Verwertbarkeit, sondern auf Unterhaltung ausgerichtet.

### 3.2.4.2 Semantische (In)Kongruenz

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
21	Narren- rede	I. Narrenrede (Keine Textvarianten, SW 1, S. 66-68)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Blut, Nr. 406, München um 1918/1920.	1918- 1920	1918/1920
33	Welt- untergang	Der Weltuntergang (Keine Textvarianten, SW 1, S. 98-99)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Valentinaden, Paul Hugendubel Verlag, München 1941, S. 100-102.	vermut- lich um 1920	1941

Bisher wurde die semantische Flexibilität deutscher Wörter betont, und dass Kommunikation gewissermaßen die immerwährende Verhandlung ihrer Bedeutung beinhaltet<sup>61</sup>. Semantische (In-)Kongruenz ist jedoch ein Phänomen, das diese Flexibilität einschränkt. Der Merkmalkomplex eines Wortes kann die Kombinationsmöglichkeiten mit anderen Wörtern einschränken. Eine inkongruente Verbindung von Wörtern kann von der Verschleierung bis hin zur Blockierung der Sinnkonstitution führen. Im Zusammenhang mit K.V. kann hier vorweggenommen werden, dass diese Kategorie ein weiteres typisch valentinisches Gestaltungsmoment ist und eindeutig der Intention Unterhaltung zugeordnet werden kann.

- 1) „Die Hauptsache ist schließlich doch, daß der **Schönschreibunterricht in den Volksschulen** nicht mit dem **Walchenseekraftwerk** in Fühlung kommt“ (SW 1, Narrenrede: S. 67, Z. 12-14).

<sup>61</sup> Siehe Titel dieser Arbeit: „Karl Valentin und die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks“.

Die semantische Relation zwischen bzw. die Kongruenz von Subjekt und den Objekten eines Satzes bildet ein zentrales Element des semantischen Gerüsts eines sprachlichen Ausdrucks. Das verbindende Element ist das Prädikat (= Verb; Terminus im Sinne der traditionellen Grammatik). Demnach gibt es ein semantisches Kongruenzverhältnis sowohl zwischen Subjekt und Prädikat als auch zwischen Subjekt und Objekt. In Beispiel 1 ist die Inkongruenz von *Schönschreibunterricht* und *Walchenseekraftwerk* auffälliger als die eigenartige Wahl des Prädikats<sup>62</sup> *in Fühlung kommen*. Zwischen Subjekt und Objekt gibt es keinen offensichtlichen Bezug. Die Frage, warum sie in Fühlung kommen sollten, spiegelt die Sinnlosigkeit der Kombination wider.

Der Monolog „I. Narrenrede“ beinhaltet mehrere Beispiele semantisch inkongruenter Ausdrücke. So auch im folgendem Beispiel:

- 2) „Im gegebenen Falle würde natürlich hygienischen Rücksichten entsprechend ein **öffentliches Hausieren mit elektronischen Klavieren** nur dann in Betracht kommen, wenn die **Liederindustrie zur Erzeugung von Tabakprodukten** die Grenze zwischen **Ostern und Pfingsten** nicht überschreitet.“ (ebd., Narrenrede: S. 67, Z. 21-23)

Hier führt die Inkongruenz der Satzteile zur Blockierung der Sinnkonstitution. Eine Prädikation (= Aussage; im Sinne von Peter von Polenz) kann aufgrund der nicht vorhandenen semantischen Relationen zwischen den sinntragenden Elementen (Prädikat, Subjekt, Objekt) nicht extrahiert werden. Kommunikation bzw. das Einander-Verstehen wird durch derart verdunkelte semantische Relationen eindeutig erschwert. Letztendlich wird der Rezipient zu dem Schluss kommen, den Versuch einer Sinnidentifizierung aufzugeben und den Titel des Monologs wörtlich zu nehmen: Narrenrede.

- 3) „weil ich am Tag vorher meine goldene **Uhr zum Konditor trag’n** hab’, **zum reparieren**“ (ebd., Weltuntergang: S. 98, Z. 7-8).

In diesem Beispiel (3) spielt das Prädikat („trag’n“), im wahrsten Sinne des Wortes, wieder eine tragende Rolle. Die Relation zwischen *Uhr* und *Konditor* wird hier

---

<sup>62</sup> In diesem Fall handelt sich um ein Funktionsverbgefüge.

eindeutig erst durch *tragen* hergestellt. Nun könnte man vermuten, dass die Kombinationsmöglichkeit der beiden Lexeme per se aufgrund des Kontextes ausgeschlossen sein müsste. Das Beispiel befindet sich jedoch im ersten Satz des Monologs und eine Vorgeschichte gibt es nicht. Grundsätzlich wäre gegen die Wörter *Uhr*, *Konditor* und *tragen* also nichts einzuwenden, wenn da die Ergänzung *zum Reparieren* nicht wäre. Durch diesen Zusatz (*zum Reparieren*) wird die Inkongruenz von *Uhr* und *Konditor* erst evident.

Das folgende Beispiel (4) wird wegen Satzlänge und Anzahl der Beispiele für die Kombination inkongruenter semantischer Werte gekürzt zitiert. Der vollständige Beleg sowie weitere Beispiele aus diesem Monolog befinden sich im Anhang.

- 4) „der Bürgermeister will im hintern **Anhängewagen vom Telephonautomat** einsteig'n, kann aber leider nicht **schwimmen** und **stößt** mit seiner **Battikkrawatte** a **Loch** in a **neugebackene Schlagrahmtorte**.“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 20-23)

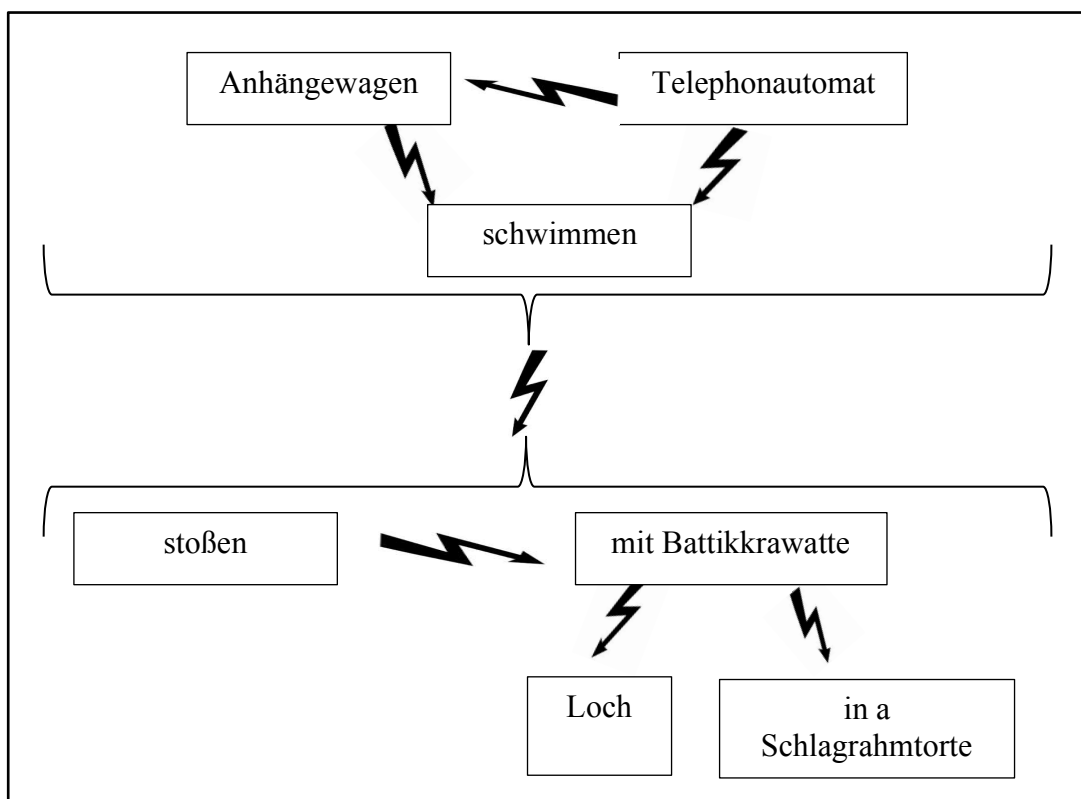


Schaubild 14

Da sich die Beschreibung der Inkongruenz-Strukturen mit Hilfe von Sprache kompliziert gestaltet, ist diese zur Veranschaulichung in Schaubild 14 dargestellt. Die Blitz-Pfeile markieren die inkongruenten Verbindungen sowohl zwischen den Wörtern als auch zwischen den Teilsätzen.

### 3.2.4.3 Das semantische Merkmal [+Zeit]

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
15	Liebes- brief I	Ein komischer Liebesbrief (Haupttext, SW 1, S. 21-22)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, ein komischer Liebesbrief, Verlag von Karl Valentin, München um 1916 (= Originalvorträge von Karl Valentin, Nr. 20).	1907 / 1908	keine Angaben
16	Liebes- brief II	Der Liebesbrief (Variante, SW 1, S. 190-191)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 20.		1925
24	Riesen- blödsinn	Riesenblödsinn (Keine Textvarianten, SW 1, S. 34-36)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 38; Mappe II (Au 11750).	1908- 1910	keine Angaben
25	Tannen- baum I	O Tannenbaum ... nur einmal blüht im Jahr der Mai... (Haupttext, SW 1, S. 50-52)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 48; Mappe II (Au 11750).	1918	1918
26	Tannen- baum II	Nur einmal blüht im Jahr der Mai (Variante, SW 1, S. 211)  Textgrundlage: T <sup>2</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 48.	1918	1918



27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe[sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben
33	Welt- untergang	Der Weltuntergang (Keine Textvarianten, SW 1, S. 98-99)  Textgrundlage: D <sup>2</sup> Karl Valentin, Valentinaden, Paul Hugendubel Verlag, München 1941, S. 100-102.	vermut- lich um 1920	1941

Die sprachlichen Ausdrücke mit dem semantischen Merkmal [+Zeit] umfassen unterschiedliche Kategorien wie „Zeitpunkt“ oder „Zeitspanne“. Die Markierung des Betreffenden geschieht mit verschiedenen Präpositionen: *am* (Wochentag und Tageszeit), *um* (Uhrzeit, Zeitpunkt), *im* (Jahreszeit und Monat), *von ... bis* (Zeitspanne mit konkretem Anfang und Ende) und *zwischen* (Zeitspanne mit unkonkretem Anfang und Ende).

Die Inkongruenz der Zeitangaben besteht in Beispiel 1 in ihren unterschiedlichen Kategorien.

1) „Gestern **nachmittags um 9 Uhr**“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 64).

Der Zeitpunkt „9 Uhr“ (Kategorie: Uhrzeit) ist am Morgen verortet – oder, wenn 21 Uhr gemeint ist, am Abend – und kann daher nicht am Nachmittag sein. K.V. wählt hier *nachmittags* (Kategorie: Tageszeit), was standardsprachlich grundsätzlich für ‚jeden Nachmittag‘ steht, allerdings beim inoffiziellen 12-Stunden-System auch zur Differen-

zierung der Tageszeit dient. Unabhängig davon besteht die Inkongruenz jedoch in der unzutreffenden Zuordnung der Uhrzeit zur Tageszeit.

Die Entwicklung der valentinischen Etymologien der Wortbildungen beruht nicht nur auf phonologischen Aspekten, sondern auch auf der Fortführung semantischer Merkmale, die in Lexemen enthalten sind. Dabei bedient sich K.V. beispielsweise des Morphems {Uhr} als Symbol für *Zeit*.

- 2) „Sehen Sie, weil wir gerade von einer **Uhr** reden, mein **Uhr**großvater lebt nämlich noch, und dem wurde vor kurzer Zeit seine **Uhr** gestohlen. Seit dieser Zeit ist er jetzt jünger, denn jetzt ist er nur noch »**Großvater**«.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 12-15)
- 3) „Mei’ **Urgrossvater**, der hat **Urban** g’heissen, dem ham’s einmal sei’ **Uhr** g’stohl’n, in dem Moment war er wieder jünger, da war er nurmehr **Grossvater**.“ (ebd., Uhr II: S. 193)

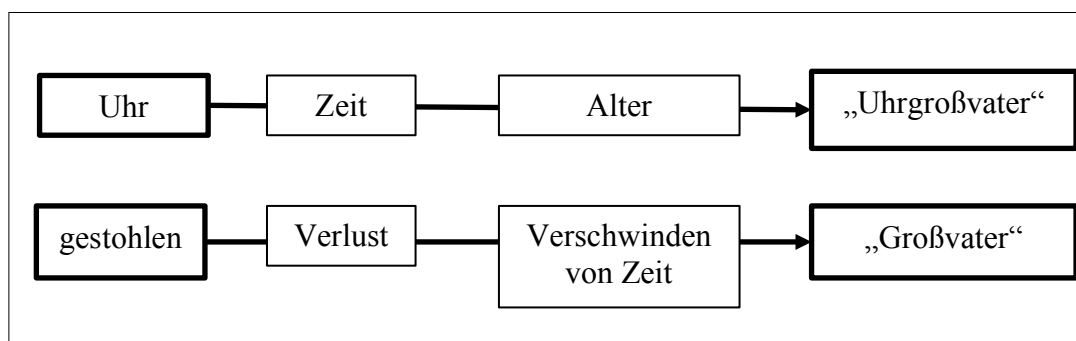


Schaubild 15

Der Jungbrunnen funktioniert nur in der valentinischen Welt und der Wahrheitswert sowohl des Sachverhalts als auch der Herleitung der Wortbildungen „Uhrgroßvater“ und „Großvater“ ist nicht vorhanden. Die Schreibweise „**Uhr**großvater“ ist nachvollziehbar, wenn auch nicht konventionell und sie ist zudem der Bezugnahme „*weil wir gerade von einer Uhr reden*“ geschuldet.

In der Audiofassung dieses Monologs kann die valentinische Schreibung jedoch nicht auffallen. Dies ist als Beleg zu werten, dass in der Schriftfassung hintergründige Gedanken evident werden, die in der Audiofassung nicht gehört werden (können). In jedem Fall verdeutlicht die schriftliche Fassung sowohl die Intention des Verfassers als auch die hintergründigen Gedanken des Autors.

- 4) „Sehn’s, die Gitarr’ da, das ist noch ein **Andenken von meinem Grossvater**, denn diese **Gitarre** hab’ ich **mir vor 14 Tagen gekauft**“ (ebd., Riesenblödsinn: S. 34, Z. 35-36).

Die Wortgruppe „noch ein Andenken von meinem Großvater“ – hier im Sinne von ‚erhalten von‘ – ist assoziativ mit einer lange zurückliegenden Zeitvorstellung verbunden. Die Zeitangabe „vor 14 Tagen“ ist hierzu inkongruent. Zudem sagt die Wortgruppe aus, dass K.V. die Gitarre *von* seinem Großvater bekommen hat. Dem widerspricht er mit „mir [...] gekauft“. In diesem Beispiel liegt also sowohl Inkongruenz der temporalen Ausdrücke als auch eine Kombination unterschiedlicher semantischer Werte vor.

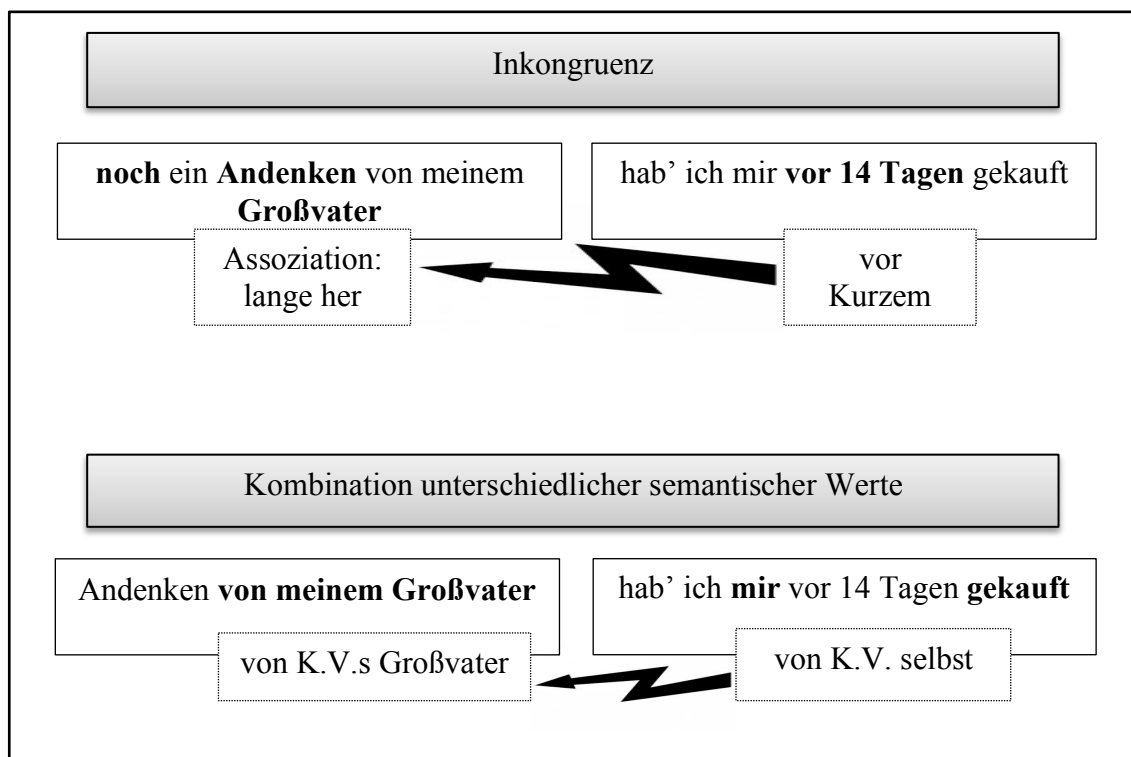


Schaubild 16

- 5) „Wie z.B. unsere Isarbrücke, unsere **neue** ... die sie **vor 20 (36) Jahren gebaut** ham.“ (ebd., Tannenbaum I: S. 51, Z. 21-22)

Hier stimmt der temporale semantische Wert des Adjektivs *neu* nicht mit der temporalen Angabe „vor 20 (36) Jahren gebaut“ überein. K.V. unterstellt dem Adjektiv *neu*

semantische Vagheit, womit er nicht unbedingt Unrecht hat. Das temporale Merkmal der Qualität *neu* kann individuell und damit subjektiv unterschiedlich sein. Ob jedoch eine vor 20 bzw. 36 Jahren fertiggestellte Brücke noch als neu bezeichnet werden kann, sei dahingestellt. Bei näherer Betrachtung des Merkmalkomplexes von *neu* fällt auf, dass es polysem ist: Es kann zum einen den einwandfreien Zustand einer Sache beschreiben, zum anderen die temporale Komponente („jung“, „erst kürzlich“) ins Zentrum stellen. K.V. bringt eine konkrete Zeitangabe ins Spiel, womit er den Bezug zur temporalen semantischen Komponente herstellt und die Kombination von „neue“ und „vor 20 (36) Jahren gebaut“ als inkongruent klassifiziert werden kann.

Im Monolog „Ein komischer Liebesbrief“ (ebd., Liebesbrief I: S. 21-22) und in der Textvariante „Der Liebesbrief“ (ebd., Liebesbrief II: S. 190-191) variieren die Texte nur geringfügig. Der gegensätzliche semantische Wert der temporalen Angaben ist in beiden gleichermaßen vorhanden:

- 6) „Warum hast du **schon so lange** nicht geschrieben? – wo Du doch **neulich** geschrieben hast, daß Du mir schreibst, wenn ich Dir nicht schreibe!“ (ebd., Liebesbrief I: S. 21, Z. 30-32)
- 7) „**Seit langer Zeit** hast du mir nicht geschrieben. [...] Wo Du mir doch **kürzlich** in einem Brief sagtest, daß Du mir schreiben würdest, wenn ich Dir nicht schreiben würde.“ (ebd., Liebesbrief II: S. 190)

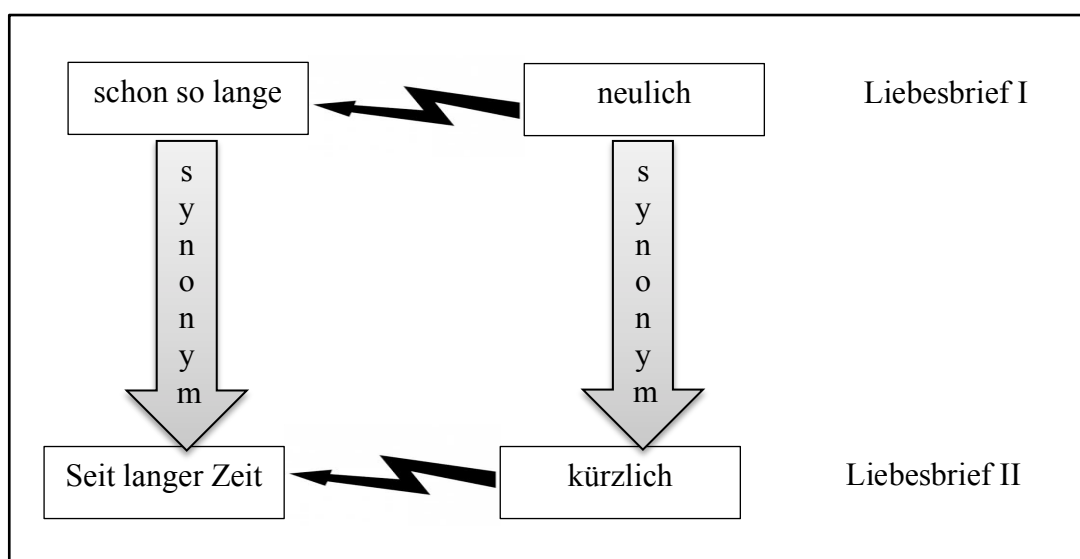


Schaubild 17

### 3.2.4.4 Wiederholung semantischer Merkmale

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
4	FußballL	Fußball-Länderkampf (Keine Textvarianten, SW 1, S. 131-133)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 126-130.	1927	1938
20	MFAF	Magnet – Fisch – Angel – Fix! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 136-137)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 110-113.	wahr- schein- lich 1930er	1938
35	Zwangs- vor- stellungen	Zwangsvorstellungen (Keine Textvarianten, SW 1, S. 103-105)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 101-105.	vermut- lich späte 1910er oder späte 1920er	1938

Diese Kategorie „Wiederholung semantischer Merkmale“ ist der Kategorie „sprachliche Übergenauigkeit“ sehr ähnlich. Bei letzterer stand der (oft übertrieben) explizite Sprachstil K.V.s im Mittelpunkt, der wie eine Strategie zur Vermeidung von Missverständnissen anmutet. In dieser Kategorie geht es zwar auch um eine nicht notwendige Häufung semantischer Merkmale, die jedoch eher einer Strategie der (Sprach-)Komik zuzuordnen ist.

- 1) „Nur durch **Zwang** ist heute unser **Theaterpublikum** zum **Theaterbesuch** zu **zwingen**.“ (SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 104, Z. 27-28)
- 2) „Kein Auslachen der **Zuschauer** mehr beim **Zuschauen** des Fischens.“ (ebd., MFAF: S. 136, Z. 19-20)

Die Verwendung von Ausgangswort und Derivat („durch Zwang [...] zwingen“, „Zuschauer [...] beim Zuschauen“) im selben Satz ist eindeutig sowohl eine Wiederholung des semantischen Merkmals als auch des semantischen Wertes. In Beispiel 1 finden sich

zudem noch zwei Wortbildungen, die beide die Wortbildungskomponente {Theater} beinhalten, wodurch der humoristische Effekt verstärkt wird.

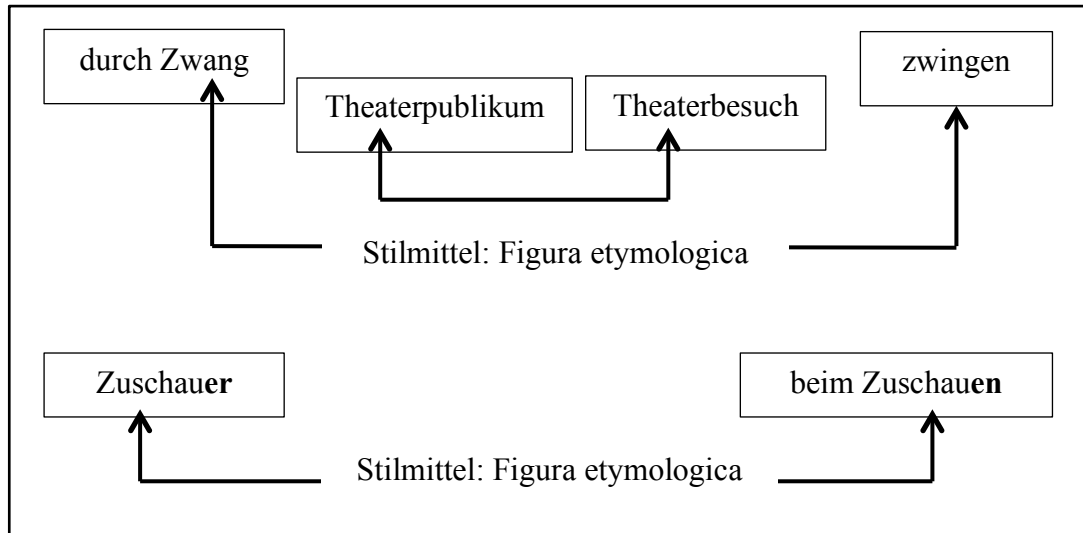


Schaubild 18

Beispiel 3 ist zwar auch eine Wiederholung des gleichen semantischen Merkmals, allerdings nicht durch die Kombination von Ausgangswort und Derivat.

### 3) „Und nun **begann** der **Anfang**.“ (ebd., FußballL: S. 132, Z. 36)

Obwohl es hier ebenfalls Wortpaare wie in den Beispielen 1 und 2 gibt, ist eine Ausdrucksvariation aufgrund der Synonymie der Wortpaare *beginnen/der Beginn* und *anfangen/der Anfang* möglich. Dennoch ist es eine Wiederholung des gleichen Semems.

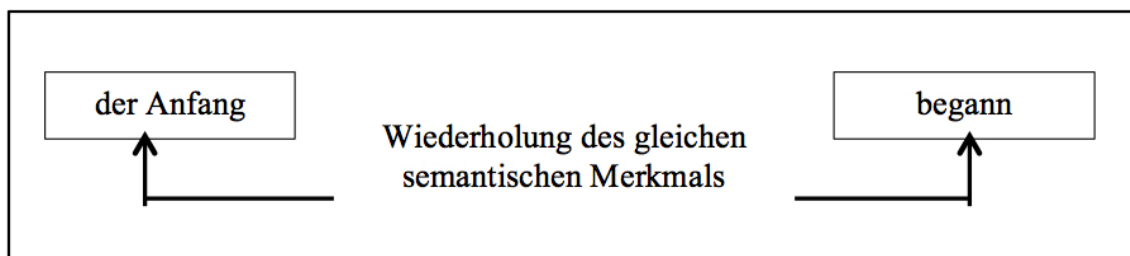


Schaubild 19

Bemerkenswert sind die unterschiedlichen Einsatzmöglichkeiten der Wortpaare. Beispiel 2 könnte beispielsweise sogar noch erweitert werden:

Wie in den zitierten Beispielen	Veränderte Version im Vergleich zu den zitierten Beispielen
Jemanden durch Zwang zwingen.	
Die Zuschauer beim Zuschauen.	
	Die Zuschauer schauen beim Zuschauen zu.
Der Anfang begann.	
	Den Anfang anfangen.
	Den Beginn beginnen.

Schaubild 20

Abermals nutzt K.V. semantische Eigenschaften und somit das semantische Potenzial sprachlichen Ausdrucks als humoristisches Gestaltungsmoment.

### 3.3 Denotation vs. Konnotation

Denotation	Konnotation
<ul style="list-style-type: none"><li>- „kontext- und situationsabhängige, konstante begriffliche Grundbedeutung“ (Bußmann 2002, S. 152).</li><li>- „extensionale Bezugnahme“ (ebd.): „Ein Lexem »denotiert« einen bestimmten Gegenstand oder Sachverhalt“ (ebd.).</li></ul>	<ul style="list-style-type: none"><li>- „mitschwingender Assoziationsgehalt“ (Kaempfert 1984, S. 81).</li><li>- „fünf Gruppen von Konnotationen [...]: denotatbedingte, lautbedingte, wortbildungsbedingte, repertoirebedingte und kontextbedingte Assoziationen“ (ebd.).</li><li>- „Affektive/Assoziative/Okkasionelle Bedeutung, Nebensinn“ (Bußmann 2002, S. 368).</li><li>- „Individuelle (emotionale), stilistische, regionale u.a. Bedeutungskomponenten eines sprachlichen Ausdrucks, die seine Grundbedeutung überlagern“ (ebd.)</li><li>- „Nebensinn [...] alle Begleit- und Nebenvorstellungen, die ein Wort gewohnheitsmäßig und unwillkürlich in uns auslöst“ (Erdmann 1966, S. 105).</li><li>- „indirekte Information, die mit dem geäußerten Lexem mitverstanden wird“ (Heusinger 2004, S. 208)</li><li>- „Informationen zur gesellschaftlichen Existenzform (z.B. umgangssprachlich)“ (ebd.).</li><li>- „Informationen zur anhaftenden stilistischen Markierung (z.B. salopp, vulgär, gehoben)“ (ebd.).</li><li>- Phraseologie: „die konnotativen Elemente bestimmen den kommunikativen Wert“ (Fleischer 1997, S. 201).</li></ul>

Schaubild 21: Definition von Denotation und Konnotation



Im Hinblick auf die Analyse der Sinnrelationen und Sinnkonstitution in K.V.s Texten wurde das Begriffspaar Sinn und Bedeutung besprochen und die Veränderung vom isolierten, statischen Lexem hin zum flexiblen sprachlichen Zeichen, das sich im Arrangement eines sprachlichen Ausdrucks mit anderen sprachlichen Zeichen zu einer Sinneinheit verbindet, dargestellt. In der Kategorie „Semantische Flexibilität – semantische Stabilität – Sprachkonvention“ wurden die semantische Eindeutigkeit (Exaktheit) und Vagheit diskutiert und auf die Herausforderung hingewiesen, die diese für die zwischenmenschliche Kommunikation darstellen kann. Die Termini Denotation und Konnotation wurden bisher unkommentiert verwendet, was nun nachgeholt werden soll.

Auch an diesem Begriffspaar kann aufgezeigt werden, welchen Herausforderungen sich Kommunikationspartner manchmal stellen müssen.

„Denotation vs. Konnotation: D[enotation] bezeichnet die kontext- und situations-unabhängige, konstante begriffliche Grundbedeutung eines sprachlichen Ausdrucks im Unterschied zu konnotativen, d. h. subjektiv variablen, emotiven Bedeutungskomponenten.“ (Bußmann 2002, S. 152)

Nach dieser Gegenüberstellung des Begriffspaares ergibt sich ein weiteres Begriffspaar (Grundbedeutung und Bedeutungskomponente), wobei die konnotativen Bedeutungskomponenten subjektiv variabel und emotiv sind. Manfred Kaempfert umschreibt den „Komplex des Konnotativen“ (Kaempfert 1984, S. 81) auch als „mitschwingenden Assoziationsgehalt“ (ebd.) und „pauschal als semantische Komponente eines Lexems“ (ebd.). Er weist zudem auf einen Aspekt hin, der für die zwischenmenschliche Kommunikation von besonderer Relevanz ist:

„Allen Konnotationen ist gemeinsam, daß sie sich von Individuum zu Individuum und beim gleichen Sprecher/Hörer in der Zeit sehr stark unterscheiden; nach allgemeiner Ansicht variieren sie ungleich stärker als es die (denotativen) Inhalte tun.“ (ebd.)

Konnotationen stellen also eine Variable dar, die wiederum subjektive, emotive und assoziative Aspekte umfasst. Für Sprachproduktionen bietet sich das „Konnotations-

potenzial“ (ebd., S. 82) so zwar als weitere Möglichkeit an, u.a. das Gemeinte schlicht anschaulicher auszudrücken, für den Rezipienten bedeutet das allerdings, dass er im Verstehensprozess eben diese subjektiven, emotiven und assoziativen Elemente apperzipieren und bei der Sinnkonstitution berücksichtigen muss.

Bei K.V. sind vor allem die konnotativen Gruppen (vgl. ebd., S. 81) „wortbildungsbedingte [und] kontextbedingte Assoziationen“ (ebd.) anzutreffen. Diese bilden die Grundlage der folgenden 3 Kategorien „Wortfelder“, „Pseudo-Etymologien“ und „Wortbildungen“.

### 3.3.1 Wortfelder

„Der Versuch, das Lexikon der Sprache nach Feldern zu ordnen, kann schon deshalb nicht problemlos bleiben, weil jedes Ordnungsvorhaben nur einem bestimmten Aspekt folgen kann.“ (Heusinger 2004, S. 121)

Einige Monologe K.V.s bauen auf einem Archilexem auf, das wie ein Stichwort das Thema des gesamten Textes dominiert und den Ausgangspunkt des Sprachspiels darstellt. So baut K.V. dann im Verlauf des Monologs Wortfelder auf<sup>63</sup>, welche sprachliche Zeichen umfassen, die oftmals das „Thema-Lexem“ (vgl. Heusinger 2004, S. 142) beinhalten. Zu diesen Lexem-dominierten Monologen, in denen ein assoziatives Wortfeld<sup>64</sup> entsteht, gehören „Fremdenfahrt in München 1946“ und „Zwangsvorstellungen“. In den Monologen „Im Jenseits“ und „Falsch[h]eit: Eine komisch pilosophische Betrachtung“ lässt er ein semasiologisches Feld entstehen, indem er mit dem Merkmalkomplex des Hyperonyms spielt.

---

<sup>63</sup> Hier sei erneut auf die Ausführungen Schwitallas (2012, S. 34 ff.) zur Bedeutungskonstitution verwiesen.

<sup>64</sup> Es sei hier angemerkt, dass „der Begriff ‚assoziatives Feld‘ [in der Linguistik] kaum gebräuchlich ist [und, dass dafür] die Bezeichnungen ‚Schema‘, ‚Frame‘ (Rahmen), ‚Script““ (Heusinger 2004, S. 144) gebräuchlicher sind.

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
5	Falsch- heit	Falsch[h]eit: Eine komisch pilisophische Betrachtung (Keine Textvarianten, SW 1, S. 160-161)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatermuseum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 389; Mappe XVIII (Au 11750).	1946	1946
6	Fremden- fahrt	Fremdenfahrt in München (Keine Textvarianten, SW 1, S. 155-157)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Magazin, I (1946), H. 2., S. 17.	1945 / 1946	1946
8	Hölle	Ich komme von der Hölle 'rauf! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 56-58)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Allerlei Blödsinn, Verlag von Karl Valentin, München um 1920, S. 10-14.	1918 / 1919	1920
10	Jenseits	Im Jenseits (Keine Textvarianten, SW 1, S. 147-150)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Münchner Magazin, I (1947), H.I., S. 22-23.	1944	1947

### 3.3.1.1 „Falsch[h]eit: Eine komisch pilisophische Betrachtung“

Im Monolog „Falsch[h]eit: Eine komisch pilisophische [sic!] Betrachtung“ (SW 1, Falschheit: S. 160-161) philosophiert K.V. über die Falschheit der Menschheit. Das Wort *Falsch-heit* ist eigentlich ein Pejorativum und damit ein Lexem negativen semantischen Werts: „Unrichtigkeit, Unechtheit; <fig.> Unaufrichtigkeit, Unehrlichkeit, Doppelzüngigkeit“ (Wahrig 2000, S. 455). Auch wenn der einleitende Satz noch keinen Hinweis auf eine andere Verwendungsweise gibt, findet K.V. im weiteren Verlauf des Monologs dennoch einen Weg, den negativen semantischen Wert in einem anderen Licht erscheinen lassen.

- 1) „Fasst [sic] die ganze Menschheit strotzt [sic] vor Falschheit. Die meisten Menschen sind falsch –“ (SW 1, Falschheit: S. 160, Z. 14-16)

Diese Einleitung macht bereits deutlich, dass K.V. in *Falschheit* grundsätzlich ein ebenso negatives Wort sieht, wie es die konventionelle Bedeutung vorsieht. Er stellt es ins Zentrum der folgenden Ausführungen und gruppiert – gleich Gedankenblasen – weitere (positive) Lexeme um das Hyperonym „Falschheit“ herum. So fügt er dem konventional pejorativen Merkmalkomplex des Archilexems weitere auch positive Merkmale hinzu.

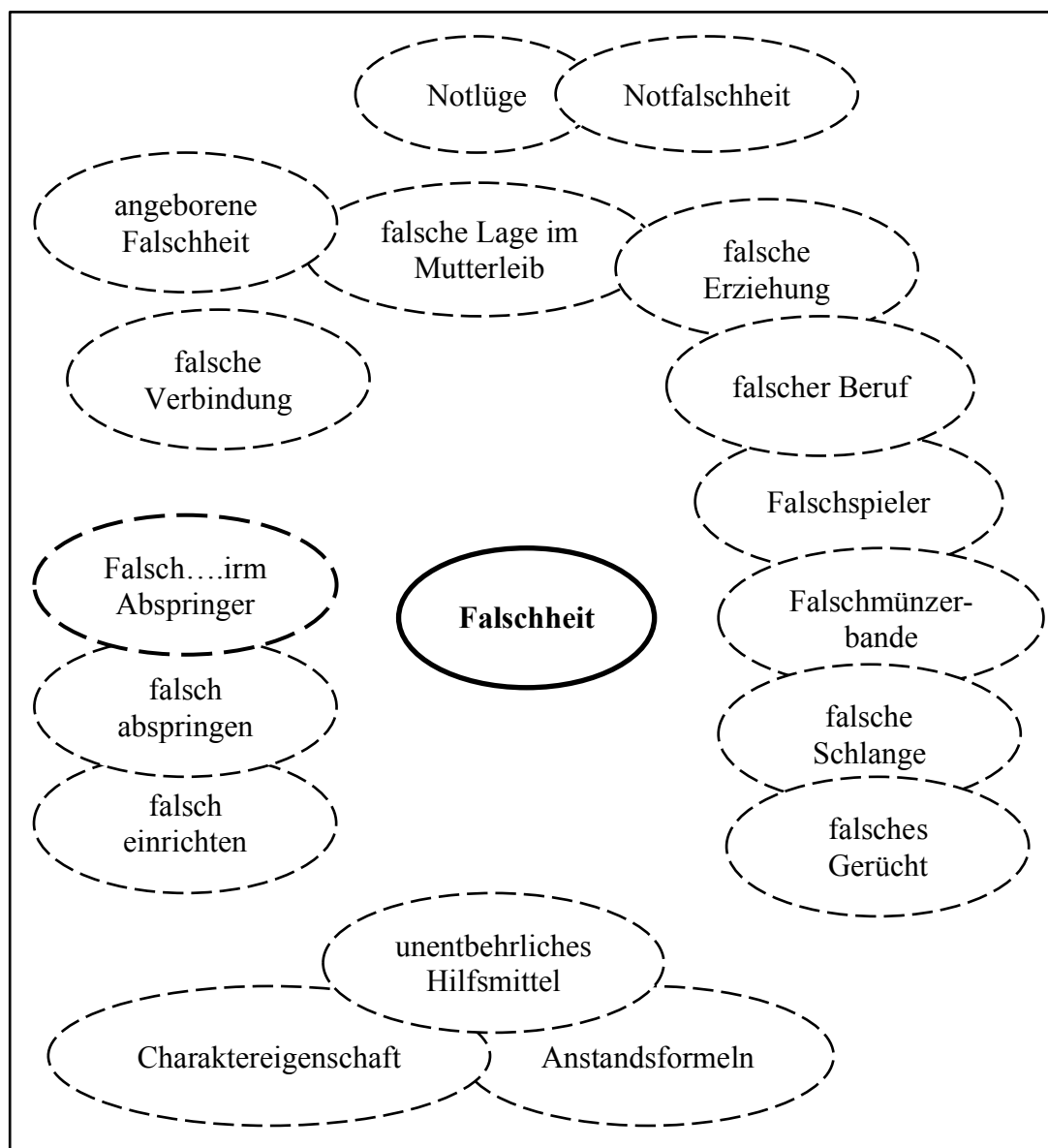


Schaubild 22: Wortfeld „Falschheit“

Das Wortfeld, welches K.V. so um das Wort *Falschheit* entstehen lässt, zeigt zum einen eine kontextbedingte semantische Flexibilität von sprachlichen Ausdrücken, zum anderen Verbindungen zwischen Wörtern, die in anderen Kontexten nicht miteinander assoziiert oder verbunden würden. Er wertet das Lexem nicht grundsätzlich positiv um, sondern stellt es in den Kontext der Zeit (1946) und gelangt über eher harmlose Beispiele der menschlichen Falschheit zur Überlebensnotwendigkeit, die im Hinblick auf den Zeitbezug zu sehen ist.

Die Komponente [+falsch]/{falsch} dient dabei als roter Faden – ob in der Funktion als impliziertes semantisches Merkmal, Adjektiv, Adverb oder als Wortbildungskomponente.

- 2) „Viele Menschen sind zur Falschheit gezwungen, man könnte so wie von einer **Notlüge**, von einer **Notfalschheit** sprechen“ (SW 1, Falschheit: S. 160, Z. 16-17).

Die Wortbildung „Notfalschheit“ ist analog zu *Notlüge* gebildet. Beide Wortbildungen enthalten eine negative Wortbildungskomponente ({falsch} und {Lüge}), deren negativer semantischer Wert durch die erste Komponente ({Not}) – wenn auch selbst negativ – abgeschwächt wird. Dieses Analogieprinzip nutzt K.V. auch für die Einführung des unüblichen Kompositums *Notfalschheit*. Der Rezipient ist mit dem Lexem *Notlüge* vertraut und kennt dessen semantischen Merkmalkomplex. Die analoge Struktur der *Notfalschheit* erleichtert, das von K.V. Gemeinte leichter zu entschlüsseln. Die Verstehenserleichterung durch das Analogieprinzip wird verstärkt durch „Viele Menschen sind zur Falschheit gezwungen“. K.V. macht hier einmal mehr deutlich, dass die Bedeutung eines Wortes, so wie es das Lexikon vorsieht, keine absolute Größe ist. Die Einbettung sprachlicher Zeichen in einen Kontext kann deren stabil geglaubten semantischen Merkmalkomplex, ohne ihn gänzlich aufzulösen, beeinflussen und modifizieren. Die Einwirkung der formulierten Gedanken auf das Kolorit des Ausdrucks wird deutlich.

- 3) „**angeborene Falschheit** [...] **falsche Lage** des Kindes im Mutterleib: -- Falschheit“ (ebd., Z. 17-22).

- 4) „**Telefon** [...] **falsche Verbindung** -- Falschheit“ (ebd., Z. 24-25).

- 5) „Das Kind kommt trotz der falschen Lage zur Welt, den Keim der Falschheit in sich tragend. [...] Die Verwandten und Bekannten [...] die üblichen **Anstandsformeln** [...] Kaum sind's bei der Tür draussen geht's los. Was sagst Du zu dem Kind? Der reinste Aff: -- Falschheit [...] Falschheit ist hier nicht falsch, sondern richtig. Die Wahrheit wird durch die Falschheit verdrängt.“ (ebd., Z. 25-36).

Die Relationen zwischen „angeborene Falschheit“, „falsche Lage“ und „Keim der Falschheit“ sind für K.V. typische und individuell-subjektive Assoziationen. Mit dem Adjektiv „angeboren“ bezieht er sich bereits auf das semantische Merkmal [+Geburt]. Die falsche Lage des Kindes ist bereits Ursache genug, dem Kind den „Keim der Falschheit“ einzupflanzen und ein Schicksal der „Falschheit“ ist dann folglich vorprogrammiert. Zusätzlich scheint das Schicksal des Kindes durch die „falsche Verbindung“ der Hebamme – diese versucht einen Arzt zu erreichen – unumgänglich. Nachdem die Geburt trotz Komplikationen glückt, erscheinen die Verwandten. Um der Höflichkeit Genüge zu tun, leiern sie „die üblichen Anstandsformeln“ herunter, dass es „ein reizendes Kind“ (ebd., Z. 29) sei.

In diesem Kontext (Geburt) würde man vielleicht nicht von Falschheit sprechen, dennoch sind manche Verfehlungen gesellschaftlich anerkannt („Falschheit ist hier nicht falsch, sondern richtig“) und gehören zum guten Ton. Nimmt man es jedoch genau, was K.V. oftmals tut, so sind diese (und auch andere) konventionellen Anstandsformeln eine Lüge und somit eine Unaufrichtigkeit und folglich Falschheit. Auszusprechen, was man tatsächlich über das Kind denkt, wäre die Wahrheit, die „durch die Falschheit [die Anstandsformeln] verdrängt“ wird. Die Anstandsformeln, die als höflich gelten, werden von K.V. als Falschheit entlarvt. Die Ehrlichkeit, die grundsätzlich als hoher gesellschaftlicher Wert gilt, würde in diesem Kontext von der Gesellschaft als unhöflich angesehen werden.

K.V. macht hier eines deutlich: Lexeme haben nicht nur eine Bedeutung, die im konventionalen Lexikon fixiert ist, manche wie *Falschheit* referieren auf ein kulturelles, ethisches Konzept, welches Argumente umfasst. K.V. nutzt (siehe unter anderem „Ich komme von der Hölle 'rauf“ und „Im Jenseits“) oftmals solche Wörter für seine Monologe, da deren subjektiver Charakter viele Möglichkeiten humoristischer Auseinandersetzung bieten.

K.V. führt das Dilemma vor, welches durch die Gegenüberstellung bzw. das Aufeinandertreffen von Merkmalkomplex eines Lexems und dessen paradoxem bzw. koinzidentem Charakter im Kontext der gesellschaftlichen Konvention entsteht. Es scheint eine nur vermeintliche Sicherheit zu sein, dass Wahrheit und Falschheit eindeutig und klar definiert sind. K.V. zeigt jedoch mit einem Beispiel, dass es nur eine vermeintliche Sicherheit sein kann, denn „Falschheit ist hier nicht falsch, sondern richtig“ (ebd., Z. 35-36).

- 6) „**falsche Erziehung** – Falschheit“ (ebd.: S. 161, Z. 5).
- 7) „die Eltern haben für ihren Sohn einen **falschen Beruf** gewählt; -- Falschheit“ (ebd., Z. 9-10).
- 8) „er wurde **Falschspieler** und später Mitglied einer **Falschmünzerbande** – Falschheit“ (ebd., Z. 12-13).
- 9) dann wurde er Artist und zwar **Falsch....irm Abspringer**, sprang das erstemal **falsch** ab brach sich einen Fuss, der Fuss wurde ihm in der Klinik **falsch** eingerichtet [...] heiratete [...] eine **falsche Schlange**“ (ebd., Z. 14-19).
- 10) „Die erste **falsche Schlange** war im Paradies. [...] so soll es damals im Paradies gewesen sein, ob es so war, oder ob es nur ein **falsches Gerücht** ist, entzieht sich unserer Kenntnis.“ (ebd., Z. 19-26).

Nun entfaltet sich der „Keim der Falschheit“ (ebd.: S. 160, Z. 26) im Leben des Kindes in vielerlei Hinsicht und scheint schicksalhaft unvermeidlich zu sein. Der Bursche wird durch die „falsche Erziehung“ (ebd.: S. 161, Z. 5) durch die Eltern und deren Wahl des „falschen Beruf[s]“ (ebd., Z. 10) für ihn und später durch „schlechte Gesellschaft“ (ebd., Z. 11) auf die schiefe Bahn geführt.

Die Ernsthaftigkeit der Ausführungen wird jäh unterbrochen: „Falsch....irm Abspringer“ (ebd., Z. 15). Aus dem *Fallschirmspringer* macht K.V. durch eigenwillige Schreibung kurzerhand einen *Falsch....irm Abspringer*, nur um die Buchstabengruppe <FALSCH> deutlich herausstellen zu können. Die Weglassung des zweiten -l- ist eine Angleichung in der schriftlichen Fassung, mit der K.V. das Gemeinte betont. Derartige Anpassungen, mit denen hintergründig Gemeintes evident wird, finden sich in seinen Texten immer wieder. Wie im Kapitel „Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit“ bereits

erwähnt, stellen die Medien „graphischer Kode“ und „phonischer Kode“ (vgl. Koch/Oesterreicher 1985, S. 17; vgl. auch Schwitalla 2012, S. 20) bei K.V. ein Spannungsfeld dar, welches aufgrund der unterschiedlichen Wahrnehmungsebenen entsteht. An den verschriftlichten Texten (graphischer Kode) werden einige Gestaltungsmomente der konzeptionell mündlichen Texte erst sichtbar – die in den vorge-tragenen Texten (phonischer Kode) unter Umständen weniger auffällig sind und über-hört werden können. Sprache erscheint so als formbares Werkzeug, welches die Mög-lichkeit bietet, für affektive situative Zwecke passend gemacht zu werden.

Um den Lebenslauf, der von Anfang an unter dem Stern der Falschheit stand, abzu-runden, gerät der junge Mann an eine unaufrichtige Frau und heiratet diese „falsche Schlage“ (ebd., Z. 19). Die folgende Assoziation bzw. Verknüpfung K.V.s mit der „erste[n] falsche[n] Schlange [...] im Paradies“ (ebd., Z. 19-20) ist zwar nachvollziehbar, führt aber in eine neue Richtung und ändert den thematischen Kontext: Die Geschichte des Sündenfalls. Ob die Version, die man „in der Schule gelernt“ (ebd., Z. 23) hat, glaubwürdig ist, stellt K.V. in Frage, es könnte auch ein „falsches Gerücht“ (ebd., Z. 25-26) sein.

Nachdem K.V. die Falschheit der Menschheit betrachtet und einen exemplarischen Le-benslauf beschrieben hat, kommt er zu folgendem Schluss:

11) „Fest steht die Tatsache, dass die **Charaktereigenschaft** »Falschheit« schon auf Urzeiten zurückreicht und sich Gott sei Dank bis in unsere Gegenwart erhalten hat. Die **Falschheit** ist ein **unentbehrliches Hilfsmittel**, welches heute für manchen beim Ausfüllen von Fragebögen unentbehrlich erscheint.“ (ebd., Z. 26-31)

K.V. nimmt hier wahrscheinlich sowohl auf den Ariernachweis<sup>65</sup> als auch auf den Entnazifizierungsfragebogen Bezug, der in den Nachkriegsjahren zum Einsatz kam. Das Entstehungsjahr (1946) legt nahe, dass er sich hauptsächlich auf die Entnazifizierung bezieht, in dessen Kontext „Falschheit“ (also falsche Angaben) durchaus ein „unentbehrliches Hilfsmittel“ sein konnte.

---

<sup>65</sup> „Fest steht die Tatsache, dass die Charaktereigenschaft »Falschheit« schon **auf Urzeiten zurückreicht**“ (SW 1, Falschheit: S. 161, Z. 26-28).



### 3.3.1.2 „Fremdenfahrt in München 1946“

Im Monolog „Fremdenfahrt in München 1946“ (SW 1, Fremdenfahrt: S. 155-157) verarbeitet K.V. die Zerstörung Münchens. Im ersten Abschnitt steht *Isartor* im Zentrum, im zweiten Abschnitt *Bombe*. Der rote Faden und somit das Thema des gesamten Monologs sind die Schäden, die durch die Bombardierung Münchens verursacht wurden. Das Stichwort des monologum-fassenden, implikativen, assoziativen Wortfeldes ist also *Zerstörung*.

Erster Abschnitt: (ebd.: S. 155, Z. 32-36; S. 156, Z. 1-6 )

- 1) „das **Isartor**. Das **Tor** wurde bei einem Fliegerangriff ziemlich beschädigt, die **Isar** selbst ist noch gut erhalten geblieben.“ (ebd.: S. 155, Z. 32-34)
- 2) „vor dem Isartor, der **Isartorplatz**. Beide also das **Tor** und der **Platz**, zeigen auch wieder Bombenschäden, nur die **Isar** kam wieder heil weg.“ (ebd., Z. 34-36)
- 3) „Bei der **Isartor-Apotheke** ist die **Apotheke** und das **Tor** beschädigt, aber wiederum die **Isar** selbst verschont geblieben.“ (ebd., Z. 36; S. 156, Z. 1-2)
- 4) „Ihr [der Isar] konnten die Bomben nichts anhaben und hätten dieselben das **Isarwasser**, welches durch München fließt, vernichtet, wäre das bedeutungslos gewesen, weil immer neues Isarwasser nachfließt.“ (ebd.: S. 156, Z. 3-6)

Das Isartor stellt er ins Zentrum des ersten Abschnitts dieses Monologs. K.V.s persönliche Verbindung zum dem Isartor dauert bis zum heutigen Tag an. Das Valentin-Karlstadt-Musäum befindet sich seit 1959 in den beiden Falkentürmen des Isartors<sup>66</sup>.

Die Eigennamen *Isartor*, *Isartorplatz* und *Isartor-Apotheke* in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und die Bezugsobjekte als solche separat voneinander zu betrachten, kommt einem Wörtlichnehmen gleich. K.V. zieht die einzelnen Wortbildungskomponenten ({Isar}, {Tor}, {Platz}, {Apotheke}) auseinander und betont die Unversehrtheit der Isar. Die explizite Formulierung, dass das Tor, der Platz und die Apotheke bei Fliegerangriffen beschädigt wurden, der Isar selbst „die Bomben jedoch nichts anhaben“ (ebd., Z. 3) konnten, erscheint wie die Formulierung einer Selbstverständlichkeit. Ebenso die Unmöglichkeit der Vernichtung des Isarwassers (vgl. ebd., Z. 3-6).

---

<sup>66</sup> Vgl. Valentin Karlstadt Musäum (2015).

In Komposita verschmelzen die Merkmalkomplexe der jeweiligen Lexeme miteinander. Die Separierung der Komponenten – wie es K.V. hier macht – trennt die semantischen Merkmalkomplexe voneinander und bietet so das Potenzial des Wörtlich-nehmens, welches K.V. hier für sein Sprachspiel nutzt.

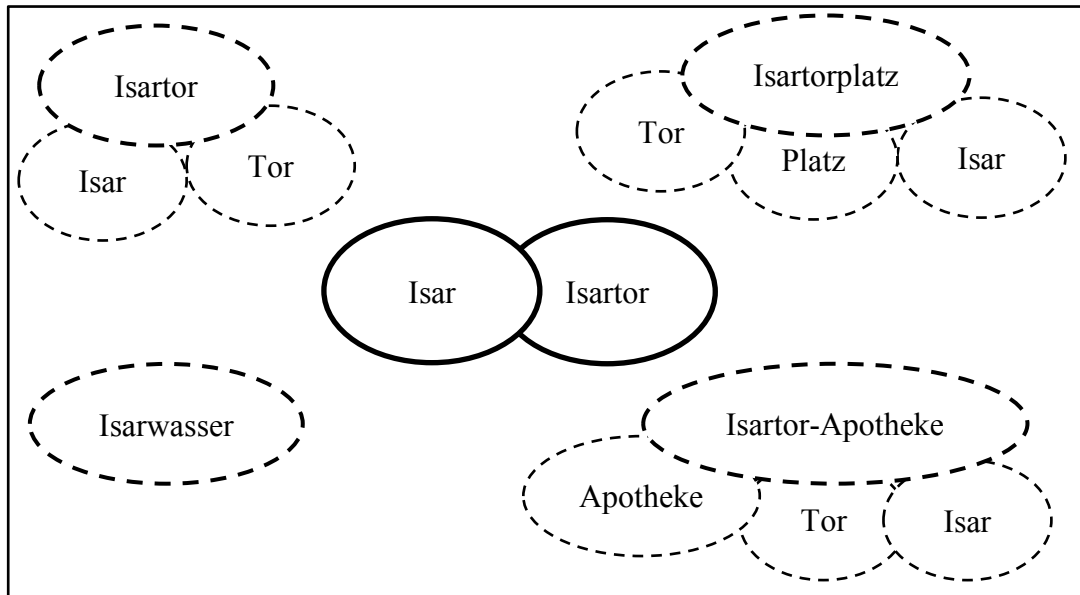


Schaubild 23: Wortfeld „Isartor“

Der Krieg und die Beschädigung der geliebten Stadt München waren für K.V. zweifellos ein traumatisches Erlebnis. Trotz der Ernsthaftigkeit des Themas ist auch dieser Monolog und damit die Beschreibung des beschädigten Münchens humoristisch gefärbt. Während die Isar heil wegkam, wurden viele Bauwerke wie das Finanzamt und gesellschaftliche Stätten wie das Münchner Hofbräuhaus stark beschädigt.

Zweiter Abschnitt: (SW 1, Fremdenfahrt: S. 156, Z. 7-36; S. 157, Z. 1-16;)

- 5) „das von **Bomben** fast nicht unerheblich getroffene Finanzamt [...] über den Verlust weinen oder – wehklagen“ (ebd.: S. 156, Z. 7-10).
- 6) „Hier [...] stehen wir nun vor dem beschädigten berühmten Münchner Hofbräuhaus. [...] Die durch **Brandbomben** entstandenen **Brandherde** wurden durch das Hofbräuhaus-Personal wegen Wassermangels mit Dünnbier gelöscht, welches seines Inhalts wegen genau dieselbe Löschwirkung hatte wie reines Wasser, denn

mit Dünnbier kann man den Durst und das Feuer löschen, ohne darin einen Frevel zu erblicken.“ (ebd., Z. 11-20)

- 7) „im Englischen Garten [...] Sogar im Kleinhesseloh-See zeigten sich nach den Angriffen mehrere **Bombentrichter**“ (ebd., Z. 21-23).

In diesem Abschnitt steht das Wort *Bombe* im Zentrum und die darum gruppierten Wortbildungen sind assoziativ am jeweiligen Objekt orientiert. Die Komposita sind hier vom Kontext inspiriert und sie fügen sich in die Assoziationen mit den Örtlichkeiten ein.

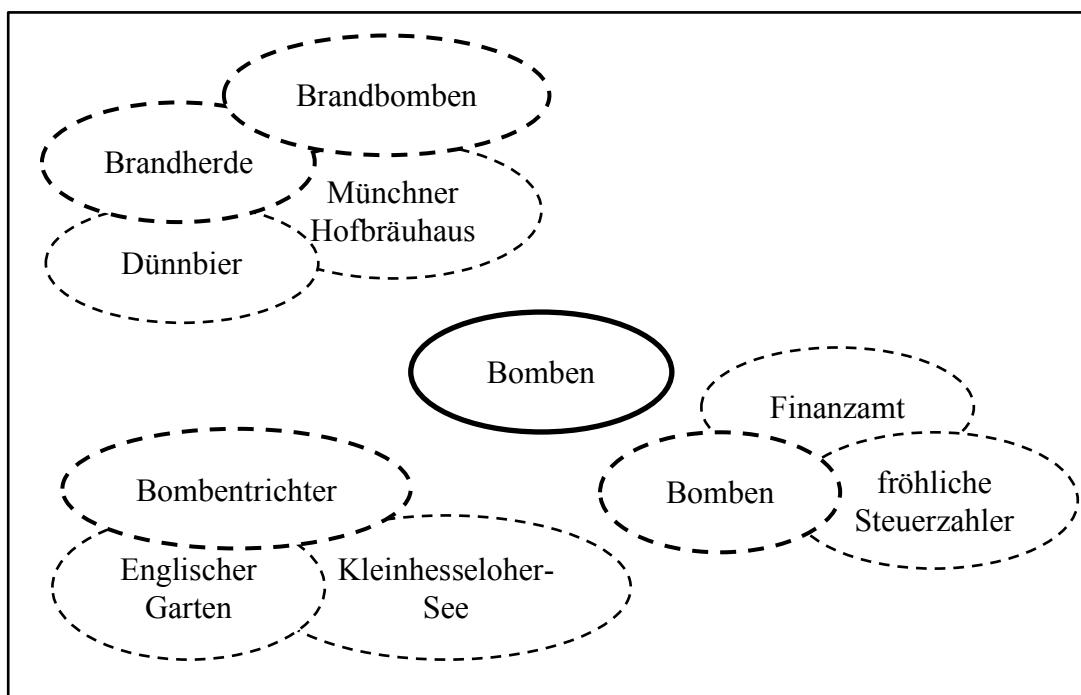


Schaubild 24: Wortfeld „Bombe“

K.V. beginnt diesen Abschnitt sarkastisch mit: „Ein weiteres Glück im Unglück, wie Sie hier sehen, ist das von Bomben fast nicht unerheblich getroffene Finanzamt“ (ebd., Z. 7). Dem stellt er jedoch gegenüber, die „Einwohner Münchens waren bei dieser Katastrophe sich nicht klar, sollten sie über den Verlust weinen oder – wehklagen, da dieses Gebäude der Treffpunkt aller fröhlichen Steuerzahler gewesen ist“ (ebd., Z. 8-11).

Obgleich die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nicht von Humor geprägt war, muss man doch über die „fröhlichen Steuerzahler“ (ebd., Z. 11) schmunzeln. So humoristisch

K.V.s Ausführungen erscheinen mögen, so deutlich wird jedoch auch sein Entsetzen über die Zerstörung, denn „weinen oder – wehklagen“ (ebd., Z. 10) stellen keine Alternativen dar. So versteckt er seine eigene Betroffenheit hinter Sarkasmus. Im Falle des Münchner Hofbräuhauses besteht die Möglichkeit „[d]ie durch Brandbomben entstandenen Brandherde“ (ebd., Z. 15-16) mit Hilfe von Dünnbier zu löschen, welches die Eigenschaft „wie reines Wasser“ (ebd., Z. 19) hat<sup>67</sup>.

Im Englischen Garten hätten die Bomben nachhaltigere Schäden anrichten können, soweit sie den Park getroffen hätten. K.V. entscheidet sich aber dazu, die „Bomben-trichter“ (ebd., Z. 23) vergänglich sein zu lassen und lässt diese den Kleinhesselohrer See treffen, wo sie „nur einige Sekunden zu sehen waren“ (ebd., Z. 24).

Der letzte Abschnitt komplettiert das Wortfeld um den Textgegenstand „München 1946“ (siehe Schaubild 25).

---

<sup>67</sup> Das Löschen der Brandherde mit „Dünnbier“ ist klar im zeitlichen Kontext zu sehen. In der Nachkriegszeit wäre es, aufgrund der Armut und des Mangels, „ein Frevel“ (SW 1, Fremdenfahrt: S. 156, Z. 20) gewesen, zum genannten Zweck Starkbier zu verwenden.

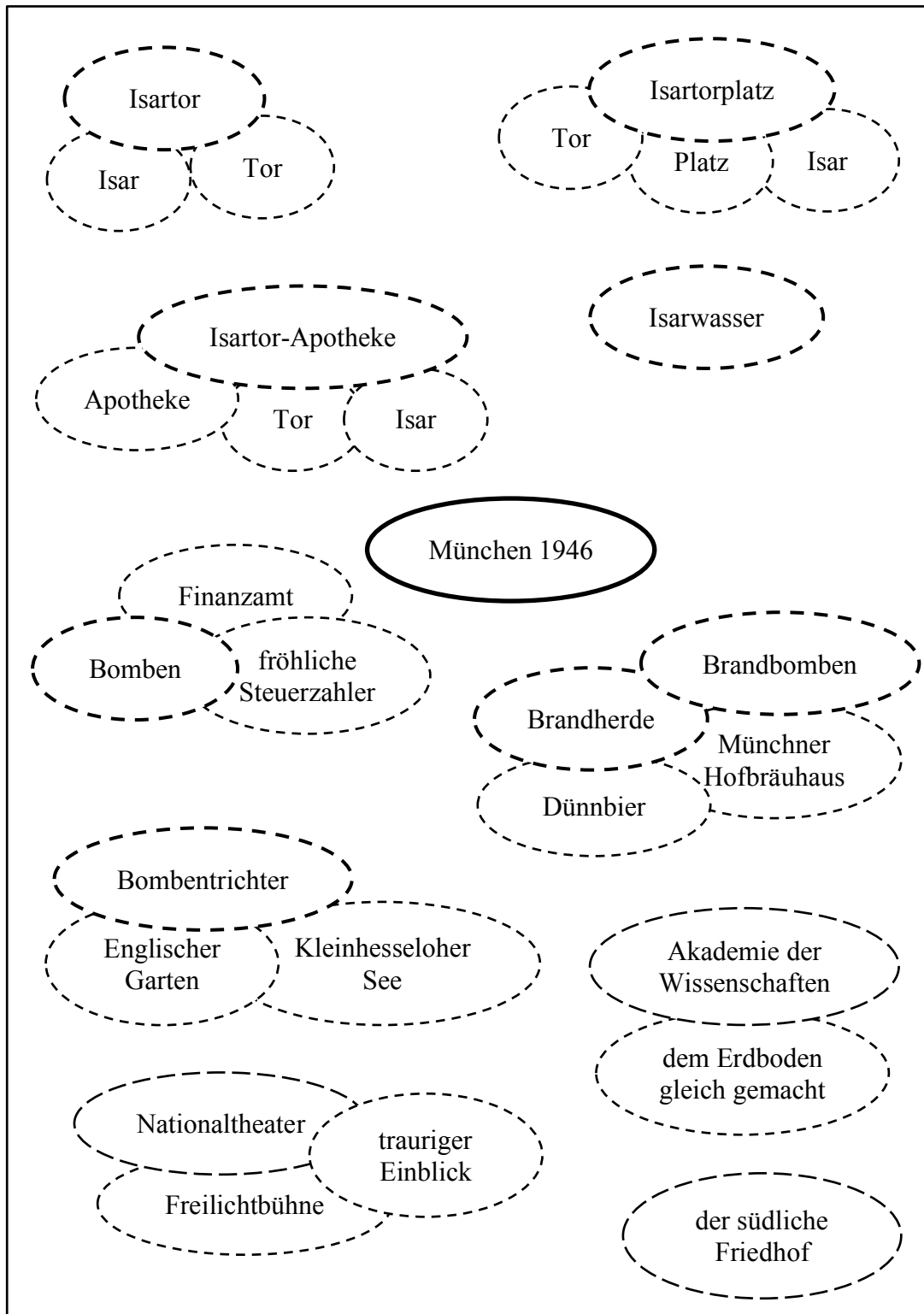


Schaubild 25: Wortfeld und Textgegenstand „München 1946“

Das Trümmerfeld, welches von der „Akademie der Wissenschaften“ (ebd.: S. 156, Z. 28) übriggeblieben ist, bleibt ein reiner Sachschaden, da die Münchner diesem „hochwissenschaftlichen Museum [...] von jeher ferngeblieben sind“ (ebd., Z. 30-32). Einen „traurigen Einblick“ – nicht Anblick – bietet hingegen das „bis auf die vier Grundmauern zerstörte Nationaltheater“ (ebd., Z. 33-34). K.V.s Wortwahl („Einblick“ anstatt Anblick) stellt eine sprachliche Übergenaugigkeit dar, die hier der Unmissverständlichkeit des Gemeinten und Beschriebenen Rechnung trägt.

Der ausgeprägte Sarkasmus K.V.s zeigt sich am Ende des Monologs erneut. Die Beschreibung des südlichen Friedhofs erscheint pietätlos:

- 8) „Einige Grabstätten wurden hier durch die Einwirkung der Bomben freigelegt und die Gebeine aus den alten Gräbern herausgeschleudert.“ (ebd.: S. 157, Z. 9-11)

Den Sarkasmus anhand der sprachlichen Gestaltung aufzuzeigen, erweist sich als schwierig, da dieser zwischen den Zeilen verborgen ist. Die tiefe Betroffenheit K.V.s ist vielleicht weniger versteckt, jedoch abermals in Sarkasmus gekleidet:

- 9) „Als die Verstorbenen vor ca. hundert Jahren der Erde übergeben wurden, waren immer des Geistlichen letzte Worte: »Der Herr gebe Euch die ewige Ruhe.« Doch mit den [sic] Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. – Raus hams wieder miassn, nix war's mit der ewigen Ruhe – Amen.“ (ebd., Z. 11-16)

Den Schluss des Monologs leitet K.V. mit einem gehobenen Sprachstil und einem Zitat aus Schillers „Das Lied von der Glocke“<sup>68</sup> ein, lässt ihn allerdings dialektal enden.

---

<sup>68</sup> „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell.“ (Schiller: Das Lied von der Glocke)

### 3.3.1.3 „Ich komme von der Hölle ’rauf“ und „Im Jenseits“

Die Monologe „Ich komme von der Hölle ’rauf“ (SW 1, Hölle: S. 56-58) und „Im Jenseits“ (SW 1, Jenseits: S. 147-150) sind komplementäre Monologe. Der erste entstand ca. 1918/1919 und der zweite 1944. Somit liegen zwei Texte vor, die zu Beginn und zum Ende K.V.s Schaffenszeit entstanden sind. Dies bietet die Möglichkeit, anhand thematisch ähnlicher Texte zu überprüfen, ob sich die sprachliche Gestaltung stark verändert hat.

Die Merkmalkomplexe der Wörter *Hölle* und *Jenseits* sind religiös-kulturell bedingt. Sie bezeichnen kein Objekt bzw. keinen Sachverhalt der unmittelbar erfahrbaren Objektwelt, sondern sind abstrakte Begriffe, die eine religiöse oder auch kulturelle Vorstellung repräsentieren. Eines der zentralen Lexeme des Archilexems „Hölle“ ist (nicht nur bei) K.V. der „Teufel“, um das er weitere, teilweise synonyme Wörter (wie z.B. „Luzifer“) gruppiert.

- 1) „Sie brauchen sich nicht **fürchten** vor mir [...]. I bin nämlich der zünftigste **Teufel**“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 14-15).
- 2) „unser Alter, der **Luzifer**“ (ebd., Z. 16).
- 3) „Wenn er dann a **Teufi** is, dann bleibt er a **Teufi** in **Ewigkeit!**“ (ebd., Z. 24)
- 4) „Der **erste Teufl** war der **Kain!** Wer den damals g’holt hat, des woäß i net, damals hat’s noch gar koane Teufin geb’n.“ (ebd., Z. 27-29)

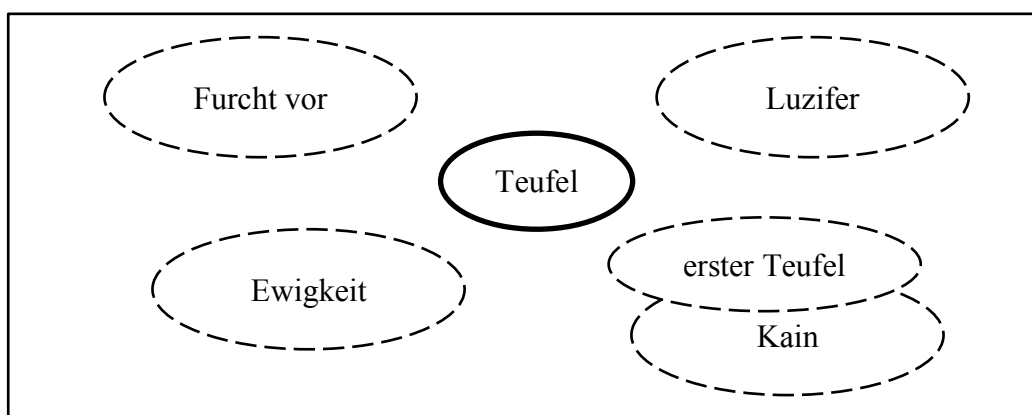


Schaubild 26: Wortfeld „Teufel“

Den Teufel als zentrales Wesen der Hölle assoziiert (nicht nur) K.V. mit *Furcht* und mit *Luzifer*. Die Verknüpfung von *Hölle* bzw. *Teufel* mit *Kain*<sup>69</sup> ist der für K.V. typische Versuch, etwas auf einen Urkern zurückzuführen. Kain wird normalerweise nicht direkt mit der Hölle verbunden, mit dem Bösen jedoch schon. So ist für K.V. Kain, der erste Teufel und somit die wörtliche Verbindung zwischen Hölle, Teufel und dem Bösen. Auch wenn sich K.V. hier nicht weit von der negativen semantischen Wertigkeit der Hölle entfernt, so zeichnet er dennoch ein etwas harmloseres Bild, indem er den negativen semantischen Wert durch abschwächende Ausdrücke („Sie brauchen sich nicht fürchten vor mir“ (ebd., Z. 14), „I bin nämlich der zünftigste Teufel“ (ebd., Z. 15)) modifiziert.

- 5) „**Höllenfahrt**, – also s’ **Gegenteil** von der **Himmelfahrt**. – Da geht’s **nauf** und bei der Höllenfahrt geht’s **abi** und schnell geht des.“ (ebd., Z. 30-32)

Analog zur *Himmelfahrt* bildet K.V. das Kompositum *Höllenfahrt*, somit ergänzt er das dialektische Konzept von Himmel und Hölle und kreiert ein antonymes Begriffspaar. Mit den Richtungs-Adverbien „nauf“ (= hinauf) und „abi“ (= hinunter) verortet er Himmel und Hölle und ergänzt so explizit den Merkmalkomplex der Wörter.

Nun folgt eine detaillierte Beschreibung der Organisation der Hölle und wie der Prozess des Zum-Teufel-Werdens funktioniert. In diesem Zuge berichtet K.V. die allgemeine Vorstellung der „Leut“ (ebd., Z. 34) von der Hölle.

- 6) „Viele Leut moana da, es geht gleich direkt in d’ Höll ’nei, des is aber net wahr. [...] **Anmelderaum** [...] lauter **Schalter** und in jedem Schalter sitzt ein Beamter. Die **Schalterbeamten** sind lauter **frühere Postbeamte** und die müssen zur **Strafe** drunten recht **freundlich bedienen**. [...] **Verzauberungsraum** [...] **Hornsalbe** [...] im Nu wachsen einem so lange **Hörndln** [...] **andere Salbe** [...] im nächsten Moment ist mir der **Schweif** da g’wachsen. [...] **große Arena** [...] da werden alle **weißen Teufeln** ’neitrieb’n [...] **Teufelskapelle** und spielt fortwährend **moderne Operettenmusik** [...] fangen die alle s’ laffa o und laufen solange in der Arena ’rum,

---

<sup>69</sup> Biblische Figur, der erste Sohn von Adam und Eva.



bis['] ganz erhitzt san und ganz rot, das ist dann der sogenannte **Rotlauf**. Jetzt ist man ein **fertiger Teufel**!“ (ebd., Z. 34-36; S. 57, Z. 1-20)

K.V. macht den abstrakten Begriff *Hölle* zu einem real existierenden Ort<sup>70</sup> und behält das konventionelle semantische Merkmal [+Strafe] bei. Offensichtlich verbindet er mit Postbeamten Unfreundlichkeit, weswegen diese selbstverständlich „zur Strafe drunten recht freundlich bedienen“ (ebd.: S. 57, Z. 2) müssen. Die nach der Anmeldung folgende Transformation zum Teufel erfolgt dann mit Hilfe von Salben. Sogar die rote Farbe, die ein Teufel offensichtlich haben muss, hat eine einfache Ursache: den „Rotlauf“ (ebd., Z. 20). Durch die Erhitzung beim Laufen nehmen die Teufel die permanente rote Farbe an. Sowohl das Kompositum als auch die Bedeutung setzen sich – nach K.V.s Definition – so aus dem Verbs *laufen* und dem Adjektiv *rot* zusammen. Nun ist *Rotlauf* allerdings bereits besetzt, es bezeichnet eine Hautkrankheit, die bei Schweinen oft tödlich verläuft.

Eine weitere Auffälligkeit ist die „moderne Operettenmusik“ ebd., Z. 17), die die „Teufelskapelle“ (ebd., Z. 16) spielt, um die noch „weißen Teufel“ (ebd., Z. 15) anzutreiben. In diesem Kontext zeigt sich erneut, dass *modern*<sup>71</sup> für K.V. pejorativ konnotiert ist. Auch die Beschreibungen der Bereiche Essen, Erholung und Beschäftigung (Beispiele 7 bis 9) spiegeln die Verortung in der Hölle wider.

- 7) „Das schrecklichste da drunten is halt die **Fresserei**. [...] lauter **feurige Speisen**: Feuersalamander, Blutorangen, Paradesäpfel, Kreuzotterkompot [sic], Nachteulenaugen in Spinnwebensauce, Fledermäuse am Spieß gebraten, usw.“ (ebd.: S. 57, Z. 21-24)
- 8) „ausruh’n in einer **Hängematt’n**, die is aber **aus Stacheldraht**. dös is a **bluatige Liegerei**.“ (ebd., Z. 25-26)

So gibt es nur „feurige Speisen [wie] Feuersalamander“ (ebd., Z. 22) zu essen und da die Hölle kein Vergnügungspark, sondern ein Ort der ewigen Bestrafung ist, ruhen sich die Teufel in „Hängematt’n [...] aus Stacheldraht“ (ebd., Z. 25-26) aus.

---

<sup>70</sup> Womit K.V. einer kulturgeschichtlichen Tradition folgt.

<sup>71</sup> Weitere Textstellen bzw. Texte, in denen das Wort „modern“ vorkommt, sind im Anhang unter „Valentinische Wörter“ aufgeführt.

So ergibt sich vorläufig folgendes Bild bzw. Wortfeld um das Archilexem „Hölle“:

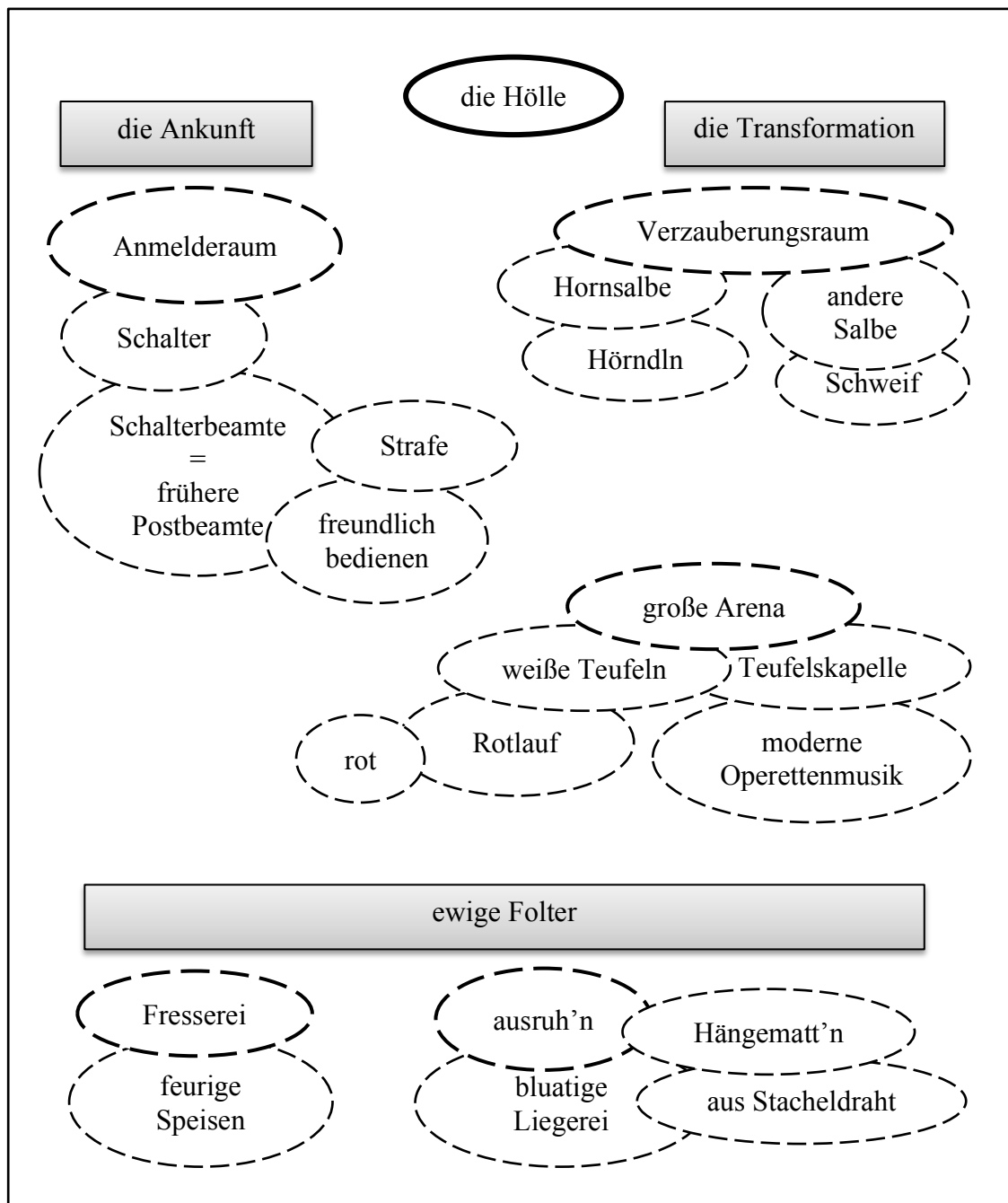


Schaubild 27: vorläufiges Wortfeld „Hölle“

Da in der Hölle alles anders ist, muss ein Teufel genau das „Gegenteil von dem, was er auf der Welt war“ (ebd., Z. 27-28) machen: Der Eskimo ist nun ein Heizer und der Heizer muss „Erdbeerg'from's machen“ (ebd., Z. 30).

- 9) „Jeder Teufi kriegt eine **Beschäftigung**. – Grad das **Gegenteil** von dem, was er auf der Welt war. Dö **Eskimo**, die alle d’ Kält’n g’wohnt san, müss’n drunt **Heizer** machen, dö auf der Welt **Heizer** war’n und die Hitz g’wohnt san, müss’n **Erdbeerg’forn’s** machen für’n Oberteufi.“ (ebd., Z. 27-31)

Die Hölle ist zudem der Ort, an den wir alles auf der Welt Unerwünschte wünschen: Das soll doch der Teufel holen!

- 10) „Kurzum, alles was Euch Menschen da heroben net paßt, das sollen mir in die Höll nunter schaffen.“ (ebd.: S. 58, Z. 4-5)

Nicht nur, dass Verstorbene vom Teufel geholt werden, wenn ihre Zeit auf Erden endet (ebd.: S. 56, Z. 22-23), auch Gegenstände werden diesem Ort überantwortet: „Hammer“ (ebd.: S. 57, Z. 35), „d’Trambahn“ (ebd.: S. 57, Z. 36), „Zündhölzln“ (ebd.: S. 58, Z. 1), „[a]n G’richtsvollzieher“ (ebd., Z. 2), „d’Schwiegermuatter“ (ebd., Z. 3) und „d’Kohlennot“ (ebd., Z. 3).

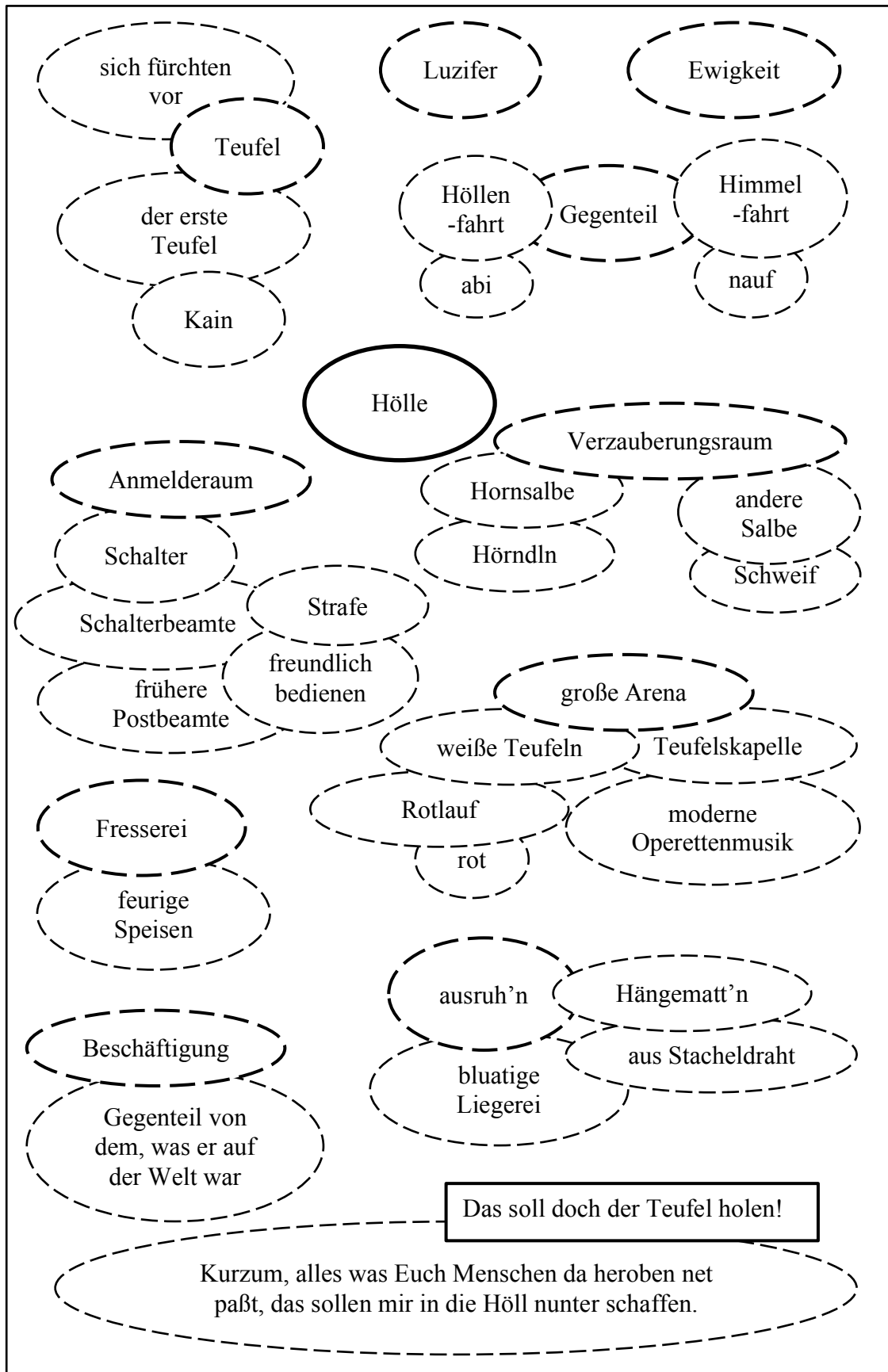


Schaubild 28: Wortfeld „Hölle“

Während sich im Monolog „Ich komme von der Hölle’rauf“ alles um den Merkmalkomplex der Hölle dreht, geht es im Monolog „Im Jenseits“ grundsätzlich um das „Weiterleben nach dem Tode“ (SW 1, Jenseits: S. 147, Z. 15-16)<sup>72</sup>.

- 1) „das **Jenseits** oder besser gesagt, ein **Weiterleben nach dem Tode**“ (ebd., Z. 15-16).

Bedenkt man, dass der Monolog etwa 1944 entstanden ist und etwa ein Jahr vor K.V.s Tod veröffentlicht wurde, so bekommt sein Interesse an dieser Thematik (vgl. ebd., Z. 15-16) eine eigene Färbung. Während die Auseinandersetzung mit dem Thema „Hölle“ im Alter von ca. 36 Jahren geschah und im Kontext des Ersten Weltkrieges gesehen werden kann, war K.V. ca. 62 Jahre alt, als „Im Jenseits“ im Kontext des Zweiten Weltkrieges entstand. Wie bereits erwähnt, können die beiden Monologe als komplementär angesehen werden. Auch wenn sich das Valentinische in der Essenz nicht grundlegend geändert hat, sind die Ausführungen in diesem (späteren) Monolog inhaltlich dennoch feiner konturiert und die sprachliche Gestaltung ist ebenfalls kompakter.

Gleichgeblieben ist die explizite Formulierung von Selbstverständlichkeiten, die er beispielsweise mit Hilfe der Gesprächspartikel *natürlich* betont:

- 2) „Gedanken über das Jenseits kann man **natürlich** nur im Diesseits haben“ (ebd., Z. 16-17).

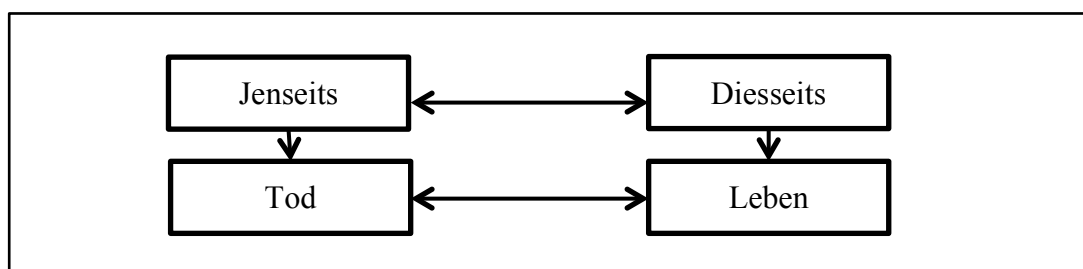


Schaubild 29

<sup>72</sup> Die Nummerierung beginnt hier wieder bei 1), da ab hier ein anderer/neuer Monolog („Im Jenseits“) beschrieben wird. Die Beispiele der beiden in diesem Kapitel analysierten Monologe sollen so klar voneinander abgesetzt werden.

So unsinnig diese Erwähnung erscheinen mag, so informativ ist sie jedoch für den Rezipienten. Die Gleichsetzung von *Jenseits* mit *Tod* und von *Diesseits* mit *Leben* ist zwar nicht ungewöhnlich, da es sich hier jedoch um abstrakte Sachverhalte handelt und beide Lexeme semantisch vage sind, ist die Explikation der Gedankengänge und Assoziationen K.V.s für den Rezipienten und dessen Verstehensprozess hilfreich. In Beispiel 3 dreht K.V. die Selbstverständlichkeit um, dass man „Gedanken über das Jenseits [...] natürlich nur im Diesseits“ haben könne.

- 3) „Im Jenseits über das Diesseits nachzudenken ist schon **zweifelhaft – vielleicht ausgeschlossen**“ (ebd., Z. 17-19).

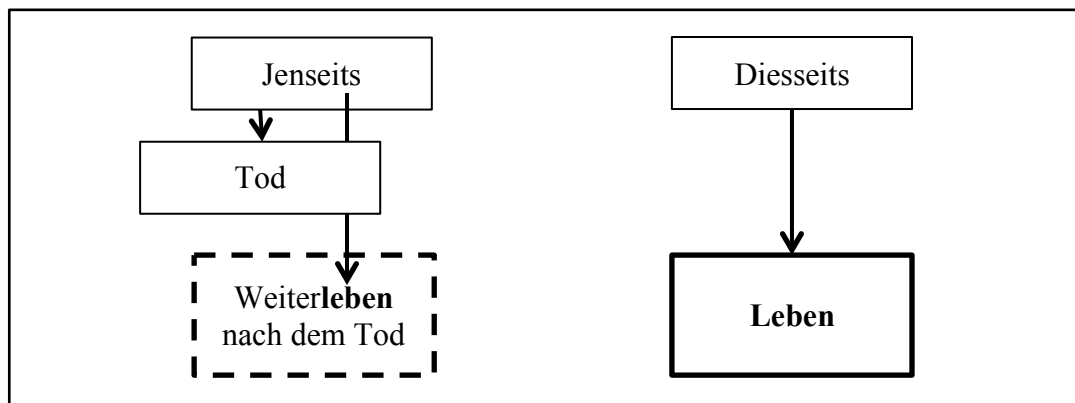


Schaubild 30

Das „Jenseits“ verbindet K.V. mit *Tod*, welches er mit „Weiterleben nach dem Tode“ paraphrasiert. Das *Diesseits* verbindet er mit *Leben*. Wenn man also tot ist, kann man nicht mehr nachdenken: Es ist also „zweifelhaft – vielleicht sogar ausgeschlossen“<sup>73</sup>. Das Wort *leben*<sup>74</sup> wird hier im Kontext von *Tod* und *Jenseits* platziert. Ausnahmsweise erwähnt K.V. hier nicht – anders als in anderen Monologen –, dass man das „halt so sagt“<sup>75</sup>. Die Kette der semantischen Relationen wird an dieser Stelle jäh unterbrochen:

- 4) „Wenn der Mensch gestorben ist, ist er tot, – das ist sicher, also **totsicher** [sic]“ (ebd., Z. 19-20).

<sup>73</sup> K.V. verstärkt seine Aussage mit diesen relativierenden semantischen Werten.

<sup>74</sup> Jedoch nicht mit dem gleichen semantischen Merkmalkomplex wie *Leben* im Zusammenhang mit *Diesseits*.

<sup>75</sup> Siehe beispielsweise im Monolog „Das Aquarium“.

- 5) „Scheint es nur so, als wäre er tot, so ist er **scheintot**“ (ebd., Z. 20-21).

Die Herleitung der Adjektive „totsicher [sic]“ und „scheintot“ (siehe Beispiele 3 und 4) können eher als humoristische Einschübe kategorisiert werden denn als sinnkonstituierende Einheiten. Sie enthalten die Wortbildungskomponente {tot}, weswegen sie einfach aufgrund ihres Wortkörpers (Erscheinungsbildes) in den Kontext passen. Sie stellen allerdings keine für die Kohärenz wichtigen semantischen Werte bzw. Informationen dar. Der Aufbau eines logisch schlüssigen Konzepts über das Jenseits und das Diesseits sowie die Fortsetzung der semantischen Verknüpfungen bzw. der Kette folgt nun erst:

- 6) „Ist ein Mensch wirklich tot, so ist natürlich nur der **Körper** gemeint, denn die **Seele** lebt weiter“ (ebd., Z. 22-23).  
7) „diese [die Seele] ist **unsichtbar**“ (ebd., Z. 23-24).  
8) „Ins Jenseits – und da entweder in den **Himmel** oder in die **Hölle**.“ (ebd., Z. 28-29)

Den bereits gegebenen semantischen Werten bzw. pragmatischen Informationen zu *Jenseits*, *Weiterleben nach dem Tode* und *Diesseits* werden weitere hinzugefügt. In Schaubild 31 werden die Relationen abgebildet und K.V.s Vorstellung vom Jenseits und Diesseits erweitert.

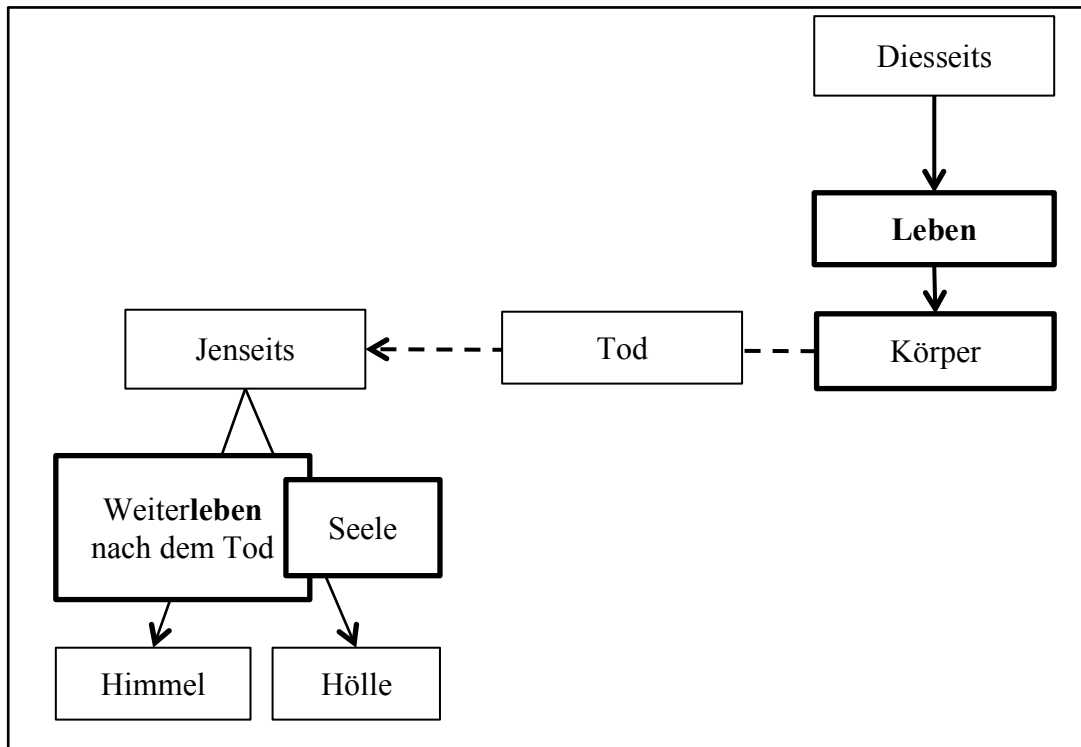


Schaubild 31

Nun wird deutlich, warum *Leben* im Kontext *Diesseits* einen anderen semantischen Merkmalkomplex trägt als im Kontext *Jenseits*. Das distinktive Merkmal ist einmal der [+Körper] und einmal die [+Seele], woran K.V. das *Leben* gekoppelt sieht. Die Eigenschaft und das semantische Merkmal der Seele [+unsichtbar] gibt K.V. Anlass für weitere Spielereien mit einzelnen semantischen Werten:

- 9) „Im Jenseits gibt’s ein Wiedersehen.“ (ebd., Z. 35)
- 10) „im Jenseits angekommene unsichtbare Seele“ (ebd., Z. 36).

Im Diesseits sagt man, es gäbe im Jenseits ein Wiedersehen (vgl. ebd., Z. 34-35). Wenn die Seele aber nun unsichtbar ist, wie können sich die Seelen dann wiedersehen? Die paradoxe semantische Verknüpfung stellt K.V. also zwischen „Wiedersehen“ und „unsichtbar“ her, da beide die Wortbildungskomponente {seh-} beinhalten.

Eingangs scheint es, als würde K.V. mit dem Jenseits lediglich das Weiterleben nach dem Tod verbinden (siehe Beispiel 1) und das Jenseits würde sowohl Himmel als auch



Hölle umfassen (siehe Beispiel 8). Dieser Eindruck wird in den Beispielen 12 und 13 revidiert und in Beispiel 14 in Frage gestellt.

- 11) „**Kehrseite** [...], daß die **böse** Schwiegermutter nicht in den Himmel kommt, sondern in die **Hölle**.“ (ebd.: S. 148, Z. 4-8)
- 12) „**Droben** im Jenseits gibt es **keinen Haß und Neid**, das hält doch die Seele eines Kollegen nie aus!“ (ebd., Z. 13-15)
- 13) „**Jenseitshimmel**. Die **Engel** [...] **nicht unsichtbar**, die haben goldenes Lockenhaar, haben zwei große **Flügel** und sind **nackend**, wenigstens die kleineren [...] waren aber doch früher auch mal Menschen“ (ebd., Z. 17-21).

Ähnlich wie in „Ich komme von der Hölle ’rauf“ – dort heißt es „Gegenteil“ (ebd.: S. 57, Z. 27) – bringt K.V. auch hier die „Kehrseite“ (Beispiel 11) ins Spiel, welcher hier von der Hölle repräsentiert wird und oppositionell zum „Jenseits“ (Beispiel 12) und zum „Jenseitshimmel“ (Beispiel 13) steht. Die „böse Schwiegermutter“<sup>76</sup> kann, da die Kehrseite zum Guten, nur in die Hölle und nicht in den Himmel kommen. Die Verortung des Jenseits „droben“ (Beispiel 12) wird durch die der Hölle „abi“ (ebd.: S. 56, Z. 31) komplementiert. Der Himmel beheimatet die „nicht unsichtbar[en]“ (Beispiel 13) Engel, während die Hölle die Teufel beheimatet (vgl. ebd.: S. 56-58). Sowohl die Teufel (vgl. ebd.: S. 148, Z. 21-23) als auch die Engel „waren [...] früher auch mal Menschen“ (ebd., Z. 20-21) und finden nach ihrem Ableben den Weg in die Hölle oder in den Himmel. Die Beschreibung der Engel als „nicht unsichtbar“ ist aus semantischer Sicht eine unnötige Häufung negativer Werte: *nicht* und *un-*. Die Sprecherabsicht, die sichtbaren Engel in Kontrast zu den unsichtbaren Seelen zu setzen, macht die Wahl der doppelten Negation jedoch pragmatisch notwendig. Des Weiteren haben Engel für K.V. „goldenes Lockenhaar, „zwei Flügel“ und „sind nackend“ (Beispiel 13).

Eine weitere Gegenüberstellung, die bei K.V. etwas überraschend ist, ist die vom Himmel und dem Leben „auf Erden“ (ebd., Z. 28). Die Höhen und Tiefen des Lebens bezeichnet er als positiv klingende „mannigfaltig[e] [...] Abwechslung“ (siehe Beispiel 14), die wenigstens „Abwechslung in die Bude“ (siehe Beispiel 14) bringen:

---

<sup>76</sup> Die pejorative Konnotation – die nicht nur bei K.V. vorkommt – wird durch das Adjektiv „böse“ expliziert.

14) „Nun hat dieses angenommene Weiterleben nach dem Tode noch **eine andere Seite**.

Das **Leben** ist aber **mannigfaltig** und bringt durch Arbeit, Freude, Sorgen und Leid usw. Abwechslung in die Bude. Wie ist das nun im Jenseits? Hier besteht **keine Altersgrenze**, sondern **Ewigkeit**. Also in Ewigkeit nur im Jenseits umherfliegen und als einzige Beschäftigung, wie uns aus der Bibel bekannt, nur Hosianna singen, das kann die ersten acht Tage ganz unterhaltlich sein, aber man denke sich das ewig – das muß unbedingt langweilig werden.“ (ebd., Z. 27-36)

K.V. schränkt die Gewissheit über ein Weiterleben nach dem Tode nun ein, indem er es mit *angenommen* attribuiert. Die Formulierung, das „angenommene Weiterleben nach dem Tode“ hätte noch „eine andere Seite“ (Ausdrucksvariation, da bisher: Gegenteil, Kehrseite), würde voraussetzen, dass er dieses als durchweg positiv gezeichnet hat. Bisher hat er jedoch beschrieben, dass es nicht besonders verlockend sei, wenn man die Ehefrau, die böse Schwiegermutter oder Kollegen im Jenseits wiedersehen muss. Somit degradiert er die folgenden Ausführungen zu einem nur vermeintlich neuen Aspekt des Weiterlebens nach dem Tode.

Analog zum Monolog „Ich komme von der Hölle’rauf“ kommen auch hier biblische Gestalten vor:

15) „wie uns aus der Bibel bekannt“ (ebd., Z. 33-34).

16) „der erste Mensch, der selige **Adam** [...] der heilige **Petrus** mit dem **Himmelsschlüssel**“ (ebd.: S. 149, Z. 6-8).

17) „**Himmelstor**“ (ebd., Z. 22).

Während Kain der erste Teufel war, war der „selige Adam“ (Beispiel 16) „der erste Mensch“ (Beispiel 16), allerdings nicht im Jenseits, denn der „heilige Petrus“ ist schließlich der „himmlische Hausmeister“ (ebd., Z. 10), der Adam „seinerzeit [...] mit dem Himmelsschlüssel die Pforte zum Jenseits geöffnet hat“ (ebd., Z. 7). K.V. versucht eine chronologisch schlüssige Logik in die Geschichte zu bekommen. Während er in anderen Monologen eine unlogische Gleichzeitigkeit nicht nur zulässt, sondern auch die Argumente für deren Möglichkeit erzeugt, besteht er bei diesem abstrakten Thema auf einer chronologischen Schlüssigkeit.

Auch von der Wissenschaft (vgl. ebd., Z. 24-32) kann er keine befriedigenden Informationen über das Jenseits und die Ewigkeit beziehen. So fügt er dem Thema ein letztes Attribut hinzu: „unergründlich“.

**18)** „Es ist ein ewiges Kommen und Gehen und **Seligwerden** – also **ein Fortleben nach dem Tode**. Aber warum sollen wir Menschen uns darüber den Kopf zerbrechen. Wir werden es niemals ergründen.“ (ebd., Z. 31-34)

Am Ende bringt K.V. die Aspekte Zeit und Dimension zusammen:

**19)** „Es gibt also in unserer **Gegenwart** zwei **Weiterleben nach dem Tode**: Eines **im Jenseits**, und eines **im -- Kino**.“ (ebd.: S. 150, Z. 2-4)

Die moderne Gegenwart eröffnet durch die Technik (Kino) eine weitere Möglichkeit des Fortlebens. Die Ewigkeit und das Jenseits werden so mit dem Fortleben im Bewusstsein der Menschheit verbunden.

Letztendlich ergibt sich für das Jenseits folgendes Wortfeld:

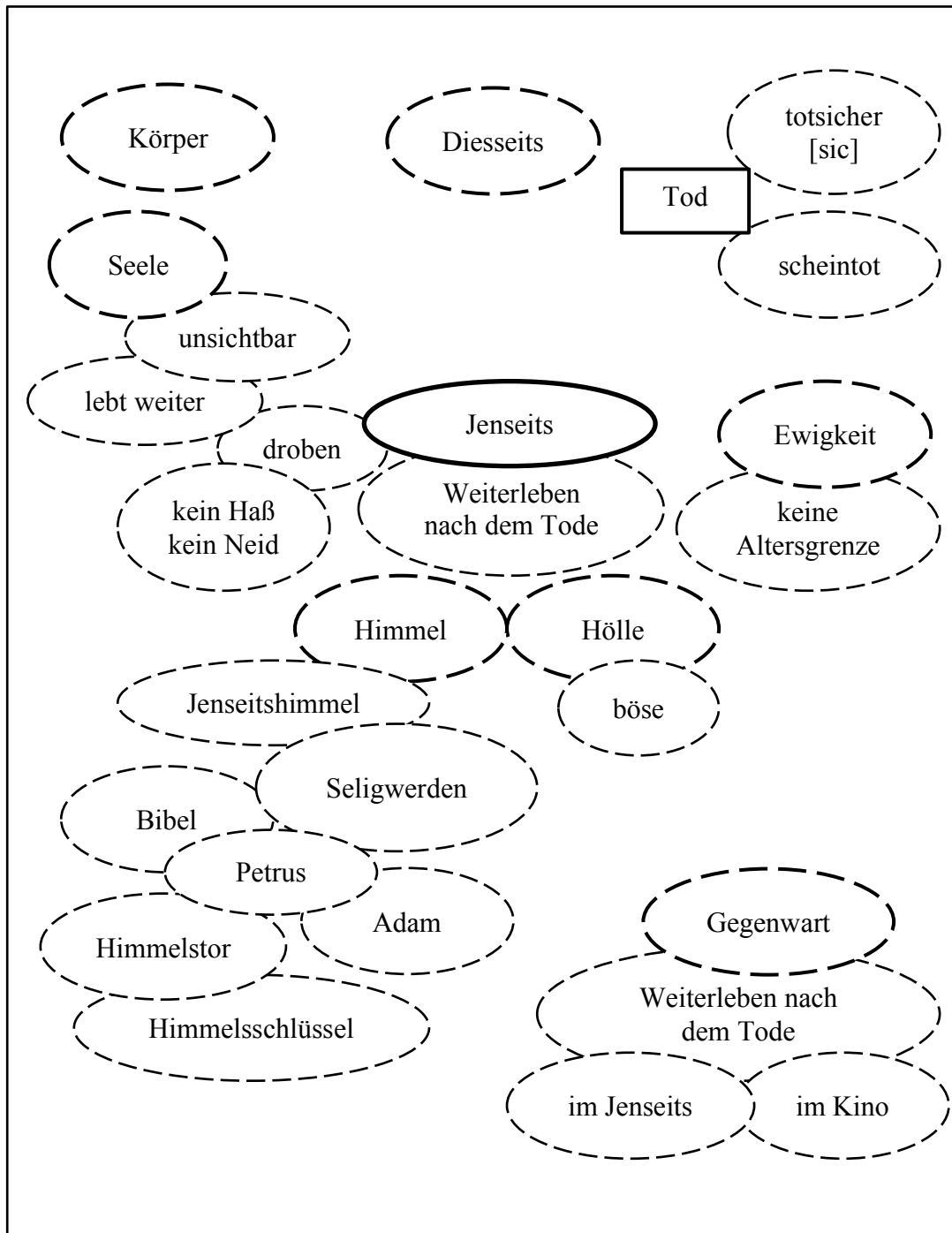


Schaubild 32: Wortfeld „Jenseits“

### 3.3.2 Pseudo-Etymologien

Die Kategorie „Pseudo-Etymologien“<sup>77</sup> beinhaltet Beispiele, deren explizite Paraphrasierung eine semantische Beschreibung und Herleitung des sprachlichen Ausdrucks darstellt. Dabei werden die Aspekte Denotation und Konnotation nicht nur in einer Hinsicht in ein Spannungsfeld gesetzt. Das Denotat, also das konventionelle Referenzobjekt, bleibt oftmals erhalten. Die Paraphrase beschreibt jedoch eine individuelle Interpretation des Inhalts des sprachlichen Ausdrucks – also eine Konnotation – und somit semantische Relationen, die von der normierten Fassung abweichen. Erneut wird der explizite Sprachstil K.V.s deutlich, der dem Rezipienten die konnotativen, individuellen Assoziationsbereiche, Gedankengänge bzw. das Gemeinte zugänglich macht.

Die Etymologie ist die „Wissenschaft von der Herkunft, Grundbedeutung und Entwicklung einzelner Wörter sowie von ihrer Verwandtschaft mit Wörtern gleichen Ursprungs in anderen Sprachen“ (Bußmann 2002, S. 205). In den valentinischen Pseudo-Etymologien werden dementsprechend vor allem Grundbedeutungen<sup>78</sup> von Lexemen beschrieben. Der Zusatz „Pseudo“ steht hier für die eigenwillige, von der Norm abweichende, semantische Herleitung der sprachlichen Ausdrücke und zeigt, dass die valentinischen Etymologien (Paraphrasen) oft assoziative semantische Merkmale beinhalten. Mittels einer Paraphrase (Pseudo-Etymologie) beschreibt K.V. die semantische Relation der Wortbildung<sup>79</sup>. In jedem Fall ist der Zeichenbenutzer – sowohl bei der Bildung und Verwendung einer Wortbildung als auch bei der Paraphrase derselben – immer der Arbitrarität und damit der Sprachkonvention verpflichtet, um die Durchsichtigkeit des sprachlichen Zeichens zu wahren. Für die grundsätzliche Durchsichtigkeit sprachlicher Ausdrücke und deren Beschreibung ergibt sich somit die Notwendigkeit, im Rahmen des Sprachsystems, der Sprachnorm und damit der Sprachkonvention (bzw. Sprachgewohnheit) zu agieren. Die grundsätzliche Neudefinition eines sprachlichen Zeichens muss zwangsläufig Verwirrung stiften, da die konventionellen semantischen Merkmale nicht ohne weiteres abgeändert werden können. Aller-

---

<sup>77</sup> Der Zusatz „Pseudo“ verweist darauf, dass der Terminus „Etymologie“ hier nicht im Sinne der Erklärung des historischen Ursprungs eines Wortes verwendet wird.

<sup>78</sup> Im Kontext der Norm wären das die Denotationen, bei K.V. handelt es sich um Konnotationen.

<sup>79</sup> Stein (2004) nennt das ein „paraphrastisches Verfahren“ (S. 257) der Flexibilitätsstrategie „Bedeutungsumschreibung“ (S. 257 ff.).

dings weist das Vorhandensein der Termini „Denotation“ und „Konnotation“ bereits daraufhin, dass generell die Möglichkeit semantischer Flexibilität und damit individueller kontextabhängiger Verwendung besteht. Die Analyse der K.V.-Texte bietet die Möglichkeit, die Auswirkungen individueller Sprachverwendung zu untersuchen.

Anhand der Beispiele dieser Kategorie wird deutlich, dass Sprachkonvention einerseits zum internalisierten Sprachrepertoire eines Produzenten gehört, andererseits das System (im Sinne von Coseriu) dennoch Möglichkeiten bietet, die Grenzen der Norm ohne zwangsläufigen Sinnverlust zu überschreiten. K.V. vermeidet diesen Sinnverlust, indem er dem Rezipienten alle notwendigen Informationen bereitstellt, um die sprachlichen Ausdrücke adäquat decodieren zu können. Dadurch hält er die Konsequenzen, die ein Bruch mit der Konvention haben könnte, in Grenzen. In diesem Zusammenhang soll die grundsätzlich als unabdingbare Notwendigkeit angesehene Sprachkonvention (in Bezug auf semantische Merkmale von Lexemen) auf ihre Rolle hin neu betrachtet werden und ihr vermeintlich unflexibler Charakter überprüft werden.

### 3.3.2.1 „Die Uhr von Löwe [sic]“

	<b>Ab- kürzung</b>	<b>Monolog (vollständiger Titel)</b>	<b>Ent- stehungs- jahr</b>	<b>Er- scheinungs- jahr</b>
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

In Bezug auf das Denotat („Wanduhr“) ist vorwegzunehmen, dass sich K.V. hier eigentlich auf eine Taschenuhr bezieht, aus der er eine Wanduhr machen will. Die Pseudo-Etymologie der Wanduhr steht zwar im Kontext dieser Transformation, diese wird jedoch nie in letzter Konsequenz vollzogen und die Wanduhr wird nie zum konkreten Gegenstand. Somit ist diese Paraphrase als „Sinnabschnitt“ aus dem Kontext auszuklammern.

- 1) „Und weil ich mich nicht ausgekannt habe mit dieser **Uhr**, habe ich die **Uhr** an die **Wand** hingeworfen, weil ich geglaubt habe, daß vielleicht eine **Wanduhr** daraus werden könnte, aber sie ist in tausend Scherben zerbrochen und unter diesen Scherben habe ich herausgefunden, daß ein Zifferblatt und ein Zeiger doch dabei waren, aber die müssen innen gewesen sein.“ (SW I, Uhr I: S. 25, Z. 16-28)
- 2) „[...] aus lauter Gift hab ich dann die **[U]hr** an d'**Wand** hingeworfen, weil i mir denkt hab, dann wird'd [sic] vielleicht a **Wanduhr** [...]“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Unter normalen Umständen dient eine Uhr dazu, die Uhrzeit abzulesen. Dies will K.V. allerdings nicht gelingen, da er Zeiger und Zifferblatt bei seiner modernen „Taschenuhr“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 17; Uhr III, S. 194) nicht finden kann, die schließlich „die Hauptsache“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 20) einer jeden Uhr seien. Mit einer Wanduhr scheint er sich besser auszukennen und wirft die Taschenuhr an die Wand, um so eine Wanduhr aus ihr zu machen. Diese Pseudo-Etymologie der „Wanduhr“ verbindet die Konstituenten *Wand* und *Uhr*. Während in der valentinischen Sprachwelt das äußerst kurze und zerstörerische Moment des Aufeinandertreffens von Uhr und Wand bereits ausreicht, um die Wörter aneinander zu binden, steht die Komponente *Wand* in der lexikalisierten Wortbildung für den Umstand, dass die Uhr an der Wand hängt – im Gegensatz zur Taschen- oder Armbanduhr, die man in der Tasche oder am Arm trägt. Die imaginierte Metamorphose von der Taschenuhr zur Wanduhr wird nicht vollendet. Denn die Uhr zerbricht an der Wand erwartungsgemäß „in tausend Scherben“ (ebd.: S. 25, Z. 23-24) und gibt erst dann ihr Geheimnis der vermeintlich versteckten Zeiger und des Zifferblattes preis. Damit zerschellt auch K.V.s Hoffnung, die Dingwelt könnte durch solch einfache Strategien wunschgemäß transformiert und im sprachlichen

Ausdruck manifestiert werden. Während K.V. die Anpassung der Welt an seine Vorstellungen in anderen Texten gelingt, gelingt es ihm hier nicht.

Diese Pseudo-Etymologie bleibt somit ein gestaltendes Moment, das über die Satzgrenze hinaus keinerlei Auswirkungen hat.

Die Textvariante Uhr II besteht hauptsächlich aus valentinischen Pseudo-Etymologien, die sich der Homophonie der Komponenten <Ur-> und <Uhr> bedienen. Während das „Wanduhr“-Beispiel noch keine zwanghafte Wortbildung darstellt, repräsentieren „Urlaub“, „Urwald“, „Urkunde“ und „Ursache“ (ebd., Uhr II: S. 193-194) aufgrund ihrer Herleitung Wortbildungen dieser Klasse. In allen folgenden Komposita wird die Konstituente <Ur-> von K.V. aufgrund ihrer Homophonie als semantisch gleichwertig mit der Konstituente <Uhr> eingesetzt. In den Textvarianten Uhr I und Uhr III erkennt man dies besonders an der angeglichenen Schreibung: „Uhrgroßvater“ (ebd., Uhr I: S. 25 und Uhr III, S. 194). Allerdings ist das in diesen Textvarianten auch die einzige Wortbildung, die er mit <Uhr> bildet. Inwiefern K.V. die Komponente <Uhr-> semantisch in den Wortbildungen widergespiegelt sieht, formuliert er explizit in der jeweiligen Pseudo-Etymologie.

- 3) „Gestern bin ich zu meinem Direktor gegangen und sag, Herr Direktor, geben Sie mir **Urlaub**. Hat er mir keinen gegeben. Bin ich in die Anlag nüber, Sonnenstrass, hab von einem Baum **Laub** genommen, hab das **Laub** auf meine **Uhr** aufgelegt, **Urlaub** war fertig.“ (ebd., Uhr II: S. 193)

Der verweigerte Urlaub wird kurzerhand selbst hergestellt. Die Zusammenführung von „Uhr“ und „Laub“ wird auf die sprachliche Ebene transferiert und K.V. erzeugt eine semantische Relation der Komponenten, woraus für ihn selbstverständlich „Urlaub“ resultiert.

Das Präfix *ur-* taucht nur im 8./9. Jahrhundert im Ahd. als bezeugte Präposition auf und bedeutet ‚aus, aus ... heraus‘ (vgl. Pfeifer 2000, S. 1490). Ohne etymologische Informationen sind die einzelnen Komponenten („Urlaub“: {Ur-} und {-laub}, „Urkunde“: {Ur-} und {-kunde}) für sich genommen für den Alltagssprecher nicht



mehr durchsichtig und K.V.s Sprachspiel zeigt das deutlich. Dem alltagsprachlichen Instinkt folgend unterstellt er, dass in *Urlaub* das Wort *Laub*<sup>80</sup> zu finden sein muss.

„Das in Verbalkomposita unbetonte Präfix wird zu er- [...] geschwächt, während Nominalkomposita (als die vermutlich älteren Bildungen) unter Einwirkung der germ[anischen] Anfangsbetonung stehen, so daß das Präfix in der Tonstelle seine volle Form ur- bewahren kann. Infolgedessen stehen sich gegenüber Urlaub und erlauben [...].“ (vgl. Pfeifer 2000, S. 1490)

Die Verwandtschaft zwischen *Urlaub* und *erlauben* ist für einen Alltagsprecher nur mit hinführenden Informationen nachvollziehbar:

„mhd. urloup, urlop, urlob ‚Erlaubnis fortzugehen, Verabschiedung, Abschied‘ [...]. Die alte Bedeutung ‚Erlaubnis‘ wird bereits im Mhd. verengt auf die ‚Erlaubnis, sich zu entfernen‘ (die ein Höherstehender gewährt) und in neuerer Zeit auf die ‚zeitweilige Freistellung vom Dienst‘ – beurlauben“ (ebd., S. 1492).

Einerseits spielt K.V. gewollt mit der Homophonie der Komponenten *Ur-* zu *Uhr*, andererseits bietet sich ihm die Komponente *Laub* an, ohne sich bewusst zu sein, dass diese homophon zum unikalen Morphem *-laub-* ist, welches noch in *Urlaub*, *Erlaubnis*, *erlauben* erhalten ist und in diesen Fällen keineswegs etwas mit der „Gesamtheit der Blätter (eines Baumes)“ (ebd., S. 771) zu tun hat.

4) „Den ganzen Tag bin ich im **Urwald** umhergeirrt und hab nimmer ’nausgefunden. [...] ich hab net g’wusst, wieviel **Uhr** dass is, die Augen hab ich mir rausgeschaut, glaub’n Sie, ich hab in dem **Urwald** a **Uhr** g’sehn?“ (SW 1, Uhr II: S. 193)

K.V. unterstellt in diesem Monolog, dass der *Urwald* etwas mit *Uhren* zu tun haben müsse, ja sogar aus ihnen bestehen müsse. Damit wäre es unmöglich, an einem solchen Ort nicht zu wissen, wieviel Uhr es ist. Auf diesem Weg versucht K.V., aus dem Blickwinkel eines Alltagsprechers eine Antwort auf die Frage „Was für ein Wald?“ zu

---

<sup>80</sup> „sämtliche Blätter eines Baumes oder Strauches“ (DWDS online).

finden. Die Gleichsetzung – die auf der Homophonie von *Uhr* und *Ur-* gründet – nimmt er als Grundlage seiner Antwort: ‚Es ist ein Wald, der aus Uhren besteht‘. Die abweichende Schreibung ignoriert er.

In diesem und im folgenden Beispiel lautet die Paraphrase des Präfixes *ur-* jedoch: ‚das Erste, das weit Zurückliegende, das Unverfälschte‘ (Pfeifer 2000, S. 1490) wie in *Urbild*, *Urwald* und *urtümlich* (ebd.).

- 5) „Wie ich nei’geh in Uhrladen geht grad ein Herr raus, sag ich zu dem Uhrmacher, wer war der Herr der eben nausgegangen ist. Sagt der Uhrmacher: Ein **Kunde**, sag ich, hat der a **Uhr** gekauft? Sagt er, jawohl – also a **Urkunde**.“ (SW 1, Uhr II: S. 193)

Die beiden normgerecht verwendeten und gemeinten Wortbildungen „Uhrladen“ und „Uhrmacher“ erinnern daran, dass das Leitthema des Monologs „Die Uhr von Löwe [sic]“ ist. Vor allem die korrekte Schreibung unterstreicht das allgegenwärtige Thema.

Die valentinische Version der „lexikalische[n] Paraphrase“ (Bußmann 2002, S. 497) lautet im Fall der „Urkunde“: Der Kunde, der eine Uhr kauft, ist „a Urkunde“. K.V. nutzt die Polysemie des Lexems „Kunde“ und verschleiert gleichzeitig mit Hilfe des bairischen Artikels die unterschiedlichen Genera: der *Kunde*, die (*Ur*)*Kunde*. Die bairische Mundart könnte hier als Verwirrung stiftendes Moment gewertet werden, es könnte sich allerdings auch lediglich um simples Code-Switching<sup>81</sup> handeln, welches für gesprochene Sprache durchaus normal ist.

- 6) „Aber das hab ich bitter bereut, wie ich’s erstemal mit der Wanduhr spazieren gegangen bin, sind mir immer die Kettl’n und die G’wichter unter die Füß nei’ kommen. Schrecklich! Einmal und nicht wieder. – Und der Nagel hat mir weh getan. Ja das war **so a Sache mit der Uhr, eine direkte Ursache**.“ (SW 1, Uhr II: S. 193-194)

---

<sup>81</sup> Vgl. Schwitalla 2012, S. 48.

Auch die valentinische „Ursache“ wird ebenfalls auf eine Uhr zurückgeführt. Die Schwierigkeiten, die er sich mit der Wanduhr aufhalst, sind für ihn „so a Sache mit der Uhr“ und gleichzeitig die Paraphrase der „direkte[n] Ursache“.

Wie so oft überträgt er Strukturen von Kollokationen<sup>82</sup> auf andere „neue“ sprachliche Ausdrücke und folgt somit einem assoziativen Analogieprinzip. In diesem Fall imitiert er die Struktur bzw. die Verwendung von „direkt“ analog zur Kollokation „Das ist ja direkt peinlich!“<sup>83</sup>. In dieser Verwendung ist „direkt“ ein Gradpartikel (nach DUDEN Bd. 4 1998, S. 377), im K.V.-Zitat ist es jedoch adjektivisch verwendet und man könnte es mit ‚daraus ergibt sich direkt‘ reformulieren. Hier beschränkt sich die Sprachspielerei also nicht nur auf die Pseudo-Etymologie der Wortbildung, sondern beinhaltet auch die analogische Verwendung von „direkt“ und umfasst somit die Kombination Adjektiv + Substantiv.

	<i>Urlaub</i>	<i>Urwald</i>	<i>Urkunde</i>	<i>Ursache</i>
<b>lexikalisierte Komposita</b>	Präfix + Substantiv	Präfix + Substantiv	Präfix + Substantiv	Präfix + Substantiv
<b>valentinische Komposita</b>	Substantiv + Substantiv	Substantiv + Substantiv	Substantiv + Substantiv	Substantiv + Substantiv
	„Uhrlaub“	„Uhrwald“	„Uhrkunde“	„Uhrsache“

Weitere Beispiele der Lautgruppe [u:v] sowie weitere Beispiele der Pseudo-Wortfamilie der Lautgruppe werden in der später behandelten Kategorie „Wortbildungen“ genannt und in einem Schaubild (39) zusammengefasst.

<sup>82</sup> Burger (2003) verwendet „den Terminus Kollokation für den ganzen Bereich der festen Wortverbindungen, die nicht oder nur schwach idiomatisch sind“ (S. 51). Lüger (2004) definiert Kollokationen als „Mehrwortverbindungen mit einer begrenzten Kombinatorik. Sie bestehen aus wenigstens zwei Autosemantika, einer Basis und einem Kollokator. Zwischen beiden Komponenten gibt es eine bestimmte Affinität, ohne daß sich diese semantisch vollständig begründen ließe. [...] ihre Bedeutung läßt sich weitgehend aus den einzelnen Bestandteilen erschließen“ (S. 48).

<sup>83</sup> Weitere Textstellen finden sich im Anhang unter „Valentinische Wörter“ und belegen die hier beschriebene Verwendungsweise.

### 3.3.2.2 „Zwangsvorstellungen“

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
35	Zwangs- vor- stellungen	Zwangsvorstellungen (Keine Textvarianten, SW 1, S. 103-105)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 101-105.	vermut- lich späte 1910er oder späte 1920er	1938

Das Determinativkompositum „Zwangsvorstellungen“ gibt es und man versteht darunter eine „unabweisbar sich aufdrängende, meist unmotivierte Vorstellung, die den Leidenden gegen seinen Willen überwältigt und von ihm als fremd, bedrohlich erlebt wird“ (DWDS online). Das Lexem ist also bereits mit einer bestimmten Bedeutung besetzt. K.V. verbindet es jedoch mit einer anderen, wenn auch ebenso möglichen, Bedeutung und kreiert neben der Pseudo-Etymologie ein assoziatives Wortfeld um das Lexem.

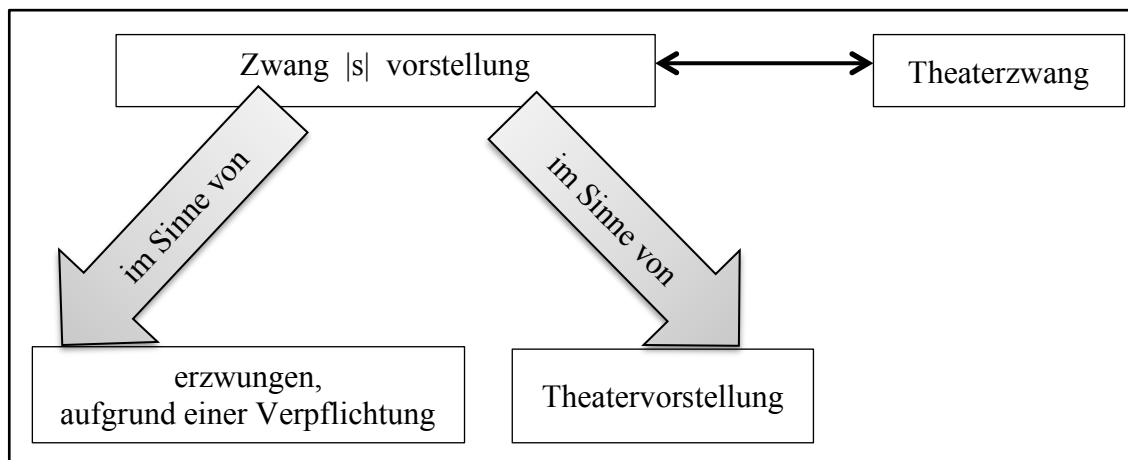


Schaubild 33: K.V.s Neudefinition der Wortbildung „Zwangsvorstellungen“

Der gesamte Monolog (SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 103-105) ist gewissermaßen eine Pseudo-Etymologie und Neumotivation des Kompositums. Er umfasst dabei nicht nur eine Beschreibung der valentinischen Bedeutungszuschreibung, sondern auch Wortfelder und den Merkmalkomplex bzw. das Konzept, welches er mit dem Wort verbindet.

- 1) „Zwangsvorstellungen“ (ebd.: S. 103, Titel).
- 2) „Theaterzwang“ (ebd., Z. 28-29).
- 3) „Schulzwang“ (ebd., Z. 30).

Aus dem Monolog geht hervor, dass „Zwangsvorstellungen“ (siehe Beispiel 1) und „Theaterzwang“ (siehe Beispiel 2) für K.V. ein Begriffspaar bilden. Die Erwähnung des „Schulzwangs“ (siehe Beispiel 3) weist auf die analoge Bildung bzw. das auf dem Analogieprinzip beruhende Verständnis K.V.s im Hinblick auf die Bedeutungskonstituierung des Lexems hin. Er baut also das Bedeutungskonzept für den Rezipienten Schritt für Schritt auf, sodass das Verstehen der Bedeutung für den Rezipienten kein Problem darstellen dürfte. Diese Strategie wendet K.V. in seinen Texten häufig an. Dies zeigt, dass er (eher bewusst als unbewusst) der Ungewöhnlichkeit der Verwendung des sprachlichen Ausdrucks bzw. Zeichens gewahr ist. Die ungewöhnliche Verwendungsweise wird so zum Gegenstand des Monologs.

- 4) „Der **gute Wille** und die **Pflicht** bringen alles zustande.“ (ebd., Z. 33-34)
- 5) „Ist das Theater nicht auch Schule, **Fragezeichen!**“ (ebd., Z. 35)

Kontrastreiche Lexeme („der gute Wille und die Pflicht“) wie in Beispiel 4 sind typisch für K.V. Formulierungen wie in Beispiel 5 („**Fragezeichen!**“) sind jedoch selten. Es kann leider nicht mehr nachvollzogen werden, ob K.V. während des Schaffungsprozesses dieses Textes die Produktion für die Bühne oder deren Veröffentlichung als edierten Text im Sinn hatte oder, ob er sich überhaupt über diesen Aspekt Gedanken gemacht hat. An Beispiel 5 wird der Unterschied von Schriftlichkeit und Mündlichkeit eines Textes für die Textrezeption deutlich. Wird diese Textstelle nur mündlich vorgetragen, müsste sich der Rezipient den Text über die normale Verstehensleistung hinaus so vorstellen können, wie K.V. ihn schriftlich verfasst hat<sup>84</sup>.

Die Motivation K.V.s, *Zwangsvorstellungen* bzw. den *Theaterzwang* zum Thema zu machen, ist bei Berücksichtigung des zeitlichen Kontextes und seines Lebenslaufs offensichtlich. Ohne Besucher verdient ein Komiker oder Volkssänger kein Geld. Den

---

<sup>84</sup> Das Satzzeichen ? hat er ausgeschrieben („Fragezeichen“) und es würde somit mitgesprochen, das Satzzeichen ! wird nur durch Intonation hörbar.

Lebensunterhalt zu verdienen, gestaltet sich somit sehr schwierig. Zwangsvorstellungen bzw. ein Theaterzwang wäre eine mögliche Lösung des Problems.

6) „Arbeitsgelegenheit“ (ebd.: S. 104, Z. 10).

7) „Der **Staatsbürger** weiß, daß er ins Theater muß – er braucht sich kein Stück mehr herauszusuchen, er hat keinen Zweifel darüber, soll ich mir heute Tristan und Isolde anschauen – nein, er muß sich’s anschauen – denn es ist seine Pflicht.“ (ebd., Z. 20-23)

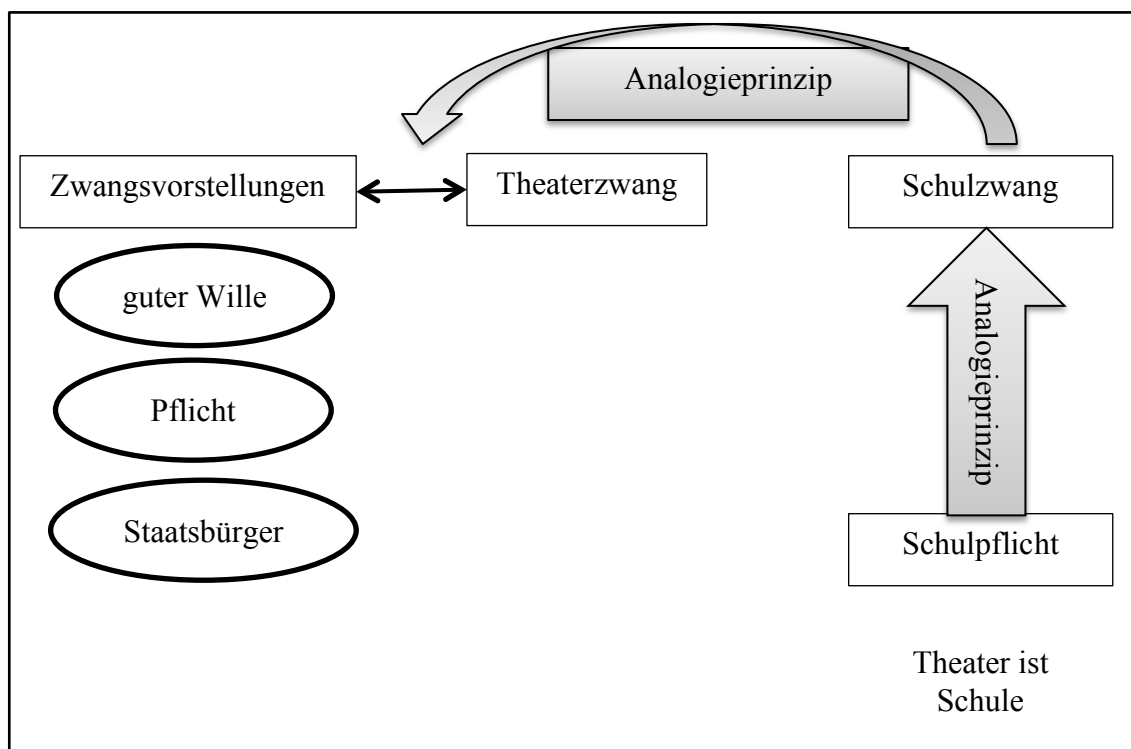


Schaubild 34

Es wird nun deutlicher, dass K.V. das Kompositum *Zwangsvorstellungen* und dessen Merkmalkomplex analog zu *Schulzwang* (wiederum eine Analogiebildung zu *Schulpflicht*) bildet und verwendet. Dem Merkmalkomplex fügt er den Aspekt hinzu, dass der Staat schließlich auch den *Schulzwang* (eigentlich: *Schulpflicht*) eingeführt hat bzw. einführen konnte, also müsste auch ein Theaterzwang bzw. müssten Zwangsvorstellungen ebenfalls möglich sein. Die Einführung einer derartigen staatsbürgerlichen Pflicht birgt – nimmt man den Monolog wörtlich – den einfachen Vorteil, dass dem Bürger damit lästige Entscheidungen abgekommen würden (siehe

Beispiel 7). Als weiteres Argument – welches das Analogieprinzip der Bildung und Verwendung untermauert – für die Einführung von Zwangsvorstellungen führt K.V. den vermeintlichen Erfolg des *Schulzwangs* (Schulpflicht) an.

- 8) „Einem Schüler graust es auch, in die Schule zu gehen, aber er geht **gern** hinein, weil er **muß**. – **Zwang!**“ (ebd.: S. 104, Z. 25-27)

Das Adverb *gern* verleiht dem sprachlichen Ausdruck in Kombination mit *Zwang* – da pejorativer semantischer Wert – eine äußerst sarkastische Färbung. Es klingt fast so, als würde K.V. eine Aufwertung des Lexems *Zwang* herbeiführen wollen.

- 9) „Nur **durch Zwang** ist heute unser Theaterpublikum zum Theaterbesuch zu **zwingen**.“ (ebd., Z. 27-28)

- 10) „Theaterbesuchspflichtige“ (ebd.: S. 105, Z. 10).

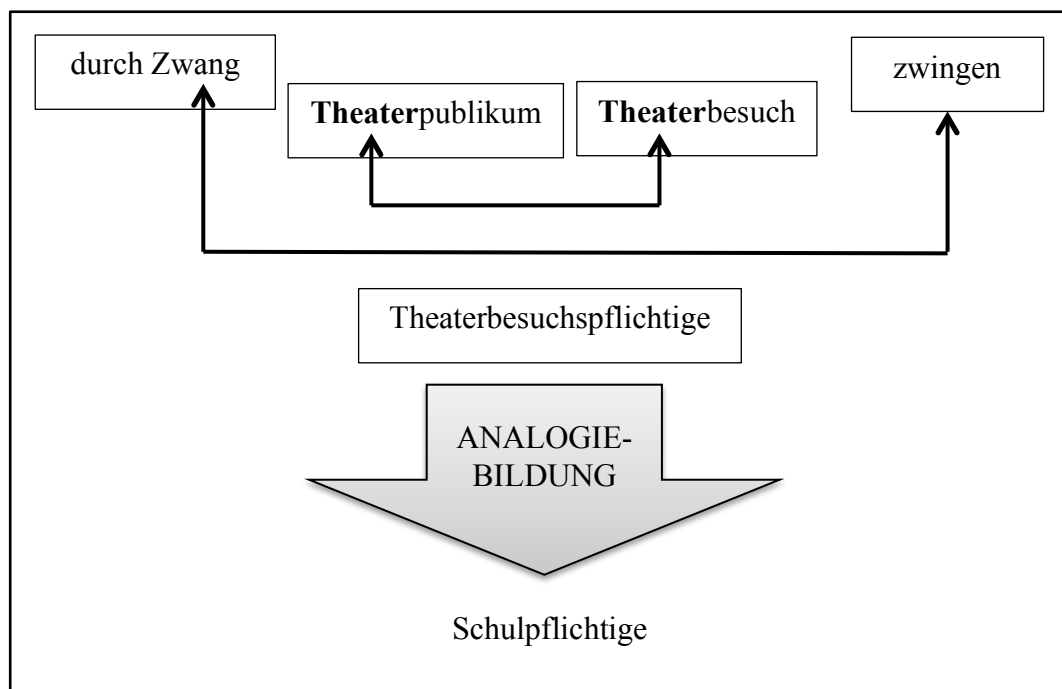


Schaubild 35

Die Wortbildung *Theaterbesuchspflichtige* ist wiederum nach dem Analogieprinzip analog zu *Schulpflichtige* gebildet. Die Doppelung des semantischen Wertes *durch*

*Zwang zwingen* steigert den sarkastischen Unterton des Monologs. Man könnte meinen, K.V. wäre der Meinung, der Zweck heilige die Mittel. Eine derartige Unterstellung würde jedoch zu weit gehen.

Ein weiteres Gestaltungsmoment dieses Monologs ist die Gegenüberstellung antonymer Lexeme.

**11) „Theaterbesucherzahl der Freiwilligen [...] Pflichtfeuerwehr.“ (ebd., Z. 11-14)**

In Beispiel 11 ist es *Freiwillige* und *Pflichtfeuerwehr*<sup>85</sup>, wobei letzteres wieder eine valentinische Analogiebildung zur *Freiwilligen Feuerwehr* ist. Es ergibt sich vorerst folgende Liste antonymer Lexeme:

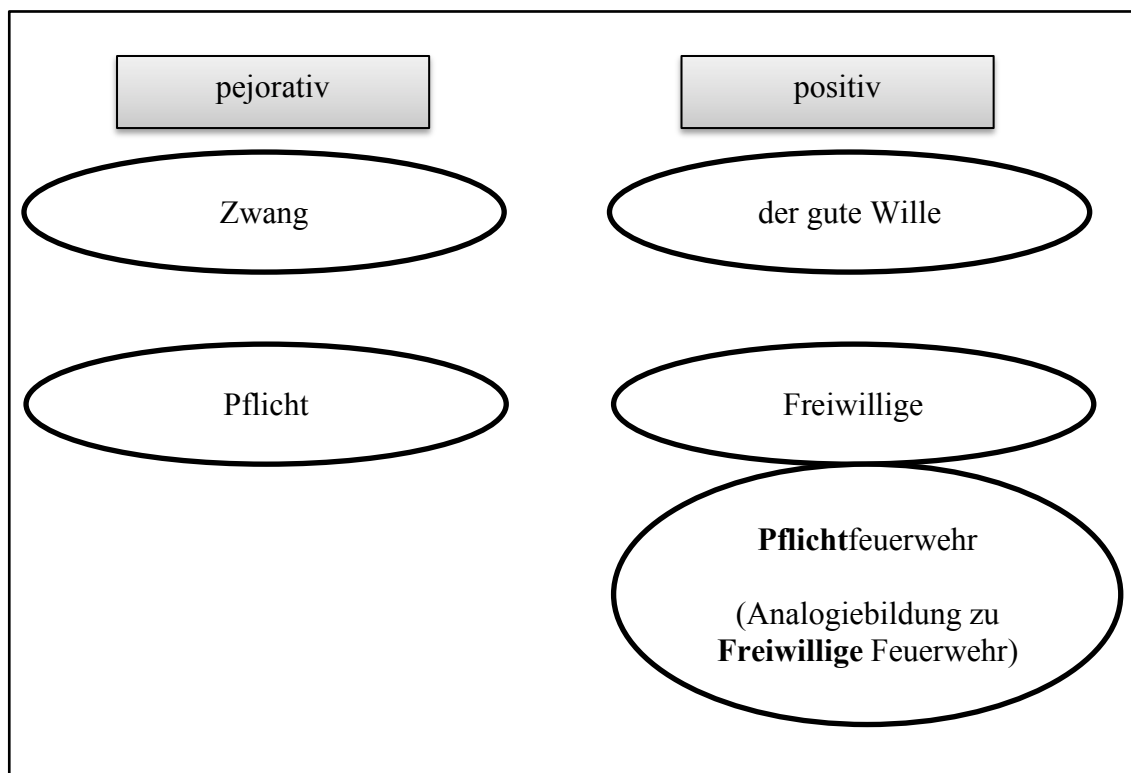


Schaubild 36

Das Ende des Monologs fasst das von K.V. gemeinte Konzept und damit den Merkmalkomplex von *Zwangsvorstellungen* zusammen:

<sup>85</sup> Das übliche konventionelle Wort wäre hier *Berufsfeuerwehr*.



12) „Nur durch solche eminente Machtmittel kann man den leeren Häusern auf die Füße helfen, nicht durch Freikarten – nein – nur durch Zwang – und zwingen kann den **Staatsbürger** nur der **Staat**!“ (ebd., Z. 30-33)

Im folgenden Schaubild werden die Lexeme und Merkmale graphisch dargestellt, die gemeinsam das Wortfeld des Monologs bilden.

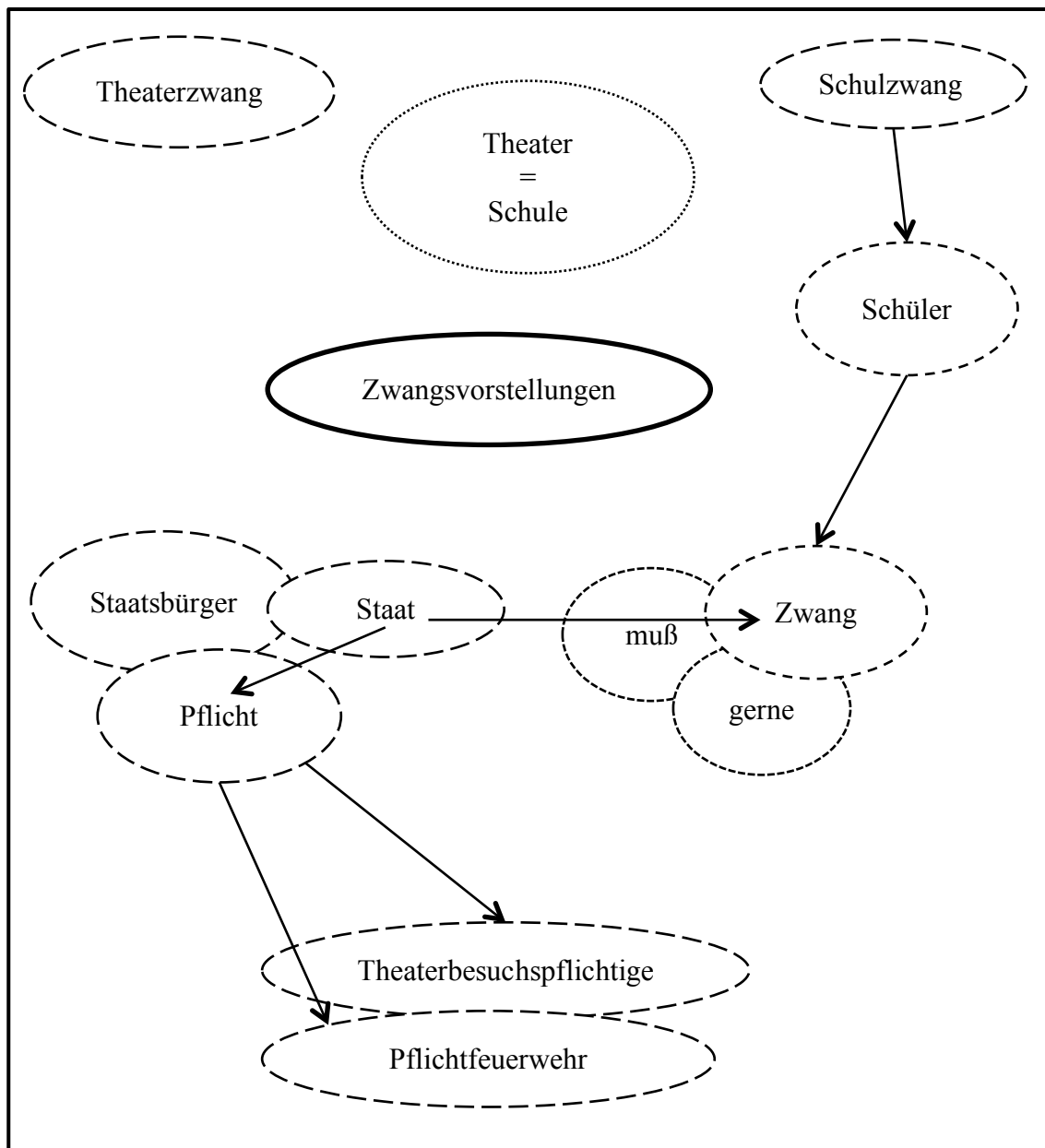


Schaubild 37: „Zwangsvorstellungen“

### 3.3.3 Wortbildungen

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

Während es im vorangegangenen Kapitel um die paraphrastische Bedeutungsbeschreibung bzw. -herleitung ging und diese als „Pseudo-Etymologie“ bezeichnet wurde, liegt der Fokus bei der Untersuchungskategorie „Wortbildungen“ auf der Wechselwirkung zwischen den semantischen Merkmalen der Wortbildungs-konstituenten und dem daraus resultierenden semantischen Wert für den sprachlichen Ausdruck. Dabei

spielt die Schreibung (z.B. „Urgroßvater“ oder „Uhrgrößvater“) im Hinblick auf den semantischen Wert, den die Wortbildung im sprachlichen Ausdruck repräsentiert, eine entscheidende Rolle.

- 1) „Sehen Sie, weil wir gerade von einer **Uhr** reden, mein **Uhrgrößvater** lebt nämlich noch, und dem wurde vor kurzer Zeit seine **Uhr** gestohlen. Seit dieser Zeit ist er jetzt jünger, denn jetzt ist er nur noch »**Großvater**«.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 12-15)
- 2) „Sehen Sie, weil wir gerade von einer **Uhr** reden [...] Mei’ **Urgrossvater**, der hat **Urban** g’heissen, dem ham’s einmal sei’ **Uhr g’stohl’n**, in dem Moment war er wieder jünger, da war er nurmehr **Grossvater**.“ (ebd., Uhr II: S. 193)
- 3) „Sie, weil wir grad von einer **Uhr** reden. Mei’ **Uhrgrößvater** is vor 20 Jahr g’sorb’n und der hat vor ungefahr 14 Tag seine **Uhr verlor’n** und durch diesen Verlust ist er wieder jünger geworden, denn dann war er nurmehr **Großvater**.“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Lediglich an der Schreibung ist zu erkennen, dass K.V. die Homophonie der Wortbildungskomponenten {Uhr-} und {Ur-} nutzt, um vermeintlich gleichwertige Wortbildungen abzuleiten. In der Schriftfassung fällt die angegliche Schreibung von „Uhrgrößvater“ (in Uhr II nicht angeglichen: „Urgrossvater“) leicht auf. In der Audiofassung ist das Publikum ausschließlich auf die lautliche Umsetzung durch K.V. angewiesen. Der mögliche Verwirrungsmoment über den Zusammenhang zwischen der *Uhr* und dem *Urgroßvater* wird nach und nach durch die folgenden Ausführungen über die gestohlene Uhr und die damit verbundene Verjüngung des „Uhrgrößvaters“ zum „Großvater“ abgebaut.

Einerseits bleibt für K.V. der semantische Wert von „Urgroßvater“ im „Uhrgrößvater“, andererseits verändert das {Uhr-} in Urgroßvater den semantischen Wert der Wortbildung, indem er durch die unkonventionelle Wortbildungskonstituente ein weiteres semantisches Merkmal hinzufügt. Die Komik K.V.s beruht hier also auf dem Sprachspiel mit der Lautgruppe [u:ɐ]. Zudem stimmen bei diesem Beispiel die Pseudo-Etymologie des „Uhrgrößvaters“ und der veränderte semantische Wert der Wortbildung überein. Bei den folgenden Beispielen verhält es sich anders.

- 4) „(ich habe extra ein **Wohnzimmer**, in dem ich **schlafe**, und im **Schlafzimmer wohne** ich)“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 16-18).
- 5) „in dem Wohnzimmer, wo ich schlaf, weil ich hab ein extra **Wohnzimmer** wo ich **schlaf**, und im **Schlafzimmer wohn** ich“ (ebd., Aquarium III: S. 184)<sup>86</sup>.

Im Rahmen der Pseudo-Etymologie werden die verbalen Wortbildungskomponenten {Wohn-} und {Schlaf-} durch den Austausch der Funktion der Räume (*Wohnzimmer*, *Schlafzimmer*) ihrer bedeutungsgebenden Rolle enthoben. Der Begriffsumfang (Extension) von „Wohnzimmer“ und „Schlafzimmer“ ist – bei einer konventionellen Verwendung – durch die verbalen Wortbildungskomponenten exklusiv auf einen bestimmten Zweck des Zimmers, also eine bestimmte Nutzung beschränkt, ebenso der Begriffsinhalt bzw. Bedeutungsgehalt (Intension) der Wortbildungen. Die „definierenden begrifflichen Merkmale“ (Bußmann 2002, S. 152) *wohnen* und *schlafen* lassen normalerweise keinen Spielraum für Assoziationen bzw. für eine Neudefinition der Wortbildung. Durch die ungewöhnliche, paraphrastische Beschreibung der „intensionalen Bedeutung“ (ebd.) torpediert K.V. die Sprachgewohnheit des Rezipienten und die konventionellen Regeln der Wortbildung im Allgemeinen. Die „extensionale Bezugnahme“ (ebd.) der Wortbildung wird unterlaufen und eine neue individuelle „intensionale Bedeutung“ (ebd.) generiert. Der semantische Wert der Wortbildungen *Schlafzimmer* und *Wohnzimmer* selbst ändert sich zwar nicht – in jedem Fall handelt es sich um einen Wohnraum –, jedoch legt K.V.s Pseudo-Etymologie etwas anderes nahe. Die Pseudo-Etymologie beschreibt demnach einen veränderten semantischen Wert, den die Wortbildung letztendlich jedoch nicht repräsentiert.

Ähnlich verhält es sich mit folgendem Beispiel:

- 6) „Da hab ich mir bei einem Uhrmacher so eine moderne Taschenuhr gekauft. Mit dieser Uhr bin ich acht Tage herumgelaufen und hab nie gewußt, wieviel Uhr es ist, weil keine Zeiger und kein Zifferblatt auf der Uhr waren und das ist doch eigentlich die Hauptsache von einer Uhr. Und weil ich mich nicht ausgekannt habe mit dieser Uhr, habe ich die **Uhr** an die **Wand** hingeworfen, weil ich geglaubt habe, daß vielleicht eine **Wanduhr** daraus werden könnte [...].“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 16-23)

---

<sup>86</sup> Dieses Beispiel wird in der Kategorie „Absurdität“ nochmals aufgegriffen.

Die „moderne Taschenuhr“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 17) versagt ihren Dienst und lässt K.V. im Unklaren über die Uhrzeit. Aus der Feststellung, sie habe „keine Zeiger und kein Zifferblatt“ (ebd., Z. 19), schließt er, dass mit diesem Zeitmessgerät etwas nicht stimmen kann. Dass die Taschenuhr jedoch nur vermeintlich keinen „Sprungdeckel“ (ebd., Z. 28) hat, ignoriert er. Die kausale Konjunktion „weil“ (ebd., Z. 19) verliert – spätestens wenn ihn der Uhrmacher über den Sprungdeckel aufklärt – ihren Wahrheitsgehalt. Der Zusammenhang besteht darin, dass er sich „nicht ausgekannt [hat] mit dieser Uhr“ (ebd., Z. 21). Dieses kausale Bekenntnis wiederum führt zu einem Versuch valentinischer Art: Die Taschenuhr soll zur Wanduhr werden. Dass K.V. ein Meister der Remotivation ist, zeigt sich hier ein weiteres Mal. Aus „die Uhr an die Wand werfen“ kann nur in der valentinischen Sprach-Welt eine *Wanduhr* werden.

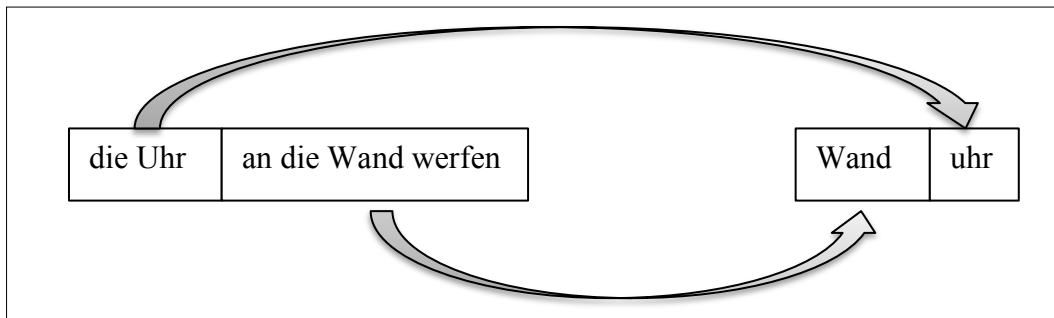


Schaubild 38

Diese Wortbildung entsteht nur durch K.V.s Eigensinnigkeit, er könne so aus einer Uhr eine Wanduhr werden lassen. In der Textvariante Uhr II vollzieht „eine moderne Taschenuhr“ (ebd., Uhr II: S. 193) die Metamorphose zu einer „moderne[n] Armbanduhr“ (ebd.), was jedoch nicht begründet, sondern einfach in den Raum gestellt wird. In jedem Fall ändert sich der semantische Wert der Wortbildung „Wanduhr“ auch bei K.V. nicht, auch wenn die Pseudo-Etymologie das suggeriert.

- 7) „Nein, sag ich zu dem Uhrmacher, das is mir zu dumm, da gebn’s mir lieber eine Wanduhr. Aber das hab ich bitter bereut, wie ich’s erstmal mit der Wanduhr spazieren gegangen bin, sind mir immer die Kettl’n und die G’wichter unter die Füß nei’ kommen. Schrecklich! Einmal und nicht wieder. – Und der Nagel hat mir

weh getan. Ja das war so a Sache mit der Uhr, eine direkte **Ursache**.“ (ebd., Uhr II: S. 193-194)

Nachdem sich die Wahl der Wanduhr keineswegs als die bessere Wahl erwiesen hat, bleibt die Frage nach dem besonderen Merkmal weiterhin unbeantwortet. Das Merkmal [+tragbar] bzw. die Möglichkeit damit spazieren gehen können, kann es schlussendlich nicht sein. Anders als beim Beispiel des „Uhr Großvaters“ hat K.V. die Schreibung von „Ursache“ nicht angeglichen. So wird der veränderte semantische Wert der Wortbildung nur durch die Pseudo-Etymologie repräsentiert, nicht jedoch durch die Wortbildung selbst.

Im Laufe des Monologs „Die Uhr von Löwe [sic]“ spielt K.V. mit weiteren Wortbildungen deren Präfix der Lautgruppe [u:ɐ] angehört:

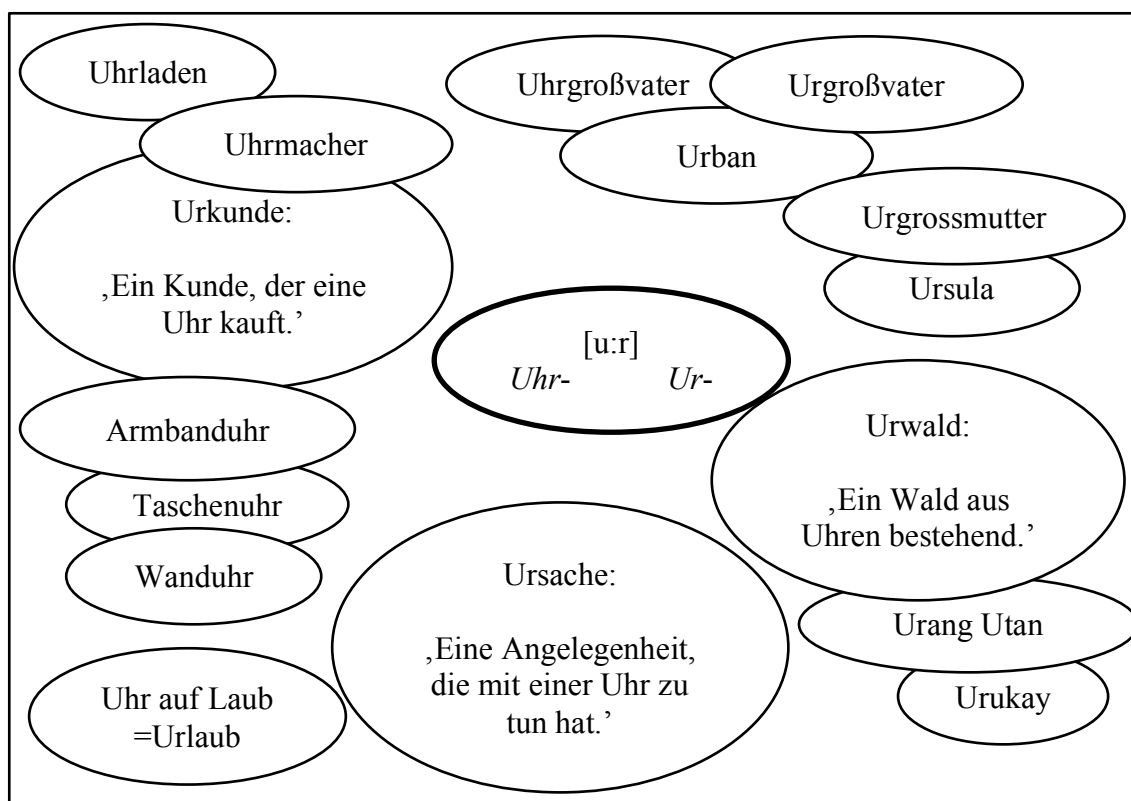


Schaubild 39: Pseudo-Wortfeld<sup>87</sup> mit Erst- oder Zweitglied [u:ɐ]

<sup>87</sup> Im Schaubild (39) werden die Wortbildungen mit dem Präfix der Lautgruppe [u:r] aus den drei Texten (Uhr I, Uhr II und Uhr III) zusammengefasst. Die Schreibung der Wortbildungen wurde von den K.V.-Texten übernommen. Einige der Beispiele wurden bereits in der Kategorie „Pseudo-Etymologien“ besprochen.

### 3.4 Absurder Nonsens

#### 3.4.1 Absurdität

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
20	MFAF	Magnet – Fisch – Angel – Fix! (Keine Textvarianten, SW 1, S. 136-137)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Brilliantfeuerwerk, Paul Hugendubel Verlag, München 1938, S. 110-113.	wahr- schein- lich 1930er	1938

Im Zentrum der vorangegangenen Analysen stand die in einer Kommunikationssituation verwertbare Information, die an sprachliche Zeichen gekoppelt ist. Es wurde aufgezeigt, wie K.V. das Potenzial sprachlicher Zeichen nutzt und die durch die Sprachkonvention gesetzten Grenzen und damit auch die Sprachgewohnheit in Frage stellt. Der Aspekt „Sinn“ findet sich grundsätzlich in jeder Kategorie wieder, im Besonderen jedoch im Kapitel „Sinnrelationen und Sinnkonstitution“, in dem der Fokus auf der Sinnhaftigkeit sprachlicher Ausdrücke und deren sinnhafter Kombination lag. In den vorangegangenen Kategorien wurde K.V.s Spiel mit dem Potenzial sprachlicher Ausdrücke als Konglomerat von Merkmalen und als Manifestation einer Vorstellung oder eines Konzepts beschrieben. Dass K.V. das Potenzial sprachlicher Zeichen und Ausdrücke ausschöpft und nutzt, wurde hinreichend belegt.

Auch in der hier behandelten Kategorie spielt Sinnhaftigkeit eine Rolle, mit dem Unterschied, dass es hier um die Absurdität<sup>88</sup> sprachlichen Handelns geht. Die absurde sprachliche Handlung umfasst sowohl die Widersinnigkeit der Relation zwischen sprachlichem Ausdruck und deren Repräsentanz in den realen, außersprachlichen Objekten und Sachverhalten als auch – und vor allem – die Absurdität von Thema (woüber eine Aussage gemacht wird) und Rhema (das, was ausgesagt wird). Dass K.V. nicht nur mit Sprache gespielt hat, sondern auch die außersprachliche Objektwelt seinen Vorstellungen entsprechend geformt haben wollte, wird an seinem Panoptikum<sup>89</sup> deutlich. Er vermittelt den Eindruck, dass die (sprachliche) Materie nach unseren Vorstellungen formbar ist bzw. sich entsprechend verändern lässt und damit auch die Realität.

Peter von Polenz stellt das in der Linguistik gewohnheitsmäßig verwendete Verb „referieren“ auf den Prüfstand. In diesem Zuge hinterfragt er, ob dieses „im Sinne einer vorpragmatischen ‚Referenzsemantik‘ [zu verstehen ist], in der die Bedeutung der Wörter zu einfach als abstrakte direkte Relation zwischen Sprache und Wirklichkeit gesehen wurde, ohne Rücksicht auf Sprachinhalts-Bewußtsein einer Sprachgemeinschaft und auf Sprachhandlungen der Sprachbenutzer“ (von Polenz 2008, S. 118). Im Hinblick auf K.V. scheint der Kernaspekt hier die „abstrakte [...] Relation“ (ebd.) zu sein, denn im Folgenden nennt er für „die abstrakte lexikalsemantische Beziehung zwischen Wort und Wirklichkeit (oder Wort und Begriff von der Wirklichkeit [...] eindeutiger Fachtermini: denotieren, Denotation, Denotat“ (ebd.).

Das hieße, wenn ein sprachliches Zeichen ein Bezugsobjekt der Wirklichkeit denotiert und seinen Sinn durch deren Existenz erhält, ergäbe sich durch die Existenz<sup>90</sup> des bezeichneten (wenn auch absurden) Bezugsobjekts<sup>91</sup> auch die Grundlage eines neuen, wenn auch absurden, sprachlichen Zeichens oder Ausdrucks. Für die Analyse der (absurden) Sprachhandlungen und der eigenwilligen Sprachverwendung K.V.s bedeutet das – vom satzsemantischen und pragmatischen Standpunkt aus und dieser wurde bisher

---

<sup>88</sup> „absurd: sinnlos, widersinnig [...] ad absurdum“ (DWDS online).

<sup>89</sup> Im Panoptikum hat K.V. diverse Skurrilitäten ausgestellt. Eine Bestandsliste (Stand 1938) ist in SW 9 (S. 60-70) zu finden. Im Valentin Karlstadt Musäum befinden sich heute zahlreiche „dem Valentinschen Panoptikum nachempfundene Objekte wie der legendäre Winterzahnstocher und die geschmolzene Schneeplastik“ (<http://www.valentin-musaeum.de/de/musaeum/musaeum.php>).

<sup>90</sup> Im Sinne von ‚vorhanden sein in der außersprachlichen Bezugswelt‘.

<sup>91</sup> Siehe Objekte des Panoptikums.



in dieser Arbeit eingenommen –, dass K.V. das mannigfaltige und oft unausgeschöpfte Potenzial von Sprache nutzt.

Die Inferenzforschung bietet einen weiteren Ansatz für die Analyse der Sprache K.V.s der Kategorie „Absurdität“:

„Unter Verständigung verstehen wir den Prozeß, der dazu dient, dass Interaktions-  
teilnehmer zu einem ihren Erwartungen entsprechenden und am Interaktionsziel orien-  
tierten Maß an Ähnlichkeit der Bedeutungszuschreibung zu vorgegebenen Objekten  
gelangen.“ (Kindt/Weingarten 1984, S. 194)

Ein erfahrener K.V. -Rezipient dürfte Absurdes erwarten und das Interaktionsziel ist die Unterhaltung des Publikums (bzw. des Rezipienten). Was das „Maß an Ähnlichkeit der Bedeutungszuschreibung zu vorgegebenen Objekten“ (ebd.) betrifft, so dürfte die von K.V. provozierte Verwirrung bezüglich eigenwilliger Bedeutungszuschreibungen Teil der Erwartung des Publikums (der Rezipienten) an den Unterhaltungswert sein. Somit wird K.V. und seine „individuell konstituierte Realität“ (ebd.) zum „Bezugssystem“ (ebd.) für die Verständigung zwischen K.V. und seinem Publikum (seinen Rezipienten). Die Gültigkeit der valentinischen „individuell konstituierten Realität“ (ebd.) hält jedoch nur für die Dauer der Rezeption seiner sprachlichen Produktionen an, darüber hinaus hat sie keine verbindliche Gültigkeit, denn: „eine Realität hat nur für einen bestimmten Zeitraum Bestand, genauer gesagt wird sie fortlaufend durch Annahme neuer Elemente verändert. Das Realitätskonzept dient uns dazu, eine Sprechweise für mögliche Kategorisierungen bzw. für die Geltung von Aussagen einzuführen; dabei gehen wir davon aus, daß die Geltung von Aussagen bezüglich einer Realität selbst zeitlich zu relativieren und gegebenenfalls durch Angabe eines Geltungsgrades einzuschränken ist“ (ebd., S. 195).

Am Monolog „Magnet – Fisch – Angel – Fix! Eine zeitgemäße Erfindung“ (SW 1, MFAF: S. 136-137) lässt sich beispielhaft die individuell konstituierte Realität K.V.s zeigen. K.V. war nicht nur Komiker auf der Bühne, sondern auch Musiker und Erfinder. Zahlreiche seiner selbst gebauten Erfindungen oder einfach absurd arrangierten Gegenstände hat er in seinem Panoptikum ausgestellt. Das „Emfaf“ (ebd., Z. 19) gehör-

te jedoch nicht zum Inventar seines Museums<sup>92</sup>. Dabei handelt es sich um einen „Angelmagnet“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 32), eine weniger brutale Alternative zu „dem scheußlichen Mordinstrument, »Angelhaken« genannt“ (ebd., Z. 31). Durch die Fütterung der Fische tags zuvor mit einer „Patentbrotkügelchenmischung“ (ebd., S. 137, Z. 14), die „»Regenwurmblut« und »Eisenpfeilspäne«“ (ebd., Z. 16) enthält, hat „der Fisch »Eisen« in sich“ (ebd., Z. 8), wodurch das Angelmagnet seine Wirkung auf den Fisch entfalten kann. Um die Wirkung des neuartigen Angelwerkzeugs zu steigern, wird dieser nach Entfernen des Fisches „»abgetrocknet« (da er im trockenen Zustande mehr Anziehungskraft besitzt)“ (ebd., Z. 22-23). Die Genialität dieser Erfindung liegt hauptsächlich in der sanfteren Art und Weise des Fischens, ist jedoch mit größerem Aufwand für den Angler verbunden, da dieser die Fische erst mit dem ebenfalls von K.V. erfundenen Kügelchen anfüttern muss.

Die Absurdität ist auf mehreren Ebenen zu finden: 1) die Motivation zur Sprachproduktion; 2) die beschriebenen Handlungen; 3) die beschriebenen Gegenstände (bzw. Objekte); 4) die Neologismen. Überhaupt ein derartiges, der Realität fernes Thema zum Gegenstand eines Textes zu machen, also die Motivation zur Produktion (1) dieses Textes, kann bereits als absurd bezeichnet werden. Die beschriebenen Handlungen und Gegenstände (2 und 3), deren tatsächliche Existenz suggeriert wird, können ebenfalls als absurd bezeichnet werden. Aus den für diesen Monolog produzierten Neologismen kann ausschließlich in diesem speziellen Kontext ein Aussage- bzw. Sinngehalt gefunden werden. Aus sprachökonomischer Sicht stellt sich hier die Frage nach der Sinnhaftigkeit derart kurzlebiger Sprachproduktionen. Allerdings wären Genres wie Science-Fiction ohne monokontextabhängige sprachliche Zeichen und Ausdrücke (Neologismen) nicht möglich. Beide, sowohl die K.V.-Texte als auch Science-Fiction-Texte, dienen der Unterhaltung und ihre nachhaltige Weiterexistenz und Beurteilung hängt von der Akzeptanz durch das Publikum ab. Absurdität wird so zu einem weiteren Gestaltungsmoment künstlerischer Produktionen.

Im Monolog „Das Aquarium“ (SW 1, Aquarium I: S. 13-15, Aquarium II: S. 182-184, Aquarium III: S. 184-185) lässt sich eine weitere Variante absurder Sprachhandlung feststellen. Vorab eine Gegenüberstellung der Textvarianten und der betreffenden Textabschnitte:

---

<sup>92</sup> Vgl. „Panoptikum. Bestandsaufnahme am 1. Juni 1938“: SW 9, S. 60-70.

	Aquarium I	Aquarium II	Aquarium III
1	„in der Sendlingerstraße“ (S. 13, Z. 6)	„in der ...rstraße“ (S. 182)	„in der Sendlingerstraße“ (S. 184) (S. 184)
2	„in den Häusern“ (S. 13, Z. 9)	„in den Häusern“ (S. 182)	„in den Häusern“ (S. 184)
3	„Wohnzimmer, in dem ich schlafe, und im Schlafzimmer wohne ich“ (S. 13, Z. 17-18)		„ich hab extra ein Wohnzimmer, wo ich schlaf, und im Schlafzimmer wohn ich“ (S. 184)
4	„ein Aquarium“ (S. 13, Z. 18-19) „Vogelkäfig“ (S. 13, Z. 26) „Goldfische ins Vogelhaus [...] Kanarienvogel ins Aquarium“ (S. 13, Z. 35-36)	„ein direktes Aquarium“ (S. 183) „Vogelhaus“ (S. 183) „Goldfische ins Vogelhaus [...] Kanarienvogel ins Aquarium“ (S. 183)	„ein Aquarium“ (S. 184) „Vogelhaus“ (S. 185) „Goldfisch ins Vogelhaus und den Kanarienvogel ins Aquarium“ (S. 185)
5	„Goldfisch ist über den Rand geschwommen“ (S. 14, Z. 11)	„ein Goldfisch rausg'fall'n aus dem Aquarium“ (S. 184)	„ein Goldfisch is über den Rand nausgeschwommen“ (S. 185)
6	Verkaufsszenario der Fische und des Aquariums (S. 14, Z. 23-36, S. 15, Z. 1-4) „Denn geht man schnell mit dem fischgefüllten Aquarium, dann schwabbelt immer das Wasser raus und die Fische werden seekrank.“ (S. 14, Z. 30-32)		
7	„ich nahm den Fisch und warf ihn in die Isar, und er ertrank“ (S. 15 Z. 8-9)	„ich nehm den Fisch und trag denselben in die Isar und tu ihn ertränken“ (S. 184)	„Münchner Hausbrot [...] nuntergewürgt und ist verendet“ (S. 185)

Der erste Abschnitt (Beispiel 1 und 2) umfasst die absurd genau beschriebene Verortung von K.V.s Wohnung: Beispiel 1 wurde bereits in der Kategorie „Sprachliche Übergenauigkeit und Ungenauigkeit“ und Beispiel 2 in der Kategorie „Wortbildungen“ behandelt. Die wiederholte Listung der Textstellen trägt dem Umstand Rechnung, dass manche sprachliche Gestaltungen mehreren Kategorien zugeordnet werden können<sup>93</sup>, je nachdem von welchem Blickwinkel aus der sprachliche Ausdruck betrachtet wird. Die Absurdität der Beispiele 1 und 2 liegt zum einen in der sprachlichen Übergenauigkeit, da diese hier für die Verstehenssicherung unnötig ist, zum anderen im Hinterfragen der Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks selbst. Der sprachliche Ausdruck „in der Sendlingerstraße“ dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach keine Missverständnisse verursachen, demnach ist das Hinterfragen der semantischen Exaktheit der Wortgruppe eine Steigerung der bereits bestehenden Absurdität. Die Sprachhandlung als solche, also den sprachlichen Ausdruck überhaupt in seiner Eindeutigkeit durch weitere übergenaue Formulierungen zu durchleuchten bzw. zu hinterfragen, ist per se absurd. Dies trifft auch auf alle weiteren Beispiele zu und wird deswegen nicht mehr explizit genannt.

Die Absurdität der Beispiele 3 – dieses Beispiel wurde ebenfalls bereits in der Kategorie „Denotation vs. Konnotation“ unter „Wortbildungen“ näher beschrieben – und 4 besteht in der Verdrehung der sinngebenden Funktion der Wortbildungskomponenten <Wohn-> und <Schlaf-> bzw. der Platzierung des Fisches im Aquarium und des Vogels im Vogelkäfig.

In den bisherigen Kategorien wurde der Terminus Nonsens (bzw. Unsinn, Sinnentleertes) im Hinblick auf satzsemantische Sinnrelationen und Sinnkonstitution im satzsemantischen Sinne verwendet und die sprachlichen Produktionen aus diesem Blickwinkel betrachtet. An diesem Beispiel wird der Begriff *Absurdität*, der ebenfalls etwas Sinnloses oder Widersinniges bezeichnet, im Hinblick auf die sprachliche Produktion als Handlung und die beschriebene Handlung selbst deutlich. Beispiel 5 schließt sich den Beispielen 3 und 4 an. Hier ist es nicht die von K.V. durchgeführte Handlung, sondern das absurde Geschehen, dass ein Fisch über den Rand eines Aquariums schwimmt (vgl. Aquarium I und III) oder ein Fisch aus dem Aquarium herausfällt (vgl. Aquarium II). K.V. bedauert, dass der Fisch nicht aus Eisen ist, dann hätte er „einen Magnet genommen, und die Sache wäre erledigt gewesen“ (SW 1,

---

<sup>93</sup> Siehe Beispiel „Wanduhr“ in den Kategorien „Pseudo-Etymologien“ und „Wortbildungen“.

Aquarium I: S. 14, Z. 18-19). Die Parallele zum Monolog „Magnet – Fisch – Angel – Fix!“ ist deutlich und das absurde Thema „Fisch aus Eisen“ kommt bei K.V. in verschiedenen Monologen vor<sup>94</sup>.

Das absurde Verkaufsszenario (Beispiel 6) kommt nur in der Textfassung Aquarium I vor und beschreibt den Verkauf in verschiedenen Konstellationen: die Fische mit Aquarium, nur das Aquarium, nur die Fische. Zudem thematisiert K.V. in Beispiel 6 den Transport des „fischgefüllten Aquarium[s]“ (SW 1, Aquarium I: S. 14, Z. 31).

Beispiel 7 bildet das Ende des Monologs in allen drei Textfassungen. Der Tod bzw. die Tötung des Fisches geschieht auf unterschiedliche Art und Weise: Einmal ertrinkt der Fisch in der Isar, das zweite Mal wird er von K.V. in der Isar ertränkt und das dritte Mal erstickt der Fisch an Münchner Hausbrot. Sollte der Monolog noch nicht genug Absurditäten für den Rezipienten beinhaltet haben, so bekommt er in diesem Fisch einen absurden, tragischen Helden, der auf solche Weise sein Leben verliert.

---

<sup>94</sup> Weitere Belege werden im Anhang unter „Valentinische Wörter und Phrasen“ genannt.

### 3.4.2 Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

Eines der Mittel, die K.V. einsetzt, um provozierte Verwirrung zu erzeugen, ist das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten. Etwas kann nur dann selbstverständlich sein, wenn es „aus sich selbst heraus verständlich [ist] und keiner besonderen Begründung“ (DUDEN Bd. 10, 2002, S. 813) bedarf.

Im Kontext einer kommunikativen Situation sollte gewährleistet sein, dass der Sachverhalt und die dazugehörigen Umstände sowohl dem Produzenten als auch dem Rezipienten bekannt und für alle Beteiligten gleichermaßen selbstverständlich sind. Mit anderen Worten: Das Bezugssystem „kollektiv konstituierte Realität“ (Kindt/Weingarten 1984, S. 194) bzw. der Bezugsrahmen „Allgemeines Bezugswissen“ (von Polenz 2008, S. 103) und „gemeinsame[s] Vorwissen“ (ebd., u.a. S. 125) sollten für alle Beteiligten verbindlich sein.

Betrachtet man mit Hilfe der folgenden Synonymgruppe den Merkmalkomplex von „Selbstverständlichkeit“, so fällt auf, dass es auch hier wieder um eine Art Nonsens geht.

„Synonymgruppe: Allgemeinplatz, Banalität, Binsenwahrheit, Binsenweisheit, Floskel, Gemeinplatz, Klischee, Leerformel, Phrase, Platitude (frz.), Plattitüde, Schlagwort, Selbstverständlichkeit, Sprachhülle, Sprechblase (fig., journal.), Trivialität, einfache Formel, hohle Phrase (umgangssprachlich), leeres Gerede, leeres Stroh (dreschen) (umgangssprachlich), nichts sagende Redensart, nichtssagende Redensart, sinnentleerte Chiffre (gehoben)“ (DWDS online)

Eine Selbstverständlichkeit kann nicht per se eine „sinnentleerte Chiffre“ (siehe Synonymgruppe) sein, sie wird es erst beispielsweise durch ihre (detaillierte) Explikation, wenn dafür keine Notwendigkeit besteht. Wenn K.V. in seinen Texten durch eine ausführliche Behandlung von Selbstverständlichkeiten deren Allgemeingültigkeit und Allseits-Bekannt-Sein hinterfragt, prallen dadurch die valentinische „individuell konstituierte [und die] kollektiv konstituierte Realität“ (Kindt/Weingarten 1984, S. 194 ff.) aufeinander und das Vorwissen der Rezipienten wird für den Verstehensprozess nutzlos. Der Nonsens ergibt sich so aus der Perspektive des Rezipienten, der sein Vorwissen und das gewohnte, normierte, konventionelle Bezugssystem (z.B. physikalische Gesetze) nicht mehr für die Sinnkonstitution heranziehen kann.

- 1) „Das Aquarium hat ringsherum vier Glaswände, und unten hat es einen Boden, der das Wasser hält.“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 23-26)

- 2) „Wenn Sie nämlich oben Wasser hineinschütten würden, und der Boden wäre nicht da, da könnten Sie ja oben zehn, zwanzig oder dreißig Liter hineinschütten – das würde alles wieder unten hinauslaufen.“ (ebd., Z. 23-26; siehe auch Aquarium II: S. 183 und Aquarium III: S. 185)
- 3) „Bei einem Vogelkäfig [...]. Da sind die Wände nicht aus Glas, sondern aus Draht. Es wäre ja auch ein Riesenunsinn, wenn's beim Aquarium ebenso wäre, weil das Aquarium das Wasser nicht halten könnte. Da lief ja das Wasser immer neben dem Draht heraus.“ (ebd., Z. 28-31; siehe auch Aquarium II: S. 183 und Aquarium III: S. 185)

Die Beschaffenheit eines Aquariums dürfte als Bezugswissen der Rezipienten vorausgesetzt werden können. Selbst wenn dies nicht der Fall ist, so kann man doch von dem allgemeinen Vorwissen über die Notwendigkeit eines Bodens (siehe Beispiel 1) bei einem Aquarium ausgehen. Die Folgen eines Nicht-Vorhanden-Seins eines Bodens (siehe Beispiel 2) dürften ebenfalls als selbstverständlich angesehen werden. Die durch die Explikation bereitgestellten Informationen zur als selbstverständlich anzunehmenden Beschaffenheit eines Aquariums sind für den Rezipienten nicht verwertbare Leerstellen. Ebenso der Vergleich der Beschaffenheit eines Vogelkäfigs und eines Aquariums (siehe Beispiel 3).

- 4) „Ja, und ich habe eben in meinem Aquarium Goldfische, und in meinem Vogelkäfig hab' ich einen Vogel.“ (ebd., Z. 33-34, S. 14, Z. 1-6; siehe auch Aquarium II: S. 183 und Aquarium III: S. 185)

Diese Selbstverständlichkeit (Beispiel 4) unterläuft K.V. im Folgenden, indem er die Tiere in das jeweils andere Behältnis setzt. Diese Verdrehung ähnelt in der sprachlichen Strategie der Neudefinition von *Wohnzimmer* und *Schlafzimmer*<sup>95</sup>.

K.V. formt jedoch nicht nur die Merkmalstruktur sprachlicher Zeichen nach seinen Vorstellungen, sondern auch die Natur-Gesetze folgen im Monolog seiner individuell konstituierten Realität:

---

<sup>95</sup> Siehe auch Kapitel „Wortbildungen“ und „Absurdität“.



- 5) „Und nun ist das Wasser zwei Zentimeter hoch übers Aquarium hinausgestanden.“  
(ebd., S. 14, Z. 8-10)

Dass das Wasser zwei Zentimeter über den Rand des Aquariums hinausstehen kann, ist keine Selbstverständlichkeit, sondern genau das Gegenteil. Die physikalische Unmöglichkeit macht den sprachlichen Ausdruck – ebenso wie die Explikation von Selbstverständlichkeiten – zu einer semantischen Leerstelle.

In „Das Aquarium“ waren physikalische Gesetzmäßigkeiten und die Beschaffenheit von Gegenständen im Fokus der absurden Sprachproduktion, während in „Die Uhr von Löwe [sic]“ Handlungen im Mittelpunkt stehen.

- 6) „Gestatten Sie, daß ich Ihnen ein schönes Lied vortrage, und zwar die Ballade »die Uhr« von Löwe [sic]. Setze voraus, daß ich mich bei diesem Vortrage selbst begleite, weil ich mich, Gott sei Dank, selbst begleiten kann. Erst kurz habe ich mich selbst nach Hause begleitet, das hat zwar sehr dumm ausgesehen, wie ich so allein neben mir hergegangen bin, aber die Hauptsache ist, daß ich mich selbst begleiten kann.“ (ebd., Uhr I: S. 24-25, Z. 33-36, 1-3)
- 7) „Sehr geehrte Damen und Herren, ich erlaube mir Ihnen jetzt ein Lied vorzutragen. Die Herrschaften müssen schon entschuldigen, daß ich mich einer Zihter [sic] bediene, ich bin nämlich dem Pianisten 3.- Mark schuldig und weil ich ihm de net zahlt hab, begleitet’ er mich nimmer. Dös macht nix, dann begleitet ich mich halt selber. Kürzlich hab ich mich sogar selber heimbegleit’, allerdings hat das furchbar [sic] dumm ausg’schaut, wie ich da so allein neben mir [h]ergangen bin.“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Die einleitende Sequenz, in der sich K.V. selbst begleitet<sup>96</sup>, kommt nur in Uhr I und Uhr III vor, in Uhr II steigt er gleich in medias res ein. Bei diesen beiden Textfassungen spielt K.V. gleich eingangs mit zwei Selbstverständlichkeiten: Man kann sich nicht selbst nach Hause begleiten, allerdings ist es allgemein bekannt, dass er in der Lage war, sich musikalisch zu begleiten. Seine musikalische Begabung, die er hier betont, war zu Beginn seiner Karriere vielleicht nicht allgemein bekannt. Für die Aufführungen

---

<sup>96</sup> Siehe auch Kapitel „Mehrdeutigkeit: Ambiguität und Vagheit“ und im folgenden Kapitel „Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten“.

in späteren Jahren darf man jedoch davon ausgehen, dass das Publikum mit diesem Talent K.V.s vertraut war. Dennoch verzichtet K.V. auch in späteren Fassungen nicht auf diese Pointe. Das Überraschungsmoment, der durch die Gegenüberstellung des reflexiven und des nicht-reflexiven Verbs erzeugt wird<sup>97</sup>, und die Positionierung am Anfang des Monologs ziehen die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publikums auf sich.

- 8) „Sehen Sie, wie mir mein Vater das Gitarrespielen hat lernen lassen, hat er mir bei einem Tändler eine ganz alte Gitarre gekauft, auf der Gitarre war keine einzige Saite mehr drauf; also nicht einmal eine – aber mein Vater hat gesagt, zum Lernen ist die gut genug.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 7-10)

Die „ganz alte Gitarre“ (ebd.: Z. 8), die K.V. von seinem Vater erhält, um das Gitarrespielen zu erlernen, hat „keine einzige Saite“ (ebd.: Z. 9). Nun sei jedoch die Gitarre „zum Lernen [...] gut genug“ gewesen. Im allgemeinen Verständnis wird allerdings vorausgesetzt, dass das Erlernen eines Instruments und das spätere Spielen darauf nur auf einem voll funktionstüchtigen Instrument möglich sind. Die sprachliche Konvention wurde hier nicht verletzt, sehr wohl jedoch, dass sich die Dingwelt nach logischen und bestimmten Regeln richtet. Die „individuell konstituierte Realität“ (Kindt/Weingarten 1984, S. 194) kollidiert mit der normierten „kollektiv konstituierten Realität“ (ebd.), die auf evaluierbaren Erfahrungswerten basiert. Die Neugestaltung der Dingwelt in den K.V.-Texten bringt eine valentinische Dingwelt hervor, in der alles möglich zu sein scheint. Welche psychologischen Aspekte daraus abzulesen sind, bleibt für diese Arbeit im Bereich der Spekulationen und wird Experten der Psychologie überlassen.

- 9) „’s Schönste war des, mit 8 Jahr hat er mich’s Zitherspielen lernen lassen und da hat er mir bei ein’m Tandler a Zither kauft, also an ganz alten Scherb’n und da war koa oanzige Sait’n mehr drauf; aber mei Vater hat gmoant, zum lernen tuats de scho.“ (SW 1, Uhr III: S. 194)

---

<sup>97</sup> Siehe auch folgendes Kapitel „Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert“.

Während das Erlernen mittels eines nicht funktionstüchtigen Instruments in Uhr II gänzlich weggelassen wird, verwendet es K.V. in Uhr III abermals. Die einzige Abwandlung gegenüber Uhr I besteht im verwendeten Instrument – hier ist es eine Zither. Aber auch hier ist es „an ganz alten Scherb’n und da war koa oanzige Sait’n mehr drauf“ (ebd.). Der Vater ist in den Textvarianten Uhr I und Uhr III ein Vertreter der valentinischen Weltanschauung, da er bestimmt, dass das Instrument ausreichend sei. Somit übernimmt die Figur des Vaters die Aufhebung der Selbstverständlichkeit, indem er proklamiert: „zum lernen tuats de scho“ (ebd.). Grundsätzlich geht die Relativierung von konventionalisierten Selbstverständlichkeiten von der Figur K.V. selbst aus, hier wird sie auf eine andere Figur übertragen.

In den K.V.-Texten ist oft festzustellen, dass sich manche Elemente wiederholen. Dass dies in den Textvarianten Uhr I, Uhr II und Uhr III der Fall ist, darf nicht weiter verwundern, wenn diese Elemente jedoch auch in anderen Texten auftauchen, so kann behauptet werden, dass es sich um ein valentinisches Thema handelt<sup>98</sup>. Hierzu gehört zum Beispiel die „Uhr“ als Gegenstand des Sprachspiels.

**10)** „Die Uhr von Löwe [sic]. – Jch wohne gleich beim Jsartor – und wenn ich in der Früh nausgeh aus’m Haus hab ich die grosse Uhr vor mir, ich bräucht eigentlich gar koa Taschenuhr, weil wenn ich da in der Früh vorbeigeh, schau ich immer auf die grosse Jsartoruhr und da merk ich mir dann den ganzen Tag wie viel Uhr dass is.“ (ebd., Uhr II: S. 193)

Die Turmuhr des Isartors kommt nur in dieser Textvariante (Uhr II) vor. Hier eröffnet sie die Beschreibung einer Serie von Uhr-Experimenten (Turmuhr, Taschenuhr, Wanduhr, Armbanduhr), die K.V. in allen drei Textvarianten inszeniert<sup>99</sup>.

Dass er die Uhrzeit von der „grosse[n] Uhr“ ablesen kann, ist selbstverständlich und zutreffend, so auch das Sich-Merken einer Uhrzeit. Die Gültigkeit ein und derselben Uhrzeit für den ganzen Tag läuft jedoch aller Logik zuwider. Die Zeit als nicht statisch festgeschrieben, sondern als chronologisch fortlaufend entzieht sich gänzlich der Möglichkeit, sich „dann den ganzen Tag [zu merken] wie viel Uhr dass is“ (ebd.).

---

<sup>98</sup> Siehe hierzu weitere Beispiele im Anhang „Valentinische Wörter und Phrasen“.

<sup>99</sup> Das Uhr-Experiment wurde in den Kategorien „Pseudo-Etymologien“ und „Wortbildungen“ ausführlich besprochen.

Ein jeder Mensch lernt die Uhr zu lesen und in diesem Zusammenhang wird man mit der sozio-kulturellen Regel des Pünktlich-Seins vertraut gemacht. Damit verbindet sich eine lineare Vorstellung der Zeit, die wiederum in zeitliche Einheiten teilbar ist – Jahre, Monate, Wochen, Tage, Stunden, Minuten, Sekunden. Der gesellschaftliche Alltag wird durch die Zeitmessung einheitlich und für alle verbindlich strukturiert. Die Zeit vergeht jedoch und eine Uhrzeit ist ein punktuell und vergänglich Moment. K.V. reduziert diesen Aspekt des alltäglichen Lebens auf ein so geringes Minimum, dass es real nicht mehr praktikabel ist, jedoch durch seine Absurdität in die valentinische Welt passt, die sich den Eigenheiten K.V.s anpasst.

Nun folgt eines der absurden Uhr-Experimente K.V.s, dessen Ausgangspunkt ein nicht selbstverständlicher Umgang mit dem Zeitmesser ist.

11) „Da hab ich mir bei einem Uhrmacher so eine moderne Taschenuhr gekauft. Mit dieser Uhr bin ich acht Tage herumgelaufen und hab nie gewußt, wieviel Uhr es ist, weil keine Zeiger und kein Zifferblatt auf der Uhr waren und das ist doch eigentlich die Hauptsache von einer Uhr. Und weil ich mich nicht ausgekannt habe mit dieser Uhr, habe ich die Uhr an die Wand hingeworfen, weil ich geglaubt habe, daß vielleicht eine Wanduhr daraus werden könnte, aber sie ist in tausend Scherben zerbrochen und unter diesen Scherben habe ich herausgefunden, daß ein Zifferblatt und ein Zeiger doch dabei waren, aber die müssen innen gewesen sein. Dann bin ich aber zu dem Uhrmacher gegangen und hab es ihm gesagt. Ja, sagt er, das glaub ich schon, da hätten sie bloß den Sprungdeckel aufmachen sollen.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 16-28)

Das Uhren-Experiment veranstaltet K.V. mit einer Taschenuhr. Obwohl eine Taschenuhr zu Lebzeiten K.V.s keine moderne Erfindung mehr ist und deren Handhabung ebenfalls nicht, verweigert er sich der Selbstverständlichkeit, den Sprungdeckel der Taschenuhr zu öffnen, um die Uhrzeit ablesen zu können. Diese Haltung lässt ihn erst zu spät erkennen, dass die gekaufte Uhr keineswegs so mangelhaft war, wie er es unterstellt hatte. So muss er in den Scherben das wider Erwarten vorhandene Zifferblatt und den Zeiger finden.

Das letzte Uhren-Experiment ist ebenfalls in dieser Textstelle zu finden: Das Spazieren-Gehen mit einer Wanduhr. Die Selbstverständlichkeit eines derartigen Versuchs existiert nur in der valentinischen Welt.

- 12) „Das war so eine Arbeit, wie ich mit der Uhr [Wanduhr] das erstmal spazieren ging, da sind mir immer die Gewichte zwischen die Füße gekommen und der Nagel hat mir weh getan.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 32-34)

Die Wortspielereien mit der Wortbildungskomponente {Uhr} finden hier (in der Textvariante Uhr I) ihren Höhepunkt. Der Umgang mit der Taschenuhr wollte K.V. schon nicht gelingen, also versucht er es mit einer Wanduhr. Es scheint beizeiten, dass nur ein K.V. auf derartige Ideen kommen kann, mit einer Wanduhr spazieren zu gehen, ausschließlich aus dem Grund, weil er sich gegen eine „moderne Taschenuhr“ vehement sperrt. Die Probleme, die zwangsläufig aufgrund von Gewicht und Größe des Zeitmessers auftauchen müssen, werden in Gestalt der zwischen den Beinen schlenkernden Gewichte und des Nagels beschrieben. Bei dem „Nagel“ handelt es sich einwandfrei um den Nagel, den man benötigt, die Uhr an der Wand zu befestigen, nur dass der Nagel in diesem Fall dazu dient, sie am Menschen zu fixieren. Ganz im Gegensatz zum sonst expliziten Sprachstil K.V.s ist diese Information nur implizit vorhanden. Das ungewöhnliche Bild, das K.V. hier für den Zuhörer kreiert, muss zwangsläufig verwirren. Und es mag schon ein wenig verwundern, dass die Warnung „Bitte zuhause nicht nachmachen!“ erst später im Fernsehen populär wurde und bei K.V. nie Anwendung fand.

Das Experiment, mit einer Wanduhr spazieren zu gehen, wiederholt er in der Textvariante Uhr II:

- 13) „Nein, sag ich zu dem Uhrmacher, das is mir zu dumm, da gebn’s mir lieber eine Wanduhr. Aber das hab ich bitter bereut, wie ich’s erstmal mit der Wanduhr spazieren gegangen bin, sind mir immer die Kettl’n und die G’wichter unter die Füß nei’ kommen. Schrecklich! Einmal und nicht wieder. – Und der Nagel hat mir weh getan. Ja das war so a Sache mit der Uhr, eine direkte Ursache.“ (ebd., Uhr II: S. 193/194)

14) „Ich bin auch einmal eingegangen, da hab ich mir a Taschenuhr kauft um 100.- Mark, acht Tag lang lauf ich mit der Uhr rum und weil keine Zeiger und kein Zifferblatt dran war’n, net, a Zifferblatt is doch d’Hauptsach bei einer Uhr, aus lauter Gift hab ich dann die [U]hr an d’Wand hingworfen, weil i mir denkt hab, dann wird’d vielleicht a Wanduhr – daweil is zu tausend Scherben zerbrochen und wia i die Scherben z’samm kehrt hab, hab’ ich g’sehng, daß da a Zifferblatt dabei g’wes’n sein muß und Zeiger auch, aber die waren jeden falls innen drinn’ ich bin aber sofort zu dem Uhrmacher hin und hab’s eahm g’sagt. O mei, [s]agt der Uhrmacher, da hätten’s nu [sic] den Sprungdeckel aufmachen dürfen. Ja sag ich, des sag’ns ma jetzt, weil de Uhr kaputt is.“. (ebd., Uhr III: S. 194)

Ohne Zifferblatt, vor allem aber ohne Zeiger, ist eine Uhr ihrer Funktion enthoben. Ob das Zifferblatt unbedingt die „Hauptsach bei einer Uhr“ (SW 1, Uhr III: S. 194) ist, sei dahingestellt<sup>100</sup>. Auffällig ist die wiederholte Verwendung dieser Phrase in mehreren Texten<sup>101</sup>.

Die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks (z.B. Wortbedeutungen) ist gegeben und zeigt sich deutlich beispielsweise im sprachlichen Phänomen „Bedeutungswandel“, aber auch in den K.V.-Texten. Die Dingwelt und ihre Gesetzmäßigkeiten und Selbstverständlichkeiten hingegen entziehen sich dieser Möglichkeit. So sind K.V.s Verhandlungsversuchen Grenzen auferlegt und nur in Bezug auf den sprachlichen Ausdruck erfolgreich.

---

<sup>100</sup> Es gibt durchaus Uhren auf deren Ziffernblatt keine Zahlen zu finden sind oder es gänzlich fehlt, sodass man das Uhrwerk sehen kann. Das Ziffernblatt als „die Hauptsache“ einer Uhr könnte man also in Frage.

<sup>101</sup> Siehe weitere Beispiele im Anhang unter „Valentinische Phrasen“.

### 3.4.3 Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920
27	Uhr I	Die Uhr von Löwe [sic] (Haupttext, SW 1, S. 24-26)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Das Stachelschwein, H. 12 (1925), S. 40-41.	1909	1925
28	Uhr II	Die Uhr von Löwe [sic] (1. Variante, SW 1, S. 193-194)  Textgrundlage: T <sup>1</sup> Typoskript im Nachlass, Theatrum Köln- Wahn: Repertoire Nr. 23; Mappe I (Au 11750).		keine Angaben
29	Uhr III	Die Uhr von Löwe [sic] (2. Variante, SW 1, S. 194-195)  Textgrundlage: T <sup>3</sup> Typoskript im Nachlass, R. Piper Verlag, München: Repertoire Nr. 23.		keine Angaben

Kausalitäten von Sachverhalten können sprachlich unterschiedlich ausgedrückt werden:  
Entweder explizit mit Hilfe von „logischen Partikeln“<sup>102</sup> oder implizit, sodass der Rezi-

<sup>102</sup> „Auch: Aussagenlogische Konstante, Funktor, Junktor, Konjunktion, Konnektiv, Konnektor, (Satz)operator]. In der  $\rightarrow$  Formalen Logik Bezeichnung für logische Elemente [...], die Aussagen zu komplex(er)en Aussagen verknüpfen, deren Wahrheitswert von dem Wahrheitswert der Teilsätze funktional abhängt [...].“ (Bußmann 2002, S. 415)

pient den Zusammenhang der Sachverhalte aufgrund der Logik und der semantischen Relationen inferieren, also schlussfolgern kann. Mit der Bestimmung des „Wahrheitswertes“<sup>103</sup> (Bußmann 2002, S. 744) eines sprachlichen Ausdrucks setzt sich unter anderem die „Formale Logik“ (Bußmann 2002, S. 220) auseinander:

„Dabei versteht man unter einem formal gültigen Schluss eine wahrheitserhaltende Schlussfolgerung von einer oder mehreren Prämissen auf eine Konklusion, die ausschließlich auf formalen (syntaktischen) Beziehungen zwischen Prämissen und Konklusion beruht und nicht auf inhaltliche Bedingungen Bezug nimmt [...]. Dabei hat der Inhalt der Ausdrücke [...] keinen Einfluss auf die Gültigkeit des Schlusses [...]. Ziel der F[ormalen] L[ogik] ist, den Zusammenhang zwischen der Gültigkeit und der Form von Schlüssen zu bestimmen. Sie bedient sich dazu einer formalen Sprache mit festgelegter Syntax und Semantik, bei der diejenigen Ausdrücke, die Einfluss auf die Gültigkeit von Schlüssen haben [...], durch  $\rightarrow$  Logische Konstanten wiedergegeben werden; vgl.  $\rightarrow$  Aussagenlogik,  $\rightarrow$  Prädikatenlogik.“ (ebd.)

Es ist hier klar zwischen pragmatischer Sinnhaftigkeit und logischer Sinnhaftigkeit (klassischer Logik) zu unterscheiden. Erstere ist eine subjektive und damit individuelle Beurteilung des sprachlichen Ausdrucks und, ob dieser für den individuellen Rezipienten einen Sinn ergibt. Die Zweite bietet theoretisch die Möglichkeit, dass, solange der Sachverhalt zutrifft, die Aussage als wahr gilt. Im Falle K.V.s bedeutet das im Konkreten, dass jeglicher noch so absurde Sachverhalt, den K.V. erfindet (also zutrifft), als wahr gelten muss. Die Nicht-Verhandelbarkeit von Gesetzmäßigkeiten der Dingwelt und deren Selbstverständlichkeiten<sup>104</sup> bleibt davon unberührt.

- 1) „Setze voraus, daß ich mich bei diesem Vortrage selbst begleite, **weil** ich mich, Gott sei Dank, selbst begleiten kann. Erst kurz habe ich mich selbst nach Hause begleitet, das hat zwar sehr dumm ausgesehen, wie ich so allein neben mir hergegangen bin, aber die Hauptsache ist, daß ich mich selbst begleiten kann. Da bin ich heute meinem Vater noch dankbar, daß er mich so streng musikalisch erzogen hat. Sie, der

---

<sup>103</sup> „[Die] semantische Bewertung von Aussagen mit >wahr< oder >falsch<. Eine Aussage ist wahr, wenn der durch sie bezeichnete Sachverhalt zutrifft, sonst falsch.“ (Bußmann 2002, S. 744)

<sup>104</sup> Vgl. vorangegangenes Kapitel „Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten.“



hat mich streng musikalisch erzogen! Als Kind habe ich nur mit der Stimmgabel essen dürfen, geschlagen hat mich mein Vater nach Noten. [...] Sehen Sie, wie mir mein Vater das Gitarrespielen hat lernen lassen, hat er mir bei einem Tändler eine ganz alte Gitarre gekauft, auf der Gitarre war keine einzige Saite mehr drauf; also nicht einmal eine – aber mein Vater hat gesagt, zum Lernen ist die gut genug.“ (SW 1, Uhr I: S. 24, Z. 34-36; S. 25, Z. 1-10)

Die vermeintliche Kausalität zwischen „ich setze voraus, dass ich mich selbst begleite“ und „weil ich dazu fähig bin“ besteht nur durch die Subjunktion „weil“<sup>105</sup>, sinninhaltlich ist das Verhältnis zwischen Voraussetzung und Begründung kaum vorhanden. Allerdings kann man davon ausgehen, dass K.V. mit „Setze voraus“ ‚ich schicke voraus‘ meint. Das wäre jedoch zu einfach und unspektakulär, es konventionell zu formulieren. Des Weiteren stellt er einen Zusammenhang zwischen dem reflexiven *begleiten* (‚ich begleite mich auf der Gitarre‘) und dem nicht-reflexiven *begleiten* im Sinne von „(mit) jmdm. mitgehen“ (DUDEN Bd. 10 2002, S. 185) her<sup>106</sup>. Den Schwerpunkt legt er auf die Fähigkeit, sich selbst begleiten zu können. Die scheinbare Kausalität besteht des Weiteren im Zusammenhang zwischen der erwähnten Fähigkeit, sich „selbst [musikalisch] begleiten“ zu können und der „streng[en] musikalisch[en]“ Erziehung durch den Vater. Diese Inszenierung scheinbar kausaler Sachverhalte ist ein Teil des Unterhaltungswertes der valentinischen Sprachproduktionen.

- 2) „aber die Hauptsache ist, daß ich mich selbst begleiten kann. Da bin ich heute meinem Vater noch dankbar, daß er mich so streng musikalisch erzogen hat.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 2-4)
- 3) „Ja, ich bin nun froh, daß ich’s Zitherspielen g’lernt hab, aber mein Vater hat mich ja ganz streng musikalisch erzogen, ich hab’ zuhaus nur mit einer Stimmgabel essen müssen, prügelt hat mich der Vater nach Noten. ’s Schönste war des, mit 8 Jahr hat er mich’s Zitherspielen lernen lassen und da hat er mir bei ein’m Tandler a Zither

<sup>105</sup> „Die mit einer Subjunktion eingeleiteten Nebensätze stellen in der Regel eine nähere Bestimmung zum Sachverhalt des übergeordneten Satzes dar; sie beziehen sich dabei auf ein Wort, das Korrelat, das freilich im konkreten Satz nicht immer in Erscheinung tritt.“ (Helbig/Buscha 2001, S. 399)

„weil [...] Kausal. Der NS gibt den Grund für den Sachverhalt im HS an.“ (Helbig/Buscha 2001, S. 413)

<sup>106</sup> Dieses Beispiel wurde bereits in der Kategorie „Mehrdeutigkeit: Ambiguität und Vagheit“ ausführlich besprochen und im Kapitel „Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten erneut aufgegriffen.

kauft, also an ganz alten Scherb'n und da war koa oanzige Sait'n mehr drauf; aber mei Vater hat gmoant, zum lernen tuats de scho.“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Die Beschreibung der Erziehungsmethode des Vaters lässt Zweifel darüber aufkommen, wie fundiert und erfolgreich das Erlernen des Gitarre-Spielens eigentlich sein kann, da das Instrument „keine einzige Saite mehr“ hatte. Die sprachlichen Mittel, die eingesetzt werden, um die „streng musikalisch[e]“ Erziehung zu beschreiben, umfassen sowohl Sachverhaltsbeschreibungen als auch den Einsatz von Wortbildungsmitteln.

Das Determinativkompositum „Stimmgabel“ behält einerseits sein Referenzobjekt, andererseits wird dieses Referenzobjekt zweckentfremdet, weil der junge K.V. damit essen muss. Somit wird selbst aus der alltäglichen Handlung des Essens eine musikalisch-erzieherische Maßnahme und auch die Züchtigung des Jungen geschieht in musikalischer Manier „nach Noten“. Damit stellt K.V. die Kausalität zwischen „ich habe das Gitarre Spielen erlernt“ und „deswegen kann ich mich heute selbst musikalisch begleiten“ unbeabsichtigt in Frage. Er nutzt die Verkehrung dieser Selbstverständlichkeit als Verwirrungsmoment (provozierte Verwirrung). K.V.s Texte gleichen einem pointilistischen Gemälde: Aus gewisser Entfernung werden durch optische Verschmelzung aus den Farbpunkten klar umrissene Gestalten, betrachtet man es jedoch aus der Nähe, werden die Ungenauigkeit und Unschärfe der Konturen sichtbar. Als Impressionist kann er dennoch nicht gelten, da er folgendes Kriterium nicht erfüllt: „Verunklärung (Verzicht auf begriffliche Analyse komplexer Eindrücke)“ (Wilpert 2001, S. 369).

Die „individuell konstituierte Realität“ K.V.s hebt sich deutlich von der „kollektiv konstituierten Realität“ (Kindt/Weingarten 1984, S. 194) ab, was den Eindruck erweckt, dass seine Texte keiner gesellschaftlichen Konvention oder natürlichen Gesetzmäßigkeit verpflichtet sind. Dennoch ist die vollkommene Loslösung von kulturell-sprachlicher Systematik nicht möglich, die Verhaftung und Prägung der Kulturation ist ein zu starkes Prinzip, als dass sie ignoriert oder gar ausgeschaltet werden könnte. Mit anderen Worten, auch ein K.V. erfindet die Sprache nicht neu, sondern auch er kann sich nur innerhalb des erlernten Systems der deutschen Sprache bewegen und er kann nur in diesem Rahmen agieren.

Die folgende Textstelle ist eine der wenigen, die in allen Textvarianten gleichermaßen vorkommt. Die kausale Konjunktion „weil“ erfüllt in der valentinischen Sprach-Welt zwar grundsätzlich den gleichen Zweck wie in der konventionellen (normalen) Sprach-Welt, allerdings unterscheidet sich der innere logische Zusammenhang der kausal verbundenen Inhalte markant voneinander. Zusätzlich ist die kausal verbindende Funktion nicht auf den Satz beschränkt, sondern wirkt satzübergreifend.

- 4) „Schicke voraus, daß dieser Löwe [sic] kein Uhrmacher war, sondern Komponist. Die Uhr von Löwe [sic]. Sehen Sie, weil wir gerade von einer Uhr reden, mein Uhrgroßvater lebt nämlich noch, und dem wurde vor kurzer Zeit seine Uhr gestohlen. Seit dieser Zeit ist er jetzt jünger, denn jetzt ist er nur noch ‚Großvater‘.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 11-15)
- 5) „Ich schicke voraus, dass dieser Löwe [sic] kein Uhrmacher war, sondern Komponist. – Die Uhr von Löwe [sic]. – Ich trage wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir. – Sehn Sie, weil wir gerade von einer Uhr reden, meine Urgrossmutter hat Ursula geheissen und die war narrisch – nicht narrisch - ohne »n« arisch war de, das ist heut für mich ein Glück. Mei’ Urgrossvater der hat Urban g’heissen, dem ham’s einmal sei’ Uhr g’stohn, in dem Moment war er wieder jünger, da war er nurmehr Grossvater.“ (ebd., Uhr II: S. 193)
- 6) „Ich schicke voraus, daß der Herr Löwe [sic] kein Uhrmacher war, sondern ein Komponist. Seh’n Sie, weil wir grad von einer Uhr reden. Mei’ Uhrgroßvater is vor 20 Jahr g’sorb’n und der hat vor ungefahr 14 Tag seine Uhr verlor’n und durch diesen Verlust ist er wieder jünger geworden, denn dann war er nurmehr Großvater.“ (SW 1, Uhr III: S. 194)

K.V. schickt die Information vorweg, dass dieser Herr Loewe („Löwe [sic]“) ein Komponist war und kein Uhrmacher. Darauf folgt die kausale Konjunktion „weil wir gerade von einer Uhr reden“ (Uhr I, Uhr II, Uhr III). Dieser Einschub bezieht sich einerseits auf den Liedtitel und andererseits partiell auf den „Uhrmacher“, der lediglich die „Uhr“ als Wortbildungskomponente beinhaltet. Mit dem „Uhrmacher“ beginnt K.V.

ein Wort- bzw. Sprach-Spiel mit Wortbildungen<sup>107</sup> mit dem Präfix [u:ɐ]. Im Hinblick auf die Kategorie „Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert“ ist an dieser Stelle noch zu ergänzen, dass K.V. zwischen einzelnen Wortbildungen Zusammenhänge herstellt.

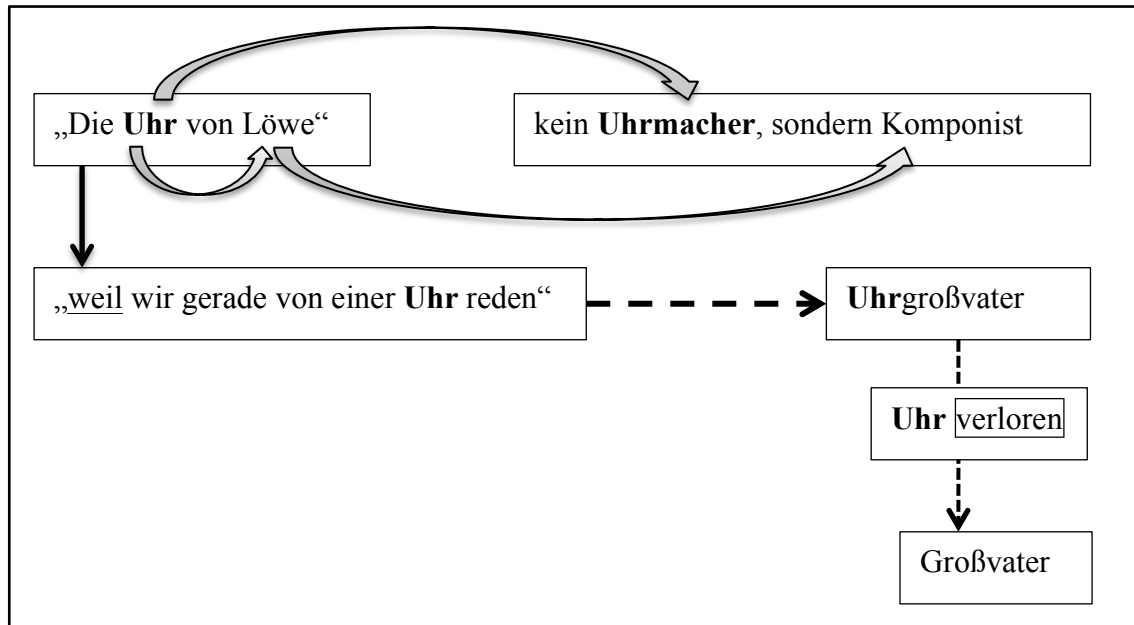


Schaubild 40: Kausale Verknüpfung (Beispiel 4)

Diese kausale Verkettung ist sprachlich offenbar möglich und sogar schlüssig aufgebaut, außerhalb des sprachlichen Ausdrucks entbehrt dies jedoch jeglichen Realitätsbezugs und jeglicher Wahrscheinlichkeit. Liest man die zitierte Passage ohne und dann wieder mit „Seh’n Sie, weil wir grad von einer Uhr reden“, wird die zentrale Rolle der Konjunktion deutlich.

In den Textvarianten Uhr I und Uhr II bezieht sich die kausale Konjunktion auf „Die Uhr von Löwe [sic]“ (Uhr I, Uhr II) – das Referenzobjekt ist hier tatsächlich eine Uhr. Auch hier findet die Transformation des Urgroßvaters zum Großvater statt. In Uhr II wird lediglich die „»n« arisch[e]“ Urgroßmutter<sup>108</sup> dazwischengeschoben, die in dieser Textvariante (Uhr II) eine Reihe von Pseudo-Etymologien von Wortbildungen eröffnet.

<sup>107</sup> Einige Beispiele wurden in den Kategorien „Wortbildungen“ und „Pseudo-Etymologien“ bereits beschrieben.

<sup>108</sup> An dieser Stelle ist anzumerken, dass für die Textfassung Uhr I in SW als Entstehungsjahr 1909 und als Erscheinungsjahr 1925 angegeben wurde. Zu den Textvarianten Uhr II und Uhr III gibt es keine

Die Eigenart der Taschenuhr (siehe folgendes Beispiel), dass die Zeiger bei ihr innen zu finden sind, führen bei K.V. „auch [zu] Verdruß“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 16) und später zu Zorn auf den Uhr-macher. Wobei das „auch“ eine semantische Leerstelle ist, da weder die erwähnte Ur-großmutter noch der Urgroßvater derartige Emotionen durch einen Uhrmacher erlebt haben und die Bezugsstelle unklar bleibt. Hier wird die Relevanz der Nähe bzw. Entfernung der Bezugsstellen und damit der Evidenz der semantischen Relationen der sprachlichen Ausdrücke für den Rezipienten und dessen Verstehensprozess deutlich.

- 7) „Ich hab auch einmal einen Verdruß gehabt mit einem Uhrmacher. Da hab ich mir bei einem Uhrmacher so eine moderne Taschenuhr gekauft. Mit dieser Uhr bin ich acht Tage herumgelaufen und hab nie gewußt, wieviel Uhr es ist, weil keine Zeiger und kein Zifferblatt auf der Uhr waren und das ist doch eigentlich die Hauptsache von einer Uhr. Und weil ich mich nicht ausgekannt habe mit dieser Uhr, habe ich die Uhr an die Wand hingeworfen, weil ich geglaubt habe, daß vielleicht eine Wanduhr daraus werden könnte, aber sie ist in tausend Scherben zerbrochen und unter diesen Scherben habe ich herausgefunden, daß ein Zifferblatt und ein Zeiger doch dabei waren, aber die müssen innen gewesen sein. Dann bin ich aber zu dem Uhrmacher gegangen und hab es ihm gesagt. Ja, sagt er, das glaub ich schon, da hätten sie bloß den Sprungdeckel aufmachen sollen.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 16-25)

Die verspätete Bezugnahme auf den Uhrmacher konnte dem Zuhörer höchstwahrscheinlich nicht auffallen. Dies ist vielleicht nur bei genauer Lektüre des Textes möglich. An diesem Beispiel wird der Gegensatz zwischen Hören und Lesen des Textes deutlich. Während beim Lesen die Möglichkeit besteht, Stellen zu wiederholen und somit Details aufzuspüren, hat der Zuhörer im Publikum diese Option nicht. In dieser Analyse der K.V.-Texte können Details herausgearbeitet werden, die herauszuhören das Publikum wahrscheinlich nicht in der Lage war.

K.V. steht nun vor dem Dilemma, dass er nie weiß, „wieviel Uhr es ist, weil keine Zeiger und kein Zifferblatt auf der Uhr [Taschenuhr] waren“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 19-20). Die Präposition *auf* lässt vermuten, dass er auf dem Sprungdeckel nach den Zei-

---

Angaben. Die „arische Großmutter“ stellt jedoch unmissverständlich einen Zeitbezug dar, ob nun im zeitlichen Kontext während oder nach dem NS-Regime.

gern und dem Ziffernblatt gesucht hat. Bei diesem Beispiel verbindet sich die scheinbare weil-Kausalität mit dem Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten (bei einer Taschenuhr sind die Zeiger und das Zifferblatt innen). „Und weil [er] sich nicht ausgekannt [hat] mit dieser Uhr“, wirft er sie an die Wand. Aber nicht aus Wut, sondern „weil [er] geglaubt [hat], daß vielleicht eine Wanduhr daraus werden könnte“ (Transformation: Taschenuhr – Wanduhr). Hier zeigt sich eine sarkastische Verweigerung des erwachsenen K.V., Selbstverständliches als gegeben hinzunehmen, und der kausale Zusammenhang hat hier nur in der individuell konstituierten Realität K.V.s Bestand.

- 8) „Das muss ich Jhnen noch schnell erzählen, da bin ich amal zu am Uhrmacher gegangen und hab mir eine moderne Taschenuhr gekauft.[...] Ja dann hab ich mir eine moderne Taschenuhr gekauft, wissens so eine moderne Armbanduhr, da war’n nur Zeiger drauf gar keine Ziffern, da muss ma immer erst raten wieviel Uhr das is. Nein, sag ich zu dem Uhrmacher, das is mir zu dumm, da gebn’s mir lieber eine Wanduhr.“ (ebd., Uhr II: S. 193)

In Uhr II verkürzt K.V. diese Geschichte, in dem er die kausalen Konjunktionen weglässt und sich noch im Beisein des Uhrmachers für eine Wanduhr entscheidet. Der Grund der Entscheidung ist hier die Abneigung gegen die „moderne Taschenuhr“, die jedoch plötzlich eine „moderne Armbanduhr“ ist, welche zwar Zeiger hat, aber keine Ziffern.

- 9) „Ich bin auch einmal eingegangen, da hab ich mir a Taschenuhr kauft um 100.- Mark, acht Tag lang lauf ich mit der Uhr rum und weil keine Zeiger und kein Zifferblatt dran war’n, net, a Zifferblatt is doch d’Hauptsach bei einer Uhr, aus lauter Gift hab ich dann die [U]hr an d’Wand hingworfen, weil i mir denkt hab, dann wird’d vielleicht a Wanduhr – daweil is zu tausend Scherben zerbrochen und wia i die Scherben z’samm kehrt hab, hab’ ich g’sehng, daßß [sic] da a Zifferblatt dabei g’wes’n sein muß und Zeiger auch, aber die waren jeden falls innen drinn’ ich bin aber sofort zu dem Uhrmacher hin und hab’s eahm g’sagt. O mei, [s]agt der Uhrmacher, da hätten’s nu [sic] den Sprungdeckel aufmachen dürfen. Ja sag ich, des sag’ns ma jetzt, weil de Uhr kaputt is.“ (ebd., Uhr III: S. 194)

Dieses Zitat folgt direkt auf die Geschichte über den zum Großvater verjüngten Urgroßvater. Durch „auch“ wird ein Bezug zwischen genannter und der hier zitierten Geschichte hergestellt. In dieser Textvariante (Uhr III) setzt K.V. wieder die kausale Konjunktion ein, die Inhalte sind ebenfalls die gleichen wie in Uhr I: „weil keine Zeiger und kein Zifferblatt dran war’n“, „weil i mir denkt hab, dann wird’d vielleicht a Wanduhr“.

- 10) „Auf diesen Uhrmacher habe ich heute noch einen Zorn, weil er mir das nicht gesagt hat von dem Sprungdeckel. Dann hab ich mir aus Rache eine wirkliche Wanduhr gekauft, so eine alte, mit langen Ketten zum Aufziehen.“ (ebd., Uhr I: S. 25, Z. 29-30)

Da Taschenuhren seit dem 16., spätestens seit dem 17. Jahrhundert, bekannt waren, kann man es für das 19./20. Jahrhunderts als Allgemeinwissen voraussetzen, wie man von einer Taschenuhr die Zeit abliest. Der Zorn auf den Uhrmacher wäre damit unbegründet und ist bei K.V. nur damit zu erklären, dass er Informationen nur dann „weiß“, wenn man sie ihm explizit mitteilt. Sein Zorn steigert sich zur Rache, weswegen er sich eine „wirkliche Wanduhr“ (ebd., U I: S. 25, Z. 31) kauft – keine unwirkliche wie die, die er an die Wand geworfen hat.

Bisher dienen die Teile des Liedtextes („Die Uhr“ von Johann Carl Gottfried Loewe) als Übergang zwischen den Anekdoten K.V.s. Nun kommt das Lied am Ende des Monologs noch als Pointe zum Einsatz.

- 11) „Sehen Sie, wenn man es eigentlich richtig nimmt, paßt dieses Lied gar nicht für Gitarre weil es heißt: ich trage wo ich gehe usw.; ich gehe aber jetzt nicht, ich stehe (oder sitze) jetzt, weil ich unterm Gitarrespielen nicht gehen kann, und dann hab ich keine Uhr, die hab ich versetzt. Sehr geehrtes Auditorium, nachdem ich unterm Gitarrespielen nicht gehen kann und außerdem meine Uhr versetzt habe, ist es mir leider nicht möglich, Ihnen die Uhr von Löwe [sic] zum Vortrag zu bringen.“ (ebd.: S. 26, Z. 1-9)

- 12) „Halt, seh’n Sie, wenn man’s richtig nimmt, passt eigentlich dieses Lied gar nicht für Zither, weil es doch in dem Lied heißt: »Ich trage wo ich gehe« – wenn ich aber Zither spiel’, sitz ich doch, weil ich unter’m Zitherspiel’n nicht gehen kann und

zweitens hab ich gar keine Uhr bei mir, die hab' ich versetzt. Hochgeehrtes Auditorium [sic], nachdem ich unterm Zitherspielen nicht gehen kann und außerdem meine Uhr versetzt hab, ist es mir leider nicht möglich, die Uhr von Löwe [sic] vorzutragen. Angrenzend an die traurige Begebenheit bin ich nämlich verpflichtet mit einem anderen Vortrag aufzuwarten und wähle aus meinem Repertoire [sic] ein vaterländisches Lied »Deutschland, Deutschland über alles«!“ (ebd., Uhr III: S. 194-195)

Die kausale Anbindung der Gründe und die Gründe als solche, warum das Lied „eigentlich“ nicht passt, sind absurd. Die Bezugnahme auf den Liedtext („ich trage wo ich gehe“) wie auf einen Gesetzestext („ich gehe aber jetzt nicht, ich stehe (oder sitze) jetzt“) erscheint zudem nicht besonders ernsthaft – es ist durchaus möglich, Gitarre zu spielen und gleichzeitig zu gehen.

Während der abrupte Schluss des Monologs überrascht, ist es der Umstand, dass er das Lied nicht zur Gänze vortragen wird, jedoch nicht. In der Textfassung Uhr III ist die Kausalität „wenn ich aber Zither spiel', sitz ich doch, weil ich unter'm Zitherspiel'n nicht gehen kann“ durchaus überzeugend, das Fehlen einer Uhr hingegen ist es nicht. Das Ende dieser Monologvariante ist von weniger leichtem Charakter als das von Uhr I und der Zeitbezug ist besonders deutlich.

Stellt man abschließend noch einmal die Frage nach dem Wahrheitswert der Aussagen, so wird der Unterschied zwischen pragmatischer Sinnhaftigkeit und logischer Sinnhaftigkeit (Klassische Logik) deutlich. Denn im Sinne der Klassischen Logik können die Aussagen und damit die Kausalitäten der Sachverhalte als wahr gelten, wenn diese zutreffen bzw. existent sind.

An dieser Stelle soll noch einmal an K.V.s Panoptikum erinnert werden, welches die Manifestation der absurdesten Gegenstände ist. Es besteht also die Möglichkeit – so absurd es sein mag –, dass die Aussagen vom Standpunkt der Klassischen Logik aus wahr sind, sie für den Rezipienten jedoch jeglicher Logik entbehren.

Es muss allerdings betont werden, dass sich der Wahrheitswert auch aus Sicht der Klassischen Logik meist nur in Bezug auf absurde Gegenstände ergibt. Bei Sachverhalten, die sich auf Kausalitäten oder Selbstverständlichkeiten der Realität beziehen, ist das nicht so ohne weiteres der Fall. Mit anderen Worten: Der wahre Aussagegehalt



eines sprachlichen Zeichens ergibt sich durch dessen bloße Existenz desselben (siehe Gegenstände des Panoptikums) und somit durch ein reales Referenzverhältnis zwischen sprachlichem Zeichen/Ausdruck und Gegenstand in der Realität. Absurde Sachverhalte und Kausalitäten hingegen können nicht durch den bloßen Sprechakt wahr und somit existent bzw. real werden, wenn sie eben nicht den natürlichen Gesetzmäßigkeiten entsprechen.

Die Verhandelbarkeit der Realität und ihrer Gesetzmäßigkeiten sowie Selbstverständlichkeiten unterscheidet sich also deutlich von der Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks.

#### 3.4.4 Die Absurdität irreal-konditionaler Szenarien

	Ab- kürzung	Monolog (vollständiger Titel)	Ent- stehungs- jahr	Er- scheinungs- jahr
1	Aquarium I	Das Aquarium (Haupttext, SW 1, S. 13-15)  Textgrundlage: D <sup>5</sup> Karl Valentin, Originalvorträge, Verlag Max Hieber, München 1926, S. 27-29	1907	1926
2	Aquarium II	Das Aquarium (1. Variante, SW 1, S. 182-184)  Textgrundlage: D <sup>1</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1916.		1916
3	Aquarium III	Das Aquarium (2. Variante, SW 1, S. 184-185)  Textgrundlage: D <sup>3</sup> Karl Valentin, Das Aquarium, Verlag von Karl Valentin, München um 1920.		1920

Der „Gebrauch des Konjunktivs II ist vielfältig“ (Kessel/Reimann 2012, S. 87), wobei sechs Verwendungstypen genannt werden können: 1) Höfliche Bitte/Aufforderung, 2) Nichteintritt von etwas Erwartetem, 3) Irreale Wunschsätze, 4) Irreale Konditionalsätze, 5) Irreale Vergleichsätze, 6) Irreale Konsekutivsätze (vgl. ebd.).

Der „wichtigste Anwendungsbereich des Konjunktivs II“ (Sommerfeldt/Starke 1998, S. 77) ist das irrealer Konditionalgefüge, durch das „eine unerfüllte/unerfüllbare (irrealer) Bedingung signalisiert wird“ (ebd.). Martin Durrell (2002) ergänzt die unerfüllte/unerfüllbare (irrealer) Bedingung um den Aspekt ‚hypothetisch, fiktiv‘ und beschreibt den Gebrauch des Konjunktiv II im Deutschen wie folgt:

„The main use of subjunctive II in German – in the spoken language as well as in writing – is to indicate unreal or hypothetical conditions, typically in conditional sentences with wenn (if)[.]” (Durrell u.a. 2002, S. 109)

In den vorangegangenen Kapiteln („Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten“ und „Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten“) wurde im Zusammenhang mit K.V.s Sprachproduktionen der Wahrheitswert des sprachlichen Ausdrucks und der Kausalitäten und Sachverhalte, auf die der sprachliche Ausdruck referiert, diskutiert. Es wurde festgestellt, dass sich zwar der sprachliche Ausdruck verhandeln lässt, nicht jedoch der Wahrheitswert außersprachlicher Kausalitäten und Sachverhalte. Die Klassische Logik setzt für einen Wahrheitswert – also für „die semantische Bewertung von Aussagen mit >wahr< oder >falsch<“ (Bußmann 2002, S. 744) – voraus, dass „der durch sie [die Aussage] bezeichnete Sachverhalt zutrifft“ (ebd.).

Der Konjunktiv II stellt eines der Instrumente zur sprachlichen Explikation von Utopia<sup>109</sup> dar – wobei Utopia hier weitgefasst verstanden wird und für vieles stehen kann. Dazu gehören sowohl Wünsche und Vergleiche als auch die Formulierung von (noch nicht) erfüllter Ursache und Wirkung (Bedingung und Folge), also von letztendlich noch nicht vollendet zutreffenden Sachverhalten. Der zutreffende Sachverhalt ist hier lediglich der Wunsch, der Vergleich, oder aber auch die (noch nicht) erfüllte Ursache und Wirkung (Bedingung und Folge) als solche.

Ein sprachliches Zeichen bzw. der sprachliche Ausdruck kann seinen Sinn, seine Bedeutung und damit den Wahrheitswert also auch aus der einfachen Existenz einer irrealen Idee oder Vorstellung beziehen.

Im Hinblick auf K.V.s Sprachverwendung ist vorab ein Aspekt zu dieser Kategorie zu betonen: K.V. nutzt lediglich das bereits vorhandene Potenzial des Irrealis zum sprach-

---

<sup>109</sup> „Utopie (griech. ou = nicht, topos = Ort)“ (Wilpert 2001, S. 865), also der Nicht-Ort.

lichen Ausdruck irrealer Sachverhalte. Im Folgenden wird gezeigt, dass der Konjunktiv II im irrealen Konditionalgefüge bereits einen absurden Modus sprachlichen Ausdrucks darstellt, K.V. es jedoch durch das Arrangement der eingefügten Sachverhalte schafft, die Absurdität wiederum ad absurdum zu führen.

Auf der einen Seite steht also das syntaktische Gefüge, auf der anderen Seite der Aussageinhalt bzw. Wahrheitswert der Sachverhalte, die mit Hilfe des syntaktischen Gefüges arrangiert werden.

- 1) „**Wenn** Sie nämlich oben **Wasser hineinschütten würden**, und der **Boden wäre nicht da**, da **könnten** Sie ja oben zehn, zwanzig oder sogar dreißig Liter **hineinschütten** – das **würde** alles wieder **unten hinauslaufen**.“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 23-26)
- 2) „Jetzt **die Hauptsache** vom ganzen Aquarium **ist der Boden**, der muß unbedingt da sein, denn wenn man nur die vier Wand hätt’ und den Boden nicht, und man schüttet oben **Wasser**, ’nein, dann läuft das Wasser unten raus, da dürfen Sie zehn Jahre Wasser neinschütten, das läuft immer unten’raus. Damit aber das Wasser nicht rausläuft, **deshalb** ist der Boden da.“ (ebd., Aquarium II: S. 183)
- 3) „**unten is der Boden**, der s’Wasser haltet, **damit** s’Wasser nicht unten wieder durchläuft, wenn ma oben eines hineinschüttet, wenn der Boden nicht wär, da dürfen sie oben 10, 20, 30 Liter neinschütten, des tät alles wieder unten durchrinnen.“ (ebd., Aquarium III: S. 185)

Lediglich in der Textvariante I (Beispiel 1) verwendet K.V. das irreale Konditionalgefüge. In den Textvarianten II und III (Beispiel 2 und 3) formuliert K.V. denselben Sachverhalt mit Hilfe einer kausalen Konstruktion (mit *deshalb* und *damit*) im Indikativ. Die Konstruktionen unterscheiden sich zwar, die Sachverhalte und damit Ursache und Folge bleiben jedoch die gleichen. In diesen Beispielen verbinden sich sprachliche Übergenauigkeit (genaue Beschreibung der Beschaffenheit eines Aquariums), das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten (ohne Boden würde das Wasser unten wieder herauslaufen) und die Absurdität der Sprachhandlung und damit des Arrangements der Sachverhalte im Rahmen eines Kausal- bzw. Konditionalgefüges. Der Boden des Aquariums ist in den drei Textvarianten – in Textvariante Aquarium II explizit – „die

Hauptsache“ (siehe Beispiel 2) und gleichzeitig die Ursache bzw. Bedingung. Da es sich bei der Beschreibung der Sachverhalte insgesamt um eine Selbstverständlichkeit handelt, stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit der sprachlichen Explikation.

Die Existenz der Konditional- und Kausalgefüge zeigt, dass die Möglichkeit derartiger Formulierungen für Sprecher/Produzenten notwendig ist, andernfalls gäbe es diese Konstruktionen nicht. Der entscheidende Moment bei der Produktion sprachlicher Ausdrücke mit solchen Konstruktionen ist die Produktion eines pragmatischen Wertes, also eines kommunikativ verwertbaren sprachlichen Ausdrucks. Wie ist der kommunikative Wert der drei Beispiele nun zu beurteilen?

Aus der Sicht der Klassischen Logik (siehe „Scheinbare Kausalitäten – Wahrheitswert“) trifft der Sachverhalt<sup>110</sup> zu und muss demnach als wahr angenommen werden. Hier wird evident, dass der Wahrheitswert alleine jedoch keinen kommunikativen bzw. pragmatischen Wert begründen kann, da die Sachverhalte und deren sprachliches Arrangement unsinnig bleiben.

K.V. steigert in den folgenden Beispielen (4 und 5) die Absurdität der Struktur der Sachverhalte, deren Wahrheitswert und deren sprachliches Arrangement.

- 4) „wenn das bei einem **Aquarium** auch so wär’, als wie beim **Vogelhaus**, dann dürfte in einem Aquarium ungeniert ein Boden drinn’ sein, dann lief halt das Wasser, wenn man wirklich eins hineinschütten tate, da hinaus, wo der Draht nicht da ist.“ (ebd., Aquarium II: S. 183)
- 5) „Bei einem **Vogelkäfig** sind die **Wände** auch **so ähnlich** wie bei einem **Aquarium**, aber da ist **alles ganz anders**. Da sind die **Wände nicht aus Glas, sondern aus Draht**. Es wäre ja auch ein Riesenunsinn, wenn’s beim Aquarium ebenso wäre, weil das Aquarium das Wasser nicht halten könnte.“ (ebd., Aquarium I: S. 13, Z. 26-30, siehe auch Aquarium III: S. 185)

Der Vergleich eines Aquariums mit einem Vogelhaus ist – salopp ausgedrückt – wie der von Äpfeln und Birnen: Sie haben einzelne Merkmale gemeinsam (siehe Beispiel 5: „sind die Wände auch so ähnlich“) und in anderen Merkmalen unterscheiden sie sich markant (siehe Beispiel 5: „da ist alles ganz anders“). Diese Aussagen sind wahr, deren

---

<sup>110</sup> Wenn kein Boden da wäre, würde das Wasser herauslaufen.

Einbettung in den Kontext ist jedoch wiederum absurd, da K.V. hier Selbstverständlichkeiten formuliert und sie in absurde Relation zu anderen Sachverhalten stellt.

In Textvariante II (siehe Beispiel 4) setzt K.V., im Rahmen des Vergleichs von Aquarium und Vogelhaus, die Bedingungen „die Hauptsache vom ganzen Aquarium [ist] der Boden“ mit „wenn das [die Wände] bei einem auch so wär“, als wie beim Vogelhaus“ in Relation. Damit stellt er einen Überkreuz-Vergleich an. Salopp gesagt, eine Wand ist eine Wand und ein Boden ist ein Boden und beide haben ihre eigene Funktion. In Beispiel 4 unterläuft K.V. mit dem irrealen Konditionalgefüge seine eigene Behauptung, dass der Boden die Hauptsache eines Aquariums wäre. Denn in dem Moment, in dem die Wände des Aquariums nicht mehr aus Glas, sondern aus Draht wären, wäre der Boden seiner wichtigen Funktion enthoben, denn „dann lief halt das Wasser, wenn man wirklich eins hineinschütten täte, da hinaus, wo der Draht nicht da ist“ (siehe Beispiel 4).

Der Vergleich der Beschaffenheit des Aquariums und des Vogelkäfigs ist bereits absurd genug. Nun stellt sich die Frage, ob das Adjektiv *absurd* einerseits grammatikalisch grundsätzlich steigerbar ist und andererseits ob eine Steigerung sinnhaft ist. Denn im Folgenden formuliert K.V. eine hypothetische Beschaffenheit und Nutzbarkeit von Fischen.

- 6) „Da hab’ ich den Fisch aufheben und wieder ins Aquarium zurücktun wollen, aber **der Fisch war so glatt** und ist mir immer wieder **aus der Hand geglitscht**. Ja, **wenn er aus Eisen wäre, dann hätte ich einen Magnet genommen**, und die Sache wäre erledigt gewesen. **Aber es ist ja wieder von der Natur so schön eingerichtet**, daß die Fische nicht aus Eisen sind, sonst **könnten sie ja erstens nicht schwimmen**, und **zweitens könnte man sie ja dann nicht essen**.“ (ebd., Aquarium I: S. 14, Z. 15-22)

Der Fisch aus Eisen, der mit Hilfe eines Magneten gehandhabt werden kann, gehört zu den valentinischen Themen und kommt in verschiedenen Monologen vor<sup>111</sup>. Nun ist der Wahrheitswert des Sachverhalts wiederum unbestritten, der Gedankengang als solcher

---

<sup>111</sup> Siehe z.B. der Monolog MFAF. Siehe auch weitere Belege im Anhang unter „Die Absurdität konditionaler Szenarien“.

und dessen Explikation sind jedoch absurd. Diese Absurdität wird hier durch das Konditionalgefüge (Konjunktiv II) verstärkt. Mit der Feststellung „Aber es ist ja wieder von der Natur so schön eingerichtet“ (siehe Beispiel 4)<sup>112</sup> und den folgenden Wahrheitswerten (im Beispiel fett markiert) entfernt sich K.V. kurzzeitig von der Absurdität.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das Kriterium „Wahrheitswert“ in Bezug auf sprachliche Produktionen ambivalent ist und das Auffinden des zutreffenden Sachverhalts vom Arrangement des sprachlichen Ausdrucks erschwert sein kann. Sprachlicher Ausdruck und ausgedrückter Sachverhalt stehen in einem ambivalenten Verhältnis zueinander und müssen im Hinblick auf Absurdität und Nonsens unterschiedlich beurteilt werden. Ein sprachliches Zeichen bzw. ein sprachlicher Ausdruck als solcher kann nicht absurd sein, durchaus aber sinnentleert. Der damit ausgedrückte Sachverhalt hingegen kann sowohl absurd als auch sinnlos sein. Der Konjunktiv II (Irrealis) als Modus des sprachlichen Ausdrucks hingegen birgt bereits das Potenzial des Absurden in sich.

---

<sup>112</sup> Ebenfalls im Anhang unter „Valentinische Phrasen“ zu finden.

#### **4 Abschließender Befund: Die Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks**

Die schriftlichen Fassungen der K.V.-Texte boten als Untersuchungsgrundlage die Möglichkeit die valentinischen Sprachproduktionen und das valentinische Sprachspiel anhand sprachwissenschaftlicher Kategorien zu analysieren und zu beschreiben. Im Zuge dessen konnte die semantische Flexibilität bzw. eine Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks und deren Nutzbarkeit als Mechanismen der Komik bei K.V. aufgezeigt werden. Zudem wurde deutlich, dass die Texte eine schriftliche Enttarnung seines Sprachspiels und der damit verbundenen und sonst verborgenen Gedankengänge.

„Under certain conditions you may [...] understand very well what someone wants to communicate without understanding what he says”. (Bierwisch 1980 in Lutzeier 1985, S. 27)

Bei einem Text, der an sich wenige kommunikativ verwertbare Informationen enthält, dennoch einen Sinn entdecken zu können, spricht dafür, dass Verstehen bzw. Sinnkonstitution nicht nur vom sinnhaften sprachlichen Ausdruck und dessen syntaktisch korrektem Arrangement abhängt. Andere kommunikative Aspekte, beispielsweise nonverbale Aspekte, tragen zur Sinnkonstitution sprachlicher Ausdrücke bei. Die Analyse der Sinnkonstitution bei K.V. basiert in dieser Arbeit jedoch lediglich auf der schriftlichen Fassung seiner sprachlichen Produktionen. Video- oder Audio-Fassungen der Texte, die die offensichtlichen nonverbalen Aspekte beinhalten, wurden nicht miteinbezogen. Dennoch wurde deutlich, dass sprachlicher Ausdruck – auch ohne die eigentlichen, offensichtlichen nonverbalen Elemente – mehrdimensional ist. Der bloße sprachliche Ausdruck kann also mehr Sinn(komponenten) bereitstellen, als die Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks auf den ersten Blick vermuten lässt.

„Sinn [...] von der Gesprächsanalyse und der pragmatisch ausgerichteten Textlinguistik aufgegriffen zur Bezeichnung des konkreten kommunikativen Gehalts einer Äußerungsfolge bzw. [eines] Textes. [...] Die Konstruktion von S[inn] ist die grundlegende Tätigkeit so-wohl bei der Textproduktion als auch bei der Textverarbeitung.“ (Bußmann 2002, S. 602)

Die „Konstruktion von Sinn [als] grundlegende Tätigkeit“ umfasst die Aspekte Sagen und Meinen auf der Seite des Produzenten und das Schlussfolgern bzw. Verstehen des Gemeinten aus dem Gesagten auf der Seite des Rezipienten. Beide Seiten können, müssen aber nicht, übereinstimmen bzw. zum selben Ergebnis kommen. Dies kann zur Neu-Verhandlung des Gesagten führen.

Es kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass Sinnkonstitution vom Produzenten intendiert wird, jedoch von der Inferenzziehung<sup>113</sup> des Rezipienten abhängig ist. Mit Sinn(Konstitution) und Inferenz stehen sich zwei Termini gegenüber, die eine gemeinsame Schnittmenge haben: Die Konstruktion von Sinn bzw. den Aufbau eines sinnvollen, semantisch zusammenhängenden Textes (vgl. Bußmann 2002, S. 602). Die Definition des Terminus Inferenz sieht „die Herstellung von Kohärenz, also den Aufbau eines sinnvollen, semantisch zusammenhängenden Textes“ (ebd.) vor. Die Sinnhaftigkeit sprachlicher Produktionen ist für eine kooperative Kommunikation grundlegend, wobei die hohe Flexibilität des sprachlichen Ausdrucks in Bezug auf Sinnkonstitution bzw. Kohärenz eine grundsätzliche Herausforderung ist. Die Analyse der K.V.-Texte (Monologe bzw. Soloszenen) hat gezeigt, dass eine grundsätzliche Eindeutigkeit und semantische Stabilität sprachlicher Ausdrücke in Frage zu stellen ist. Dieser Umstand fordert Kommunikationspartner auch in alltäglichen Situationen zur Verhandlung des sprachlichen Ausdrucks auf.

---

<sup>113</sup> „Inferenz [...] Erschließung von Wissen aus einer gegebenen Information, speziell als kognitive Operation bei der Textverarbeitung [...]. Inferenzziehung ist grundlegend für die Herstellung von Kohärenz, also den Aufbau eines sinnvollen, semantisch zusammenhängenden Textes.“ (Bußmann 2002, S. 602)



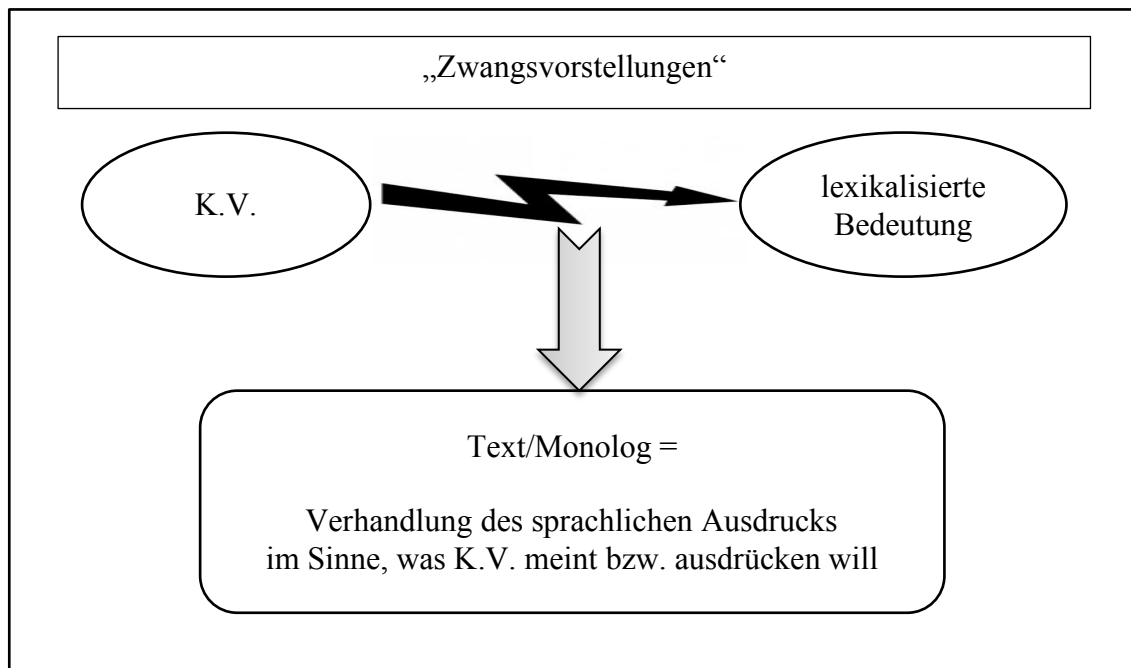


Schaubild 41: Verhandlung des sprachlichen Ausdrucks am Beispiel „Zwangsvorstellungen“

Die Textgattung „Monolog/Soloszene“ bot K.V. die Möglichkeit, sein Verständnis und seine Verwendungspräferenz der sprachlichen Ausdrücke einseitig zu präsentieren und die Flexibilität und Subjektivität zu nutzen. Einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung bietet sich – da Monologe keine direkte Aktion und Reaktion zwischen zwei Seiten darstellen<sup>114</sup> – die Möglichkeit, individuelle und subjektive Sprachproduktionen zu untersuchen.

K.V. weist mit seinem Sprachspiel auf die verfügbaren sprachlichen Mittel hin und nutzt es gleichzeitig als Strategie der Komik. Er erfindet die Sprache nicht neu, sondern nutzt ihr mannigfaltiges Potenzial. Wo er es nicht hinreichend ausgeschöpft sieht, hinterfragt er (in)direkt, warum die Sprachkonvention es nicht vorsieht. K.V.s Sprachfähigkeit ist weniger „prä-ödpal“ als die eines Erwachsenen, der nicht Konventionalität als solche in Frage stellt, sondern die damit verbundene Sprachroutine und Selbstverständlichkeit. Er stellt das Gemeinte in den Mittelpunkt der Anwendung sprachlicher Zeichen und Ausdrücke. Im Zuge seines Sprachspiels hinterfragt er ebenfalls eine vielleicht kulturbedingte, selbstverständliche Sicht der (Erfahrungs- und Ding-)Welt und damit der Bezugswelt sprachlicher Zeichen und Ausdrücke. Er riskiert

<sup>114</sup> Die Gattung Monolog/Soloszene muss demnach nicht dem Anspruch der Kooperativität entsprechen.

einen anderen Blickwinkel und auch einen Blick über den Tellerrand der Selbstverständlichkeit der Sprachkonvention hinaus und eckt damit bei manchem Rezipienten an.

Im abschließenden Kapitel „Absurder Nonsense“ wurde in drei Untersuchungskategorien das ambivalente Verhältnis von sprachlichem Ausdruck und den Sachverhalten der außersprachlichen Bezugswelt im Hinblick auf den Wahrheitswert beschrieben. Im Mittelpunkt des Spannungsfelds steht dabei der Modus Konjunktiv II (Irrealis), der Absurdität einer sprachlichen Produktion induzieren kann.

Abschließend sei es gewagt, K.V. als Sprachphilosoph zu bezeichnen. Die Verhandlung sprachlicher Ausdrücke stellt bei K.V. durchaus einen philosophischen Akt dar. Wenn er sprachliche Zeichen hinterfragt, hinterfragt er gleichzeitig das, was damit ausgedrückt wird und die damit verbundene Sicht der Dinge und deren Platz oder auch Stellenwert in der Welt. Verhandelt werden muss nur dort, wo sich die Ansichten der Beteiligten unterscheiden. Die Verwendung sprachlicher Zeichen in nicht-konventioneller Weise ist ein solcher Unterschied. K.V. zeigt, dass seine Sicht – und damit seine individuelle, subjektive Sprachverwendung – eine weitere Möglichkeit ist, die Sicht der Welt und die Sprache, die sie beschreibt, zu hinterfragen.

Als Ergebnis der Untersuchungen in dieser Arbeit kann zusammengefasst werden, dass eine Verhandelbarkeit des sprachlichen Ausdrucks und deren Verwendungsweise gegeben ist. Das Potenzial des sprachlichen Ausdrucks ist mannigfaltig und der Wahrheitswert kann auch trotz absurder Referenzobjekte der außersprachlichen Wirklichkeit vorhanden sein. Im Umkehrschluss kann allerdings und logischerweise durch den verhandelten sprachlichen Ausdruck kein Wahrheitswert in der außersprachlichen Wirklichkeit hergestellt werden.

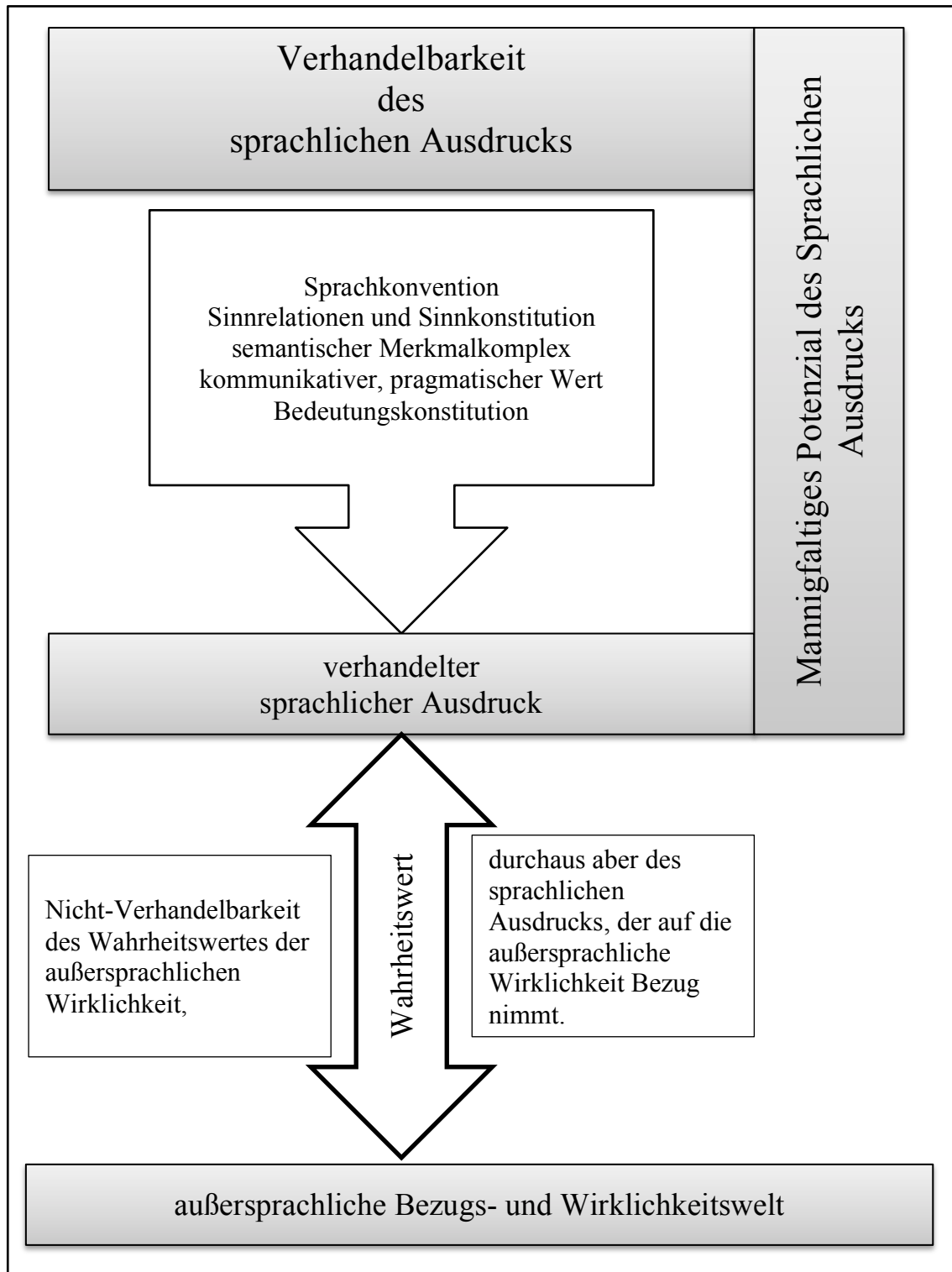


Schaubild 42: Abschließender Befund

## 5 Anhang

### 5.1 Weitere Belege

Unter „Weitere Belege“ sind Beispiele gelistet, die zur Vermeidung von wiederholten Erklärungen in den jeweiligen Kategorien hierher ausgelagert wurden. Sie zeigen, dass das jeweilige Phänomen, welches in den Kategorien beschrieben wird, außer in den genannten Textstellen auch in anderen zu finden ist.

Zudem tauchen manche Textstellen erneut auf, die im Kapitel „Analyse“ in einer anderen Kategorie als sie hier gelistet werden, untersucht und beschrieben wurden. Wie bereits erwähnt, können manche Textstellen verschiedenen Kategorien zugeordnet werden.

Hervorhebungen wurden in den zitierten Stellen nicht vorgenommen.

#### 5.1.1 Wörtlichnehmen

- 1) „Halt, seh’n Sie, wenn man’s richtig nimmt, passt eigentlich dieses Lied gar nicht für Zither, weil es doch in dem Lied heißt: »Ich trage wo ich gehe« – wenn ich aber Zither spiel’, sitz ich doch, weil ich unter’m Zitherspiel’n nicht gehen kann und zweitens hab ich gar keine Uhr bei mir, die hab’ ich versetzt. Hochgeehrtes Auditorium [sic], nachdem ich unterm Zitherspielen nicht gehen kann und außerdem meine Uhr versetzt hab, ist es mir leider nicht möglich, die Uhr von Löwe [sic] vorzutragen.“ (SW 1, Uhr III: S. 194-195)
- 2) „Ich trage ja die Uhr nur wegen der Kette, was will man denn sonst mit einer Uhrkette anfangen, das sagt ja schon das Wort: Uhrkette!! Das ist doch selbstverständlich, daß da eine Uhr daran sein muß, ich kann doch keinen Hund hinhängen! Dann wär’s ja eine Hundekette. Und wer wird einen Hund in die Westentasche hineinschieben? Niemand.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 6-12)
- 3) „»Eisenstahlbeton« das sagt schon das Wort, da gibt’s kein Brechen, so eine Brücke ist ein ewiges Werk.“ (SW 1, Tannenbaum: S. 51, Z. 23-24)
- 4) „Einen noch grösseren Blödsinn hab ich ein einem Theater singen hören bei der Operette[...]. Da kommt das schöne Lied vor: »Und der Himmel hängt voller Geigen« [...] – aber den möchte ich kennen, der wo die vielen Nägel in Himmel ’nei’g’schalg’n [sic] hat, wo die Geigen alle dran hängen!“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 35-36, Z. 35-36, 1-5)
- 5) „Wenn man bedenkt, was an einem Kragenknopf alles dranhängt: der Kragen, die Hemdbrust, die Krawatte usw.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 18-20)
- 6) „Er betrachtet sich das Magnet näher (besonders, wenn es sich um einen kurzsichtigen Fisch handelt) und schon hat ihn das Magnet erfasst, und warum ...“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 5-7)

### 5.1.2 Sprachliche Übergenaugigkeit und Ungenauigkeit

- 1) „ich hab’ nämlich früher in der Sendlingerstraße gewohnt.“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 5-6; siehe auch Aquarium III, S. 184)
- 2) „Seit so und soviel Jahren wohn’ ich jetzt schon in der ... .straße“ (SW 1, Aquarium II: S. 182)
- 3) „in der Sendlingerstraße“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 6, 7, 9; siehe auch Aquarium II: S. 182 und Aquarium III, S. 184)
- 4) „in den Häusern der Sendlingerstraße [...] Nicht in allen, nur in einem davon. In dem, das zwischen den anderen so drinsteckt [...]“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 9-11; siehe auch Aquarium II: S. 182 und Aquarium III: S. 184)
- 5) „Aber nicht im ganzen Haus, sondern nur im ersten Stock. Der ist unterm zweiten Stock [...]“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 12-13; siehe auch Aquarium II: S. 183 und Aquarium III: S. 184)
- 6) „der is unter’m zweiten Stock und obern Parterre, so zwischen drinn“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 7) „der is unterm 2. Stock und ober dem Parterre so zwischen drin“ (SW 1, Aquarium III: S. 184)
- 8) „da wohn’ ich innen drin in die Zimmer, aber auch nicht in alle Zimmer, sondern bloß im ersten Stock“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 9) „da geht in den zweiten Stock eine Treppe hinauf. Das heißt – sie geht schon auch wieder herunter, vielmehr wir, nicht die Treppe, gehen hinauf [...]“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 13-15; siehe auch Aquarium II: S. 183 und Aquarium III: S. 184)
- 10) „da geht bei uns in dem ersten Stock eine Stiege’nauf“ (SW 1, Aquarium II: S. 183 siehe auch Aquarium III: S. 184)

### 5.1.3 Spiel mit semantischen Werten und Merkmalen

#### 5.1.3.1 Kombination unterschiedlicher semantischer Werte

- 5) „dann hab ich wieder die ganze Gschicht beim alten lassen und hab an Vogel wieder ins Vogelhaus und d’Goldfisch wieder ins Aquarium getan, wos hingehören.“ (SW 1, Aquarium III, S. 185)
- 6) „Halt, seh’n Sie, wenn man’s richtig nimmt, passt eigentlich dieses Lied gar nicht für Zither, weil es doch in dem Lied heißt: »Ich trage wo ich gehe« – wenn ich aber Zither spiel’, sitz ich doch, weil ich unter’m Zitherspiel’n nicht gehen kann und zweitens hab ich gar keine Uhr bei mir, die hab’ ich versetzt.“ (SW 1, Uhr III: S. 194-195)
- 7) „wenn sich drei Schwestern heiraten, kann von einem Quartett keine Rede sein.“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 35-36)
- 8) „das von Bomben fast nicht unerheblich getroffene Finanzamt“ (SW 1, Fremdenfahrt: S. 156, Z. 8)
- 9) „das Bild einer fast totalen Zerstörung“ (SW 1, Fremdenfahrt: S. 156, Z. 21-22)
- 10) „Ich habe ein gutes Couplet gemacht und zu dem Couplet finde ich absolut keinen Refrain“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)

### 5.1.3.2 Semantische (In)Kongruenz

- 5) „Ich beschließe die heutige Versammlung und heiße Sie zum Schluß herzlich willkommen und begrüße Sie [...]“ (SW 1, UnpolRede: S. 46, Z. 17-18)
- 6) „eine Verwandte, nämlich meiner Mutter ihre Braut“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 36)
- 7) „Hingrafft ham sie sich zu dera Kasse wie die Wilden“ (SW 1, Quo vadis: S. 83, Z. 16-18)
- 8) „[...] nütze meine Uhr nicht so ab!“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 16-17)
- 9) „ein Schutzmann seinen Wecker ablaufen läßt“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 28)
- 10) „nun sind wir der sogenannten Hygiene unterworfen“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 19)
- 11) „Bei »Emfaf« kommt dies völlig in Hinwegfall, da die Krümmung des Magneten an und Pfirsich schon einem gekrümmten Wurm ähnelt.“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 1-3)
- 12) „Der Fisch betrachtet sich nun im Bedarfsfalle das Magnet und denkt sich dabei vielleicht »instinktivisch« ... Ja, was ist denn das für eine Angel?“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 3-5)
- 13) „die Herstellungskosten bedeutend zu ermäßigen“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 30-31)

### 5.1.3.3 Das semantische Merkmal [+Zeit]

- 8) „Solltest Du aber wieder nicht schreiben, so sage wenigstens dem Ueberbringer dieses Schreibens, wann und wo wir uns heute noch treffen.“ (SW 1, Liebesbrief I: S. 22, Z. 11-13)
- 9) „mei’ Doktor hat g’sagt: heut’ sind wir ein bisserl früh dran mit der Zeit und da soll’n wir die Vorträge a bisserl ausdehnen, hinausziehen“ (SW 1, Posaunensolo: S. 43, Z. 5-6)
- 10) „die gegenwärtig von Mexiko vorübergehend nach Rom reiste“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 27-28)
- 11) „ich lauf’ zum Beispiel schon jahrelang herum mit meiner Uhr ohne Zeiger; die hat doch gar keinen Wert! Eine *Uhr* ist sie natürlich auch so.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 34-36)
- 12) „ich lauf’ zum Beispiel schon jahrelang herum mit meiner Uhr ohne Zeiger; die hat doch gar keinen Wert! Eine Uhr ist sie natürlich auch so. – Sie werden doch nicht behaupten, daß es ein Papagei ist?“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 34-36, S. 97, Z.1)
- 13) „trotz meines 87 jährigen Halsleidens“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 12-13)
- 14) „Ich hab mich ja schon furchtbar geärgert! Heute nicht, nein, jahrelang schon“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 14-15)
- 15) „Ich könnte sie ja zum Uhrmacher geben, aber in dem Moment, wo ich sie dem Uhrmacher gebe, hab ich gar keine“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 1-2)
- 16) „können Hypotheken auf Star- und Maikäferhäuser vor dem 0.ten Dezember 1702 nicht gekündigt werden“ (SW 1, Narrenrede: S. 67, Z. 23-34)
- 17) „erst kurz“ = erst kürzlich (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 4)

- 18) „Es war bereits 4 Uhr 30 alte und 16 einhalb Uhr neue Zeit zugleich.“ (SW 1, FußballL: S. 133, Z. 5-6)
- 19) „Nun trat eine Pause ein, nach deren Ende plötzlich die Sanitätsmannschaft auf dem Platz Platz nahm.“ (SW 1, FußballL: S. 133, Z. 13-15)
- 20) „Nur einen Tag zu spät und dennoch zu spät.“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 14)

#### 5.1.3.4 Wiederholung semantischer Merkmale

- 1) „Um mich herum saß nirgends niemand – das große Schweigen ringsumher war still und lautlos.“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 18-20)
- 2) „Schlängelte mich amphibisch zu Platz Nr. 4376 hinauf.“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 30-31)
- 3) „Mit der Hand voll Tränen nehme ich die Feder zur Hand, um dir zu schreiben.“ (SW 1, Liebesbrief II: S. 190)

#### 5.1.4 Wortfelder

- 1) „Bitte, stellen Sie sich mal einen feinen Mann ohne Kragenknopf vor, wie der daherkommt!“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 21-22)
- 2) „Den einzigen Menschen, den ich mir ohne Kragenknopf vorstellen kann, das ist ein Matrose, aber es kann doch nicht jeder ein Matrose sein, da müsste ja jeder Mensch ein Schiff haben, und außerdem hat nicht jeder Matrose ein Schiff! Dasselbe ist's mit dem Kaffee.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 24-28)
- 3) „Stellen Sie sich mal einen Kaffee ohne Tasse vor! Mann kann ihn doch nicht aus der Kaffeemühle trinken!“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 29-30)
- 4) „Oder – einen Tisch ohne Füße – da braucht man ja überhaupt keinen Tisch, da kann man sich ja gleich auf den Boden setzen. Dasselbe ist's mit einer Uhr ohne Zeiger.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 30-33)
- 5) „ich lauf' zum Beispiel schon jahrelang herum mit meiner Uhr ohne Zeiger; die hat doch gar keinen Wert! Eine *Uhr* ist sie natürlich auch so.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 34-36)

#### 5.1.5 Pseudo-Etymologien und Wortbildungen

- 1) „ich hab' das Singen gelernt auf einer Maschine, auf einer Singemaschine“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 34, Z. 25-26)
- 2) „Folgedessen fangen die alle s' laffa o und laufen solange in der Arena 'rum, bis ganz erhitzt san und ganz rot, das ist dann der sogenannte Rotlauf. Jetzt ist man ein fertiger Teufel!“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 18-20)
- 3) „Ich trage ja die Uhr nur wegen der Kette, was will man denn sonst mit einer Uhrkette anfangen, das sagt ja schon das Wort: Uhrkette!! Das ist doch selbstverständlich, daß da eine Uhr daran sein muß, ich kann doch keinen Hund

hinhängen! Dann wär's ja eine Hundekette. Und wer wird einen Hund in die Westentasche hineinschieben? Niemand.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 6-12)

- 4) „Die Anwendung des »Emfaf« ist Knaben und Mädchen leicht. (Kurz gesagt kinderleicht.)“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 14)
- 5) „Während der Angelhaken aus Stahl und einem gebogenen Haken geformt ist, besteht das Magnet aus Mag und net.“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 32-34)
- 6) „Ja dann hab ich mir eine moderne Taschenuhr gekauft, wissens so eine moderne Armbanduhr, da war'n nur Zeiger drauf gar keine Ziffern, da muss ma immer erst raten wieviel Uhr das is. Nein, sag ich zu dem Uhrmacher, das is mir zu dumm, da gebn's mir lieber eine Wanduhr.“ (ebd.: S. 193)
- 7) „Ich bin auch einmal eingegangen, da hab ich mir a Taschenuhr kauft um 100.- Mark, acht Tag lang lauf ich mit der Uhr rum und weil keine Zeiger und kein Zifferblatt dran war'n, net, a Zifferblatt is doch d'Hauptsach bei einer Uhr, aus lauter Gift hab ich dann die [U]hr an d'Wand hingworfen, weil i mir denkt hab, dann wird'd vielleicht a Wanduhr [...].“ (ebd., Uhr III: S. 194)

### 5.1.6 Absurdität

- 1) „Sehen Sie, wie mir mein Vater das Gitarrespielen hat lernen lassen, hat er mir bei einem Tändler eine ganz alte Gitarre gekauft, auf der Gitarre war keine einzige Saite mehr drauf; also nicht einmal eine – aber mein Vater hat gesagt, zum Lernen ist die gut genug.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 7-10)
- 2) „Das war so eine Arbeit, wie ich mit der Uhr [Wanduhr] das erstemal spazieren ging, da sind mir immer die Gewichte zwischen die Füße gekommen und der Nagel hat mir weh getan.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 32-34)
- 3) „Jch wohne gleich beim Jsartor – und wenn ich in der Früh nausgeh aus'm Haus hab ich die grosse Uhr vor mir, ich bräucht eigentlich gar koa Taschenuhr, weil wenn ich da in der Früh vorbeigeh, schau ich immer auf die grosse Jsartoruhr und da merk ich mir dann den ganzen Tag wie viel Uhr dass is.“ (SW 1, Uhr II: S. 193, Z. 28-32)
- 4) „wenn sich drei Schwestern heiraten, kann von einem Quartett keine Rede sein.“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 35-36)
- 5) „Ich könnte sie ja zum Uhrmacher geben, aber in dem Moment, wo ich sie dem Uhrmacher gebe, hab ich gar keine, also ist's doch gescheiter, wenn ich wenigstens die hab', wenn sie auch nicht geht; das weiß ich ja sowieso – sie kann ja auch nicht gehen, ohne Zeiger. Das heißt, gehen kann sie schon – innen – aber sie zeigt es nicht an, drum hat auch die ganze Uhr keinen Wert.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 1-6)
- 6) „mit dem Magneteisen d'Hühneraugen aus'm Ellenbogen herauszieht“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 18-19)
- 7) „vier goldene Jungfrauen [...] ein vernickeltes Butterbrot in der Hand“ (SW 1, Weltuntergang: S. 99, Z. 15-17)
- 8) „einen elektrischen Straßenbahnmotorwagen kaufen, selbstverständlich kein modernes Modell“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 5-6)
- 9) „[...] die Wagen mit 30 Sitz- und 16 Stehplätzen. In welchen ich also allein bequem Platz gehabt hätte.“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 9-10)
- 10) „[...] ich war übergücklich, daß ich keinen Straßenbahnwagen bekommen habe.“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 21-22)



- 11) „Aber wer leiht ein Auto her? – Niemand! – Doch! Bei jeder Kraftfahrerschule bekommt man dieselben inklusive Fahrlehrer[...].“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 35-36)
- 12) „[...] natürlich muß man dasselbe nach Beendigung des Kurses wieder zurückgeben, ebenfalls den Lehrer.“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 1-2)
- 13) „Wie kam es, fragte ich mich selbst, daß ich zur Olympiade zu spät kam?? Ich blieb mir die Antwort nicht schuldig: »Ihr Leichtsinn ist daran schuld!« erscholl es von meinen Lippen. (Ihr bedeutet ich selbst.) Denn aus Eigentrotz sage ich selbst zu mir nicht »Du«, sondern »Sie«, weil man da vor sich selbst vielmehr Respekt hat, als mit der Duzerei.“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 9-14)
- 14) „Schnupfen [...] kein Taschentuch, keinen Staublumpen [...] aber die Not macht erfinderisch, an Staubsauger hab ich den ganzen Tag an die Nasen hingehbt und wunderbar ist es gegangen. Am andern Tag [...] Stromsperre.“ (SW 1, Gegenwart: S. 163, Z. 3-7)

### 5.1.7 Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten

- 1) „[...] der mit der kleinen Geige könnte ja schon unterm geigen [sic] marschieren, aber der mit der Bassgeige könnte nicht zu gleicher Zeit marschieren, weil die Bassgeige steht ja am Boden“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 25-28)
- 2) „drum kann er auch nicht geigen, das heisst, er könnte schon geigen, aber unterm marschieren kann er net stehn bleiben“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 29-31)
- 3) „zwei Stecken zu gleicher Zeit in die zwei Löcher“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 1-2)
- 4) „die Trompet'n hätt' ich schon lange nicht mehr, wenn i's damals auch hergeb'n hätt, - in der Messingsammlung, weil da hat man alles hergeb'n müssen“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 6-7)
- 5) „Denn was will man in Hofgarten anders 'nunter tun, als Kanonenrohr??“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 28-29)
- 6) „Da passen doch zum Beispiel Nähmaschinen und so was gar net 'nunter!“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 1)
- 7) „Glauben Sie, daß ein Uhrmacher, [...] auf alle die tausend Uhren hinschaut, [...] er schaut nur auf eine, die andern verkauft er an die Leute, die eine Uhr brauchen, einer der keine Uhr braucht, der kauft sich ja sowieso keine.“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 25-29)
- 8) „Enden tat das Spiel mit dem Sieg der einen Partei – die andere Partei hatte den Sieg verloren. Es war vorauszusehen, daß es so kam“ (SW 1, FussballL: S. 133, Z. 17-19)
- 9) „Da begannen die 45 000 Menschen ein 90 000händiges Applaudieren.“ (SW 1, FussballL: S. 133, Z.1-2)
- 10) „Und alle 45 000 Menschen wären naß geworden bis auf die Haut, die sich ja bei jedem Menschen unter den Kleidern befindet.“ (SW 1, FussballL: S. 132, Z. 28-30)
- 11) „Das Betasten der Nahrungsmittel zum Zweck der Prüfung ist verboten.“ (SW 1, Klagelied: S. 133, Z. 36, S. 134, Z. 1)
- 12) „drückte mich zusammen, daß ich beinahe aussah, wie ein Pfannkuchen, legte mich wieder in das Körbchen“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 30-31)

- 13) „wir blieben auf dem Tisch stehen, obwohl wir fast von allen Gästen berührt, zerdrückt und angehustet wurden“ (SW 1, Klagelied: S. 135, Z. 30-31)
- 14) „diese [die Seele] ist unsichtbar, das ist wissenschaftlich einwandfrei bewiesen, da bei Röntgenaufnahmen, die alle inneren Organe des menschlichen Körpers zeigen, noch nie die Seele sichtbar gewesen ist.“ (SW 1, Jenseits: S. 147, Z. 23-26)
- 15) „Aber, daß ein Mensch, der bereits das Diesseits verlassen hat, nicht nur im Jenseits, sondern auch im Diesseits und nicht nur seelisch, sondern genau wie er gelebt hat, weiterlebt, habe ich erst im Kino in einem älteren Film gesehen, in welchem ein vor Jahren verstorbener Filmschauspieler seine Rolle heute noch spielt. Es gibt also in unserer Gegenwart zwei Weiterleben nach dem Tod: Eines im Jenseits, und eines im - - Kino.“ (SW 1, Jenseits: S. 149, Z. 34-36; S. 150, Z. 1-4)
- 16) „Ja, wenn's aus Holz wäre, hätt' man's schon lang einheizen können, aber Stein brennt nicht.“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)

### 5.1.8 Scheinbare Kausalitäten von Sachverhalten – Wahrheitswert

- 1) „weil immer die Straßenbahn [„Trambahn“ Aquarium II, S. 182 und Aquarium III, S. 184] durchfährt“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 8 siehe auch Aquarium II: S. 182 und Aquarium III: S. 184)
- 2) „weil in der Straße selber könnt' man ja nicht wohnen, weil immer die Trambahn durchfährt.“ (SW 1, Aquarium II: S. 182)
- 3) „Ich hätte ja so ein rundes Aquarium auch haben können, dann wäre aber die Ecke nicht ausgefüllt.“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 19-21)
- 4) „Das hab' ich aber erst am andern Tag gemerkt, und ein Goldfisch ist über den Rand geschwommen und auf den Fußboden hinuntergefallen, weil wir in dem Zimmer, wo das Aquarium steht, einen Fußboden haben. Nun hat aber der Fisch am Boden kein Wasser gehabt, weil wir so, außer im Aquarium, kein Wasser im Zimmer haben.“ (SW 1, Aquarium I: S. 14, Z. 10-13; siehe auch Aquarium II: S. 184 und Aquarium III: S. 185)
- 5) „weil da immer eins [Wasser] d'rinn ist“ (SW 1, Aquarium II: S. 184)
- 6) „weil in dem Haus, wo wir da wohnen, ist ein erster Stock“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 7) „weil die Hausfrau, die is auch da eingezogen, wo ich wohne“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 8) „weil's schon's Wort sagt, es ist auch eins“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 9) „weil es Milchglas auch gibt“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 10) „weil ich hab ein extra Wohnzimmer wo ich schlaf“ (SW 1, Aquarium III: S. 184)
- 11) „so ist es aber natürlich noch kein Aquarium, weil so rüber (zeigend) sind auch zwei Wände und die zwei Wände und die zwei Wände sind an den Ecken zusammengemacht, damit dieselben nicht auseinanderfallen, weil, wenn's nicht zu samm' gemacht wären, täten's immer auseinanderfallen.“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 12) „Damit aber das Wasser nicht rausläuft, deshalb ist der Boden da.“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 13) „weil s' keinen Halt drinn g'habt haben“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)

- 14) „Warum hast du solange nicht geschrieben? – wo Du doch neulich geschrieben hast, daß Du mir schreibst, wenn ich Dir nicht schreibe!!“ (SW 1, Liebesbrief I: SW 1, Aquarium II: S. 21, Z. 30-32)
- 15) „an Schluss weiss ich schon, aber wenn ich mit’n Schluss anfang werd’ ich zu früh fertig“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 34, Z. 32-33)
- 16) „für die Gitarre hab’ ich einen Sack machen lassen aus Wachseleinwand – der Sack ist immer grösser und grösser wor’n, weil er aus Wachseleinwand war.“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 35, Z. 16-19)
- 17) „Bei einem Geiger werden Sie nie sehen, dass der, net weil sei’ Geig’n net, weil eine Geige nicht tröpfelt, ausserdem es geigt einer draussen beim Regenwetter, auf der Strasse [...]“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 20-22)
- 18) „»Eisenstahlbeton« das sagt schon das Wort, da gibt’s kein Brechen, so eine Brücke ist ein ewiges Werk. Aber wie die fünf Brücken aus Eisenstahlbeton fertig waren, ist ein Hochwasser gekommen und hat die fünf Eisenstahlbetonbrücken weggeschwemmt.“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 23-26)
- 19) „Die drei hölzernen Isarbrücken sind stehen geblieben, weil die nicht aus Eisenstahlbeton waren.“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 27-28)
- 20) „d’Frauenkirch ist .. nein ... die ist noch nicht zammgefalln ... warum? weils heut noch dasteht“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 32-34)
- 21) „Und heut stehts noch da, warum? Weils eben noch nicht eingfalln ist = Da sieht man, dass de Leut früher viel mehr können haben und waren nicht so eingebildet“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51-52, Z. 36, 1-2)
- 22) „Sollten dagegen die Münchner Schlittschuhläufer wegen dem eingetretenen Weißbrotmangel vor Ablauf vorigen Jahres ihre Schlittschuhe nicht doppeln lassen, so sind auf Kosten des Fremdenverkehrs starke, gewitterartige Niederschläge zu erwarten.“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 34-36, S. 99, Z. 1-2)
- 23) „Leider aber hat sich der Bürgermeister im Finstern verlaufen, weil am Zeppelin-Luftschiff keine Hausnummer dort war“ (SW 1, Weltuntergang: S. 99, Z. 2-4)
- 24) „Gestern nachmittags um 9 Uhr sitz ich im Restaurant »zur verfaulten Blutorange« und weil ich am Tag vorher meine goldene Uhr zum Konditor trag’n hab’, zum reparieren, hab’ ich einen solchen Heißhunger kriegt“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 6-9)
- 25) „die leeren Theater [...] nur durch das Ausbleiben des Publikums.“ (SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 103, Z. 27-28)
- 26) „Schuld daran – nur der Staat. Warum wird kein Theaterzwang eingeführt?“ (SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 103, Z. 28-29)
- 27) „Kein Schüler würde die Schule besuchen, wenn er nicht müßte.“ (SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 103, Z. 31-32)
- 28) „Nur durch solche eminente Machtmittel kann man den leeren Häusern auf die Füße helfen, nicht durch Freikarten – nein – nur durch Zwang – und zwingen kann den Staatsbürger nur der Staat!“ (SW 1, Zwangsvorstellungen: S. 105, Z. 30-33)
- 29) „Nehmen wir einen kommenden Krieg an z. B. zwischen Frankreich und Deutschland – geführt mit meiner Methode. [...] langes dickes Drahtseil in der Länge der Zugspitze [...]. Die beiden Generalstäbe stehen auf der Schiedsrichtertribüne [...] Beginn des kriegesischen Tauziehens [...]. Keine Blutstropfen – nur Schweißtropfen – werden bei diesem Kriege fließen! Und hat nun eine feindliche Partei ihren Gegner in ihr Land gezogen, so hat dieselbe 1000 Gefangene gemacht, und somit den Krieg gewonnen. Der besiegte Gegner zahlt die

Auslösungssumme (je nach Übereinkommen) für seine Gefangenen. Gesunde – frohe Menschen kehren vom Kriege heim ....! Also – macht aus den kommenden Kriegen große Sportsfeste zum Heile der ganzen Menschheit auf Erden!“ (SW 1, KVWeltpolitik: S. 113, Z. 20-36)

- 30) „Frau Huber [...] drückt mir den Brustkorb ein [...] fühl mal das Brötchen an [...] Herr Huber [...] hatte sich mit seinem Taschentuch eben die Nase geputzt“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 22-28)

### 5.1.9 Die Absurdität konditionaler Szenarien

- 1) „Mein Vater hat mir gestern auch geschrieben; er schreibt, daß er Dir geschrieben hätte. Du hast mir aber kein Wort davon geschrieben, daß Dir mein Vater geschrieben hat. – Hättest Du mir geschrieben, daß Dir mein Vater geschrieben hat, so hätte ich meinem Vater geschrieben, daß Du ihm schon schreiben hättest wollen, hättest aber leider keine Zeit gehabt zum Schreiben, sonst hättest Du ihm schon geschrieben.“ (SW I, Liebesbrief I: S. 21-22, Z. 32-36, 1-2)
- 2) „Seit langer Zeit hast du mir nicht geschrieben. [...] Wo Du mir doch kürzlich in einem Brief sagtest, daß Du mir schreiben würdest, wenn ich Dir nicht schreiben würde.“ (SW 1, Liebesbrief II: S. 190)
- 3) „Mein Vater hat mir gestern auch geschrieben. Er sagt mir, daß er Dir geschrieben hat. Du dagegen, Du hast mir kein Wort geschrieben, um mir zu sagen, daß er Dir geschrieben hätte. Wenn Du mir geschrieben hättest, dass mein Vater Dir geschrieben hat, hätte ich an meinen Vater geschrieben, daß Du ihm schreiben wolltest, aber leider nicht die Zeit zum schreiben [sic] hättest, sonst hättest Du ihm schon geschrieben.“ (SW 1, Liebesbrief II: S. 190)
- 4) „Wenn Du nicht schreiben könntest, wäre das was anderes, [...] Wenn Du mir auch dieses Mal nicht schreiben solltest, dann schreib mir wenigstens [, sic] um mir zu sagen, daß Du mir überhaupt nicht schreiben willst. Ich werde so wissen, warum Du mir niemals geschrieben hast.“ (SW 1, Liebesbrief II: S. 190)
- 5) „Postillone, die haben auch so kleine Trompeten g’habt, die hab’n’s hergeb’n müssen, als wie wenn dös was ausg’macht hätt’, aber besser war es doch wie gar nichts. Bloss die grossen Kanonen im Hofgarten, die hab’n’s nicht hergeb’n, weil des weiss ich auch nicht warum, weil des wär des richtige Metall gewesen, da liegen nämlich 100 Kanonenrohr umanand, aber die hat man nicht abgeben können, weil sonst keine mehr drunt liegen würden.“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 1)
- 6) „Ich setze den Fall, daß ich aber doch einen Wagen bekommen hätte, dürfte aber im Straßenbahngeleise nicht fahren, so hätte ich mir eben im schlimmsten Falle auf meine Kosten in der Stadt Privatgeleise legen lassen müssen, was mit sehr großen Unkosten verbunden gewesen wäre.“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 23-27)
- 7) „Hätte ich Tränen dabei gehabt, ich hätte dieselben geweint.“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 20-21)

## 5.2 Weitere in der Arbeit nicht analysierte Kategorien und Beispiele valentinischer Sprachproduktion

In diesem Teil des Anhangs werden weitere Beispiele valentinischer Sprachproduktion und des valentinischen Sprachspiels aufgeführt. Eine nähere Analyse wurde in dieser Arbeit nicht vorgenommen. Somit stellen die hier genannten Beispiele mögliche Kategorien für eine zukünftige und weitere Analyse der Sprache K.V.s dar.

Auf die Beispiele in „Nicht-hochsprachliche Lexik“ soll hier im Besonderen hingewiesen werden, da diese Liste von Beispielen zeigen soll, dass Dialekt bzw. Mundart in den Texten K.V.s vorkommt, sie aber keine vordergründige Rolle im Sprachspiel hat.

### 5.2.1 Valentinische Wörter

Im Folgenden werden für K.V. typische Wörter und Textstellen aufgeführt. Das erste Beispiel („modern“) wurde in der Kategorie „Wortfelder“ bereits erwähnt und kommt in weiteren Kategorien ebenfalls vor. Ein entsprechender Verweis auf die Listung an dieser Stelle befindet sich im jeweiligen Kapitel.

#### 5.2.1.1 modern

- 1) „so eine **moderne** Taschenuhr“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 26)
- 2) „eine **moderne** Taschenuhr“ (SW 1, Uhr II: S. 193; 2 Mal)
- 3) „so eine **moderne** Armbanduhr“ (SW 1, Uhr II: S. 193)
- 4) „**moderne** Operettenmusik“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 17)
- 5) „Wie der **moderne** Maler malt, so kann der **moderne** Schriftsteller schreiben.“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 24)
- 6) „[...] riß alle **modernen** Eisenbetonbauten um, die **unmodernen** alten Holzbrücken blieben stehen.“ (SW 1, Hochwasser: S. 103, Z. 5-7)
- 7) „Bei den elektrischen Schnellzügen, die einen Gipfel der deutschen **modernen** Technik darstellen, haben sich die alten Gasfuneln (aus dem Jahr 1880 ungefähr) so gut bewährt, daß dieselben jetzt in den **modernen** Münchner Straßenbahnwagen statt der elektrischen Glühlampen eingeführt werden sollen.“ (SW 1, Starnberger See: S. 124, Z. 1-22)
- 8) „Ich wollte mir kürzlich einen elektrischen Straßenbahnmotorwagen kaufen, selbstverständlich kein **modernes** Modell, sondern einen alten ausrangierten [...]“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 5-7)

### 5.2.1.2 direkt

- 1) „**direkt** Angst hab’ ich, wenn um 4 Uhr die Schule aus ist (SW 1, Landgendarm: S. 27, Z. 14)
- 2) „widrigenfalls ohne **direkt**, oder besser gesagt inwiefern, nachdem naturgemäß es ganz gleichwertig erscheint [...].“ (SW 1, UnpolR I: S. 45, Z. 23)
- 3) „es geht gleich **direkt** in d’ Höll ’nei [...].“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 34)
- 4) „mit so einem Vater muss man sich **direkt** schämen.“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 26)
- 5) „Also gestern war ein **direkter** Freudentag für mich.“ (SW 1, QuoV: S. 83, Z. 29)
- 6) „man ist ja **direkt** darauf angewiesen, auf den Kragenknopf!“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 17-18)
- 7) „eine **direkte** Völkerwanderung von der Stadt bis zum Fußballplatz.“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 19-20)
- 8) „Zum Frühschoppen kommt schon um 10 Uhr **direkt** vom Bahnhof die Familie Huber aus Neuburg.“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 20-21)
- 9) „aber **direkt** vom Büfett.“ (SW 1, Klagelied: S. 135, Z. 27)
- 10) „Es wirkt heute **direkt** lächerlich, wenn ein armer Kranker vom Doktor gewarnt wird, Sie dürfen sich nie mit vollem Magen ins Bett legen [...].“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 14)
- 11) „das ist also ein **direktes** Aquarium, weil’s schon’s Wort sagt [...].“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)
- 12) „eine **direkte** Ursache.“ (SW 1, Aquarium II: S. 194)

### 5.2.1.3 Magnet – Fisch aus Eisen

- 1) „Ja wenn er [der Fisch] aus **Eisen** wäre, dann hätte ich einen **Magnet** genommen und die Sache wäre erledigt gewesen. [...] daß die **Fische nicht aus Eisen** sind [...]“ (SW 1, Aquarium I: S. 14, Z. 18-20)
- 2) „währenddessen mein jüngster Sohn sich mit dem **Magneteisen** d’Hühneraugen aus’m Ellbogen herauszieht [...].“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 17-19)
- 3) „Statt dem scheußlichen Mordinstrument, »Angelhaken« genannt, tritt nun das **Angelmagnet**.“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 31-32)
- 4) „besteht das **Magnet** aus **Mag** und **net**.“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 33-34)
- 5) „da die Krümmung des **Magnet** an und Pfirsich schon einem gekrümmten Wurm ähnelt.“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 2-3)
- 6) „Der Fisch betrachtet sich nun im Bedarfsfalle das **Magnet** [...].“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 3-4)
- 7) „Er betrachtet sich das **Magnet** näher [...] und schon hat ihn das Magnet erfaßt [...].“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 5-7)
- 8) „Weil der **Fisch »Eisen«** in sich hat, das **Eisen** wird bekanntlich vom **Magnet** angezogen.“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 8-9)
- 9) „Wie werden aber die Fische **eisenhaltig**?“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 9; eisenhaltig auch S. 137, Z. 17)
- 10) „falls er sich dem **Magnet** nähert [...].“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 18-19)
- 11) „also in diesem Falle am **Magnet** haftet.“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 20-21)

- 12) „Nach der Entfernung des Fisches vom **Magnet** wird der Magnet »abgetrocknet« [...].“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 21-22)

### 5.2.2 Valentinische Phrasen

An dieser Stelle werden Wortgruppen aufgeführt, die bei K.V. ebenso wie die „Valentinischen Wörter“ typisch sind und in verschiedenen Texten vorkommen. Eine Analyse der Wortgruppen wurde in dieser Arbeit nicht vorgenommen.

#### 5.2.2.1 „von der Natur eingerichtet“

- 1) „Drum ist eben alles **von der Natur so wunderbar eingerichtet**.“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 31-32)
- 2) „Drum is eben alles **von der Natur so wunderbar einricht**.“ (SW 1, Aquarium III: S. 185)
- 3) „Aber es ist ja wieder **von der Natur so schön eingerichtet**, daß die Fische nicht aus Eisen sind, sonst könnten sie ja erstens nicht schwimmen, und zweitens könnte man sie ja dann nicht essen.“ (SW 1, Aquarium I: S. 14, Z. 19-22)
- 4) „drum ist eben dös **von der Natur so schön eingerichtet**, dass eben die Wachtparade unterm Marschieren Trompet’n blas’n und nicht Geigen spielen.“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 31-33)

#### 5.2.2.2 „das Wort sagt schon“

- 1) „»Eisenstahlbeton« **das sagt schon das Wort**, da gibt’s kein Brechen, so eine Brücke ist ein ewiges Werk.“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 23-24)
- 2) „Sehn’s da hab ich meine Nichte gemacht, die ist überhaupt nicht zum photographieren, **des sagt schon das Wort** Nicht-Nichte.“ (SW 1, Photograph: S. 59, Z. 17-18)
- 3) „Ich trage ja die Uhr nur wegen der Kette, was will man denn sonst mit einer Uhrkette anfangen, **das sagt ja schon das Wort** Uhrkette!“ (SW 1, Kragenknopf: S. 97, Z. 6-8)
- 4) „da haben wir in dem Zimmer drin’ ein Aquarium, das ist als ein direktes Aquarium, weil’s **schon’s Wort sagt**, es ist auch eins, aber wir glauben’s nicht, daß wirklich eins ist;“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)

### 5.2.2.3 „die Hauptsache ist“

- 1) „aber **die Hauptsache ist**, daß ich mich selbst begleiten kann.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 2-3)
- 2) „das [die Zeiger und das Ziffernblatt] ist dich eigentlich **die Hauptsache** von einer Uhr.“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 20-21)
- 3) „Dann kommt **die Hauptsache!**“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 12-13)
- 4) „**Die Hauptsache ist** schließlich doch, daß der Schönschreibunterricht in den Volksschulen nicht mit dem Walchensee in Fühlung kommt [...].“ (SW 1, Narren: S. 67, Z. 12-14)
- 5) „Jetzt **die Hauptsache** vom ganzen Aquarium ist der Boden [...].“ (SW 1, Aquarium II: S. 183)

### 5.2.3 Nicht-hochsprachliche Lexik

- 1) „dann tät ich Dir überhaupt nicht schreiben“ (SW 1, Liebesbrief I: S. 22, Z. 5-6)
- 2) „bei einem Tändler“ (SW 1, Uhr I: S. 25, Z. 8)
- 3) „unterm Gitarrespielen“ (SW 1, Uhr I: S. 26, Z. 3-4, Z. 6)
- 4) „amal“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 35, Z. 31)
- 5) „Gletzenkopf“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 35, Z. 34)
- 6) „das tät ich mir noch g’fall’n lass’n“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 36, Z. 2)
- 7) „net“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 14, 15, 20, 21, 23, 34, 36), aber auch: „nicht“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 21)
- 8) „dös muass ja net sein, drum wern’S“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 23)
- 9) „Wachtparad“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 24)
- 10) „dahermarschier“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 24)
- 11) „ham“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 24)
- 12) „unterm Gehen“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 29)
- 13) „unterm marschieren [sic]“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 30-31)
- 14) „unterm Marschieren“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 32-33)
- 15) „unterm geigen [sic]“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 26)
- 16) „drum“ (SW 1, Posaunensolo: S. 41, Z. 29)
- 17) „nämli“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 1)
- 18) „dene“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 1)
- 19) „hineinkomma“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 2)
- 20) „als wie“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 4-5, 21)
- 21) „für Ihnen“ (SW 1, Posaunensolo: S. 43, Z. 8)
- 22) „umanand“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 24-25)
- 23) „umanander“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 33)
- 24) „drunt“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 26)
- 25) „statt denen Trompetln“ (SW 1, Posaunensolo: S. 42, Z. 35)



- 26) „die frühern Leut“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 52, Z. 3)
- 27) „passen tut er nicht“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 10)
- 28) „No ja, des werns“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 10)
- 29) „hörn“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 10)
- 30) „Spiels zu“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 11)
- 31) „Hams“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 19)
- 32) „hams“(SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 9)
- 33) „ham“(SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 22; S. 52, Z. 3, 4, 5)
- 34) „hams ghabt“(SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 36)
- 35) „glei“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 26)
- 36) „net“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 26)
- 37) „dazua“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 26)
- 38) „taglang“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 27)
- 39) „anschaun“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 50, Z. 35)
- 40) „heutzutag“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 16), aber auch: „heutzutage“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 18)
- 41) „gibts“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 23)
- 42) „weggschwemmt“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 26)
- 43) „wars“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 28, 29)
- 44) „zusammengfalln“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 32), aber auch: „zusammen gefallen“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 29-30, 30-31)
- 45) „zammgfalln“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 51, Z. 33)
- 46) „eingfalln“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 52, Z. 1)
- 47) „de Leut“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 52, Z. 1)
- 48) „viel mehr können haben“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 52, Z. 1-2)
- 49) „die frühern Leut“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 52, Z. 3)
- 50) „gmacht“ (SW 1, Tannenbaum I: S. 52, Z. 4)
- 51) „wurd’gebaut“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)
- 52) „is a g’spassige Wache“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)
- 53) „am bauen [sic]“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)
- 54) „passiern tat“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)
- 55) „tat man sich gar nicht wundern“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)
- 56) „deppert“ (SW 1, Tannenbaum II: S. 211)
  
- 57) „zünftigste Teufel, den Sie Ihnen denken können“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 15-16)
- 58) „No ja“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 18)
- 59) „des“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 18)
- 60) „is“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 18, u.a.)
- 61) „mei’ G’schäft“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 18)
- 62) „net“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 18 u.a.)
- 63) „drunt“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 19)
- 64) „a“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 24)
- 65) „an“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 25)
- 66) „nochamal“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 25)
- 67) „amal“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 26)
- 68) „koa“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 26)
- 69) „woaß“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 28)
- 70) „i“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 15, u.a.)

- 71) „koane“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 29)
- 72) „koa“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 17)
- 73) „Wia“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 29)
- 74) „g’storb’n“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 29)
- 75) „nauf“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 31)
- 76) „abi“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 31)
- 77) „wegg’fahr’n“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 33)
- 78) „moana“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 34)
- 79) „Dös“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 35, häufig in den Texten mit dialektalem Einschlag zu finden)
- 80) „des“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 34)
- 81) „fei“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 35)
- 82) „oan“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 4)
- 83) „oana“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 36)
- 84) „Hörndln“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 5)
- 85) „runterto“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 7)
- 86) „g’spassiges G’fühl“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 10)
- 87) „hint’nunterhängt“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 4)
- 88) „fangen die alle s’ laffa o und laufen [...]’rum“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 18-19)
- 89) „san“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 20, u.a.)
- 90) „Hernach“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 26)
- 91) „holen taten“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 32-33)
- 92) „taten [...] fertig werden“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 33-34)
- 93) „allweil“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 33)
- 94) „gar nimmer“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 33-34)
- 95) „gnua“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 8)
- 96) „dö“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 8), = die
- 97) „Teufi“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 24) ↔ „Teufel“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 15)
- 98) „kann doch koa Teufi net aushalt’n“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 17-18)
- 99) „a bluatige Liegerei“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 26)
- 100) „ma“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 31) = wir
- 101) „O mei“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 32)
- 102) „Zündhölzl“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 1)
- 103) „D’Schwiegermuatter“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 2)
- 104) „mir“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 5, u.a.) = wir
  
- 105) „ummarennst“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 8)
- 106) „liaben“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 8, 11)
- 107) „kimmt“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 11)
- 108) „Glasln“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 15)
- 109) „Wassermadl“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 16)
- 110) „brauchat“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 23)
- 111) „derfa“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 27)
- 112) „lauta“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 27)
- 113) „kriagt“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 28)
- 114) „Madl“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 29)
- 115) „amal“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 30)
- 116) „arbat’n“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 32)

- 117) „brauchat“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 33)
- 118) „nimmer“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 33)
- 119) „tät“ (Konjunktiv) (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 7)
- 120) „net vui“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 7)
- 121) „z’schnabeln“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 23)
- 122) „an ganzen Tag“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 24)
- 123) „in der Schul“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 23)
- 124) „Lieabste“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 24)
- 125) „in der Schui“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 24)
- 126) „kunt“ (könnte) (SW 1, Lebenslauf I: S. 77, Z. 31)
- 127) „in’s andere“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 9)
- 128) „kriegt“ (SW 1, Lebenslauf I: S. 78, Z. 29)
- 129) „greußlicher Kuchelratz“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 22-23)
- 130) „verfluchtes Osterbetzerl“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 28)
- 131) „unappetitlicher Hausherrn-Idiot“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79-80, Z. 36, 1)
- 132) „3 Pfund Äpfe 25 Pfening“ (SW 1, Lebenslauf II: Titel)
- 133) „kaufts ma Birn und Äpfe a“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 7)
- 134) „Tafeobst“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 8)
- 135) „Mei Tafelobst“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 29)
- 136) „enk“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 10)
- 137) „suchts enk was außa“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 10)
- 138) „moants i stell mi her drei Stund“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 11)
- 139) „Gengas her“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 16)
- 140) „Gengas zua“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 16)
- 141) „nehmas eahna“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 17)
- 142) „an wuchtigen G’schäftsgang“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 17-18)
- 143) „heut ziagns wieder alle vorbei“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 18)
- 144) „meine Äpfe san o’sstessen“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 22)
- 145) „Tua geh“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 22)
- 146) „Beißt mir net neulings oane in an Apfe nei“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 26)
- 147) „dö san aber sauber“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 27)
- 148) „flacka“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 29)
- 149) „lassat“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 33)
- 150) „Wia“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 33)
- 151) „koppt“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 34)
- 152) „gmoant“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 79, Z. 35)
- 153) „eahm“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 1)
- 154) „noch net“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 3)
- 155) „Ja, du derfst dir ja direkt was einbilden, wenn ich mein Obstkarren vor den vierstöckigen Taubenkobl hinstellen mag“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 4-6)
- 156) „derfst“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 4)
- 157) „oaner“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 7)
- 158) „tat“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 8) (täte)
- 159) „Mit der Juri kanns unseroaner net packa, da mußst dir schon mitn“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 8-9)
- 160) „Juri“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 8) (Justiz)
- 161) „Mai“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 16) = Maul
- 162) „aufigondelt“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 12)

- 163) „hat di g'stroaft“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 16)  
 164) „daherziagn“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 20)  
 165) „bin ich naus bei der Tür“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 29)  
 166) „neulings“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 80, Z. 34)  
 167) „g'stessn“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 81, Z. 3)
- 168) „de Hausmoasterin“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 4)  
 169) „de“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 4, u.a.)  
 170) „fufzehni“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 4)  
 171) „neikemma“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 5)  
 172) „jetzt schauns eahna o“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 5)  
 173) „ko“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 6)  
 174) „siemi“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 6)  
 175) „wui“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 6)  
 176) „Millikübi“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 7)  
 177) „einitoa“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 7)  
 178) „den wo“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 7)  
 179) „onistellt“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 8)  
 180) „wei“ (weil) (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 8)  
 181) „fruah“ (früh) (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 8)  
 182) „aufstenga“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 8)  
 183) „ozogn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 10)  
 184) „da Hoferin“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 10)  
 185) „ummibretsch“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 11)  
 186) „dawei“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 11)  
 187) „kimmt“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 11)  
 188) „pomadi“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 11)  
 189) „d'Stiagn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 12)  
 190) „aufakrabet“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 10)  
 191) „Tua de fei du“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 12)  
 192) „tua Di fei Du no oamal“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 20-21)  
 193) „Gütazug“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 12)  
 194) „Millibankert“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 13)  
 195) „an Buam oane gwischt“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 14)  
 196) „eahm“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 14)  
 197) „auskemma“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 14)  
 198) „dablicka“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 17)  
 199) „Bankert“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 17)  
 200) „Senflöffin“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 18)  
 201) „rotharatn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 18)  
 202) „Kommisloabikopf“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 18)  
 203) „Brotbrocka“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 21)  
 204) „dakrei“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 21)  
 205) „na dakrei i Dir die Fassad, daß D' moanst, da Blitz hat Di gstroaft“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 21-22)  
 206) „Du hoaßt mi an altn Brotbrocka“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 23)  
 207) „na tuast eahm zerst schneitzn, sunst dafallt er sich noch amal über sei eigene Rotzglockn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 27-28)

- 208) „»I bin Gott sei Dank a reinliche Person und über meine Kinda und über mei reells Gschäft sagst mir nixen, Du Hausmoastaschuxn, Du z’ammgschneckelte«, sagte sie zu mir“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 28-30)
- 209) „»Dir gib i nacha a Hausmoastaschuxn, über Dei reelles Gschäft sollst aa no renommieren, Du bist ja wega Deiner Gipswasserhandlung länger in Stadlheim drauß, als wia in Deiner Milliburg und wennst in Deiner Wohnung koa Wasserleitung hättst, dann wärst ja schon lang da Gant, denn Dei dappiga Mo«, hab i gsagt, »ko de mitn Zahnstochaschnitzln net dahalt’n!«“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 31-36)
- 210) „Hausmoastaschuxn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 30, 31)
- 211) „Gant“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 35)
- 212) „Die dappiga Mo“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 35)
- 213) „Zahnstochaschnitzln“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 36)
- 214) „dahalt’n“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 36)
- 215) „Millitandlerin“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 82, Z. 23)
- 216) „Spui“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 1)
- 217) „poussiern“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 2)
- 218) „waar“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 2)
- 219) „ausspannah häst woll’n“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 3-4)
- 220) „Rufaschmarrn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 12-13)
- 221) „kost“ (du kannst) (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 13)
- 222) „außi kimmst“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 16)
- 223) „sunst“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 16, u.a.)
- 224) „d’Stiagn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 17)
- 225) „obi“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 17)
- 226) „rinnaugade Hausmoastadreckdrossel“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 1-2)
- 227) „Münchnerkindlkellerredoutn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 3)
- 228) „gichtbrüchiger Milliwiglhengst“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 5)
- 229) „15 Zentimetermai“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 11)
- 230) „zahnluckate Salonrufa“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 15)
- 231) „mit Dein blatterngesteppten Rosenteint und mit Deiner rosaroten Warzen am Kinn“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 14-15)
- 232) „weil i mit koan solchen Straßenkletze, wia Die Mo is, koa schmutzigs Verhältnis okuppel“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 8-9)
- 233) „Du kost aa koan Mann nimmer reizen“ (SW 1, Hausmoasterin: S. 83, Z. 18)
- 234) „ham gmeint“ (SW 1, Quo vadis: S. 83, Z. 35)
- 235) „mir komma noch z’früh“ (SW 1, Quo vadis: S. 83, Z. 35)
- 236) „z’sammagschneckelt (angezogen)“ (SW 1, Quo vadis: S. 83, Z. 33)
- 237) „Frauenzimma“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 3-4)
- 238) „z’ruckziehn“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 7)
- 239) „Lackl“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 9)
- 240) „Pratzen (Hand)“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 10)
- 241) „wiast halt Du was“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 10)
- 242) „weil Ihna Sie mit Ihrem“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 13)
- 243) „Schnacklkopf“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 13-14)
- 244) „gschnappige Person“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 15)
- 245) „narrisch“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 35)

- 246) „auf die Achsel hinaufgestupft“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 16)  
 247) „staucht (schimpft) mich gleich so zusammen“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 17)  
 248) „betupfen“ (jmdm. auf die Schulter tippen) (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 18)  
 249) „verhaut“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 32)  
 250) „Lucki“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 10)  
 251) „wegen dem sein’ Hut“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 12)  
 252) „Lucki“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 10)  
 253) „Koks (Hut)“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 11)  
 254) „Stops (Hut)“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 14)  
 255) „Schlawinerbuben“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 22)  
 256) „Stacheldrahtverhau“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 31)  
 257) „Gell“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 7)  
 258) „fei“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 7, 18)  
 259) „Gell, tuns fei bald [...]“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 7)  
 260) „Stiegenhaus“ (SW 1, Quo vadis: S. 86, Z. 3)  
 261) „Fensterbrettl“ (SW 1, Quo vadis: S. 86, Z. 3)  
 262) „Sie bleiben über“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 9) (übrig bleiben)  
 263) „scheints“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 36) (anscheinend)  
 264) „Brotkörberl“ (SW 1, Klagelied: S. 135, Z. 19)  
 265) „kollerte“ (SW 1, Klagelied: S. 135, Z. 20)  
 266) „tuts [...] neilegn“ (SW 1, Klagelied: S. 135, Z. 21-22)
- 267) „vernarrt“ (SW 1, Weibergschwatz: S. 146, Z. 18)  
 268) „sans“ (SW 1, Weibergschwatz: S. 146, Z. 17)  
 269) „is a a liebs Ding“ (SW 1, Weibergschwatz: S. 146, Z. 18)  
 270) „Zimmerl“ (SW 1, Weibergschwatz: S. 147, Z. 2)
- 271) „sei Zeit“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 11)  
 272) „gebn“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 12)  
 273) „hätt“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 12)  
 274) „ma“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 12, u.a.)  
 275) „bekomma“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 13)  
 276) „mer [sic: ma]“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 14)  
 277) „kriagt“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 14)  
 278) „alle Woch a paarmal“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 19)  
 279) „heutzutag“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 22)  
 280) „ham’s“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 29)  
 281) „mitanand“ (G, S. 162, Z. 29)  
 282) „det is noch gar nischt, sagte der fremde Herr, da solln se mal bei uns in Berlin son Bagger sehen!“ (SW 1, Gegenwart: S. 164, Z. 6-8)  
 283) „an die Nasn hinghebt“ (SW 1, Gegenwart: S. 163, Z. 5)  
 284) „gefangt“ (SW 1, Gegenwart: S. 163, Z. 28)

## 5.2.4 Klangähnlichkeit und Homophonie

- 1) „ich hab nämlich früher – nicht im Frühjahr“ (SW 1, Aquarium III: S. 184)

- 2) „mit 20 Jahren hab' ich an Bass bekommen, einen Reisepass“ (SW 1, Riesenblödsinn: S. 34, Z. 27-28)
- 3) „Wo ist die Drehbühne?“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 25)
- 4) „es war keine Drehbühnen-, sondern eine Tribühnenkarte“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 29)
- 5) „Bei »Emfaf« kommt dies völlig in Hinwegfall, da die Krümmung des Magneten an und Pfirsich schon einem gekrümmten Wurm ähnelt.“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 1-3)

### 5.2.5 Feste Wortgruppen und Wortgefüge

- 1) „die soll nämlich der Teufel holen“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 17-18)
- 2) „da werden die Leut geboren, leb'n dann eine Zeit lang, und dann holt's der Teufel, wie man so sagt.“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 22-23)
- 3) „Wenn er dann a Teufi is, dann bleibt er a Teufi in Ewigkeit! – oder hab'n Sie schon g'hört, daß an Teufi nochamal der Teufi holt?“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 24-25)
- 4) „Auch sonst gibt's viel Arbeit, weil ma alle Augenblick auf d' Welt 'raufmüss'n, und was hol'n. O mei, wenn wir des alles holen taten, was d' Leut allweil sag'n, da taten wir mit der Arbeit gar nimmer fertig werden.“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 31-34)
- 5) „dann soll den Hammer der Teufl hol'n“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 35)
- 6) „d' Trambahn [...] dann soll's der Teufl hol'n“ (SW 1, Hölle: S. 57, Z. 36, S. 58, Z. 1)
- 7) „a Zündhölzl [...] dann soll's der Teufl hol'n“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 1-2)
- 8) „An G'richtsvollzieher soll der Teufl hol'n“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 2-3)
- 9) „D' Schwiegermuatter soll der Teufl hol'n“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 3)
- 10) „D' Kohlennot soll der Teufl hol'n“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 3-4)
- 11) „Kurzum, alles was Euch Menschen da heroben net paßt, das sollen mir in die Höll runter schaffen.“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 4-5)
- 12) „Sogar die ganze Weltpolitik soll der Teufel hol'n, dös wer'n wir uns aber reiflich überleg'n, daß mir da drunt dieselbe Sauerei bekommen würden. – Uns wär's schön gnuua, dö könnt Ihr schon selber behalten.“ (SW 1, Hölle: S. 58, Z. 5-8)
- 13) „überhaupt keine blasse Ahnung“ (SW 1, Lebenslauf: S. 78, Z. 27)
- 14) „wenn dir der morgen d'Stiefel nausstellt vor d'Haustür“ (SW 1, Lebenslauf II: S. 81, Z. 7)
- 15) „andere Leut über d'Achsel anschau'n“ (SW 1, Lebenslauf II S. 81, Z. 15)
- 16) „da geh i auf wie d'Morgensonna“ (SW 1, Lebenslauf II S. 80, Z. 7)
- 17) „schon furchtbar geärgert [...] nur über meinen Kragenknopf“ (SW 1, Kragenknopf: S. 96, Z. 14, 16)
- 18) „Nachdem ich aber Hausbesitzer bin [...] in jeder Wohnung eine wanzenreiche Familie [...] trotz meines 87 jährigen Halsleidens mit den Kindern von mei'm Nachbarn »Fürchtet ihr den weißen Mann« gespielt.“ (SW 1, Weltuntergang: S. 98, Z. 11-14)
- 19) „Um das Autofahren zu erlernen, braucht man ein Auto; wenn man sich keines kaufen kann, muß man eines zu leihen nehmen.“ (SW 1, Autoen: S. 125, Z. 33-35)
- 20) „Nun trat eine Pause ein, nach deren Ende plötzlich die Sanitätsmannschaft auf dem Platz Platz nahm.“ (SW 1, FußballL: S. 133, Z.13-15)

- 21) „Vom Fußballspiel war noch keine einzige Spur zu sehen.“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 3-4)
- 22) „Nachdem uns die Musik wiederum etwas geblasen hatte“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 12)
- 23) „Aber darum kümmert sich heute keine Sau mehr, viel weniger ein Mensch.“ (SW 1, Klagelied: S. 134, Z. 1-2)
- 24) „Indem sich beide verliebt in die Augen sahen, aßen sie dazu – uns vier Semmeln. Die beiden hatten gar nicht bemerkt, wie wir aussahen, denn Liebe macht blind...!“ (SW 1, Klagelied: S. 136, Z. 1-4)
- 25) „Ich sahte einen kleinen Jemand, der Jemand scheint mich zu suchen, was diesem auf den ersten Blick gelang.“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 24-26)
- 26) „Unsere Pupillen kreuzten sich in der Mitte unserer Entfernung.“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 26-27)
- 27) „da wird erzählt, von diesem und jenem, von jenem weniger, dafür öfter von diesem“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 35-36)
- 28) „so halte ich es für meine Pflicht, einer Sache näher zu treten“ (SW 1, Vereinsrede: S. 139, Z. 14-15)
- 29) „wieder dem freien »Verkehr« übergeben werden.“ (SW 1, Fremdenfahrt: S. 157, Z. 7)
- 30) „platzen hätt ma können [...] Heit platzt ma vor Wut“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 12-13)
- 31) „keinen Nudelwalker [...] da wird der Teig auf den Fussboden gelegt und wird einfach breit getreten.“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 33-35)

### 5.2.6 Neologismen

Die Produktivität der deutschen Wortbildung steht außer Frage. An einigen hier gelisteten Beispielen wird deutlich, dass die Etablierung einer Wortbildung als Lexem jedoch von verschiedenen Faktoren abhängig ist. Einer davon ist die Existenz des Referenzobjektes. Denn existiert dieses nicht, gibt es auch keine Notwendigkeit bzw. Grundlage für die Aufnahme ins Lexikon. Andere Beispiele entsprechen schlichtweg einfach nicht der Norm bzw. sind keine konventionellen Formen.

- 1) „botanozoologische Viecherei“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 2)
- 2) „lächersam“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 7)
- 3) „lächerbar“ (SW 1, Aquarium III: S. 184)
- 4) „unterhaltlich“ (SW 1, Posaunensolo: S. 43, Z. 9)
- 5) „unterhaltlich“ (SW 1, Jenseits: S. 148, Z. 35)
- 6) „Gesinungsvibrationen“ (SW 1, UnpolRede: S. 46, Z. 9)
- 7) „Sauerkrautverleihanstalt“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 29)
- 8) „Neujahrsehebungskarten“ (SW 1, Narrenrede: S. 67, Z. 34)
- 9) „Autoen“ (SW 1, Autoen: S. 125, Titel)
- 10) „Schutzmannspodiumen“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 7-8)
- 11) „der Autofahrenlernenwollende“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 8-9)
- 12) „der Kraftkursfahrschüler“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 11)
- 13) „Alleinausfahrt“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 12)



- 14) „automobilieren“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 16)
- 15) „Autowartestelle“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 14-15)
- 16) „Fußballwettbewerb“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 34)
- 17) „Fußballkampf“ (SW 1, FußballL: S. 131, Z. 18)
- 18) „Fußballieblinge“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 36, S. 133, Z.1)
- 19) „Musikpiecen“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 3)
- 20) „Fußballbatallon“ (SW 1, FußballL: S. 132, Z. 31)
- 21) „Fußballisten“ (SW 1, FußballL: S. 133, Z.1) = Fußballspieler
  
- 22) „Angelfischer“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 14)
- 23) „»Nichtserwischer«“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 15)
- 24) „»Beuteheimträger «“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 16)
- 25) „»Fischanbiß «“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 17)
- 26) „»Emfaf«“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 19, u.a.)
- 27) „Gegenmaßregeln“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 26)
- 28) „»Angelhaken« [...] das Angelmagnet.“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 31-32)
- 29) „»Tierschutzvereinswirdrigerweise«“ (SW 1, MFAF: S. 136, Z. 35)
- 30) „»instinktisch«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 4)
- 31) „Patentbrotkrümelchen [...] unter dem Namen »Aha«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 13)
- 32) „»Regenwurmbhut«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 16)
- 33) „»Eisenpfeilspänen«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 16)
- 34) „»Patentbrotkügelchen«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 17)
- 35) „Patentbrotkügelchen“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 12-13)
- 36) „Patentbrotkügelchenmischung“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 14)
- 37) „»schwarzen Meer«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 26)
- 38) „»Radiummischung«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 26-27)
- 39) „»Glühwürmchensyrup«“ (SW 1, MFAF: S. 137, Z. 32)
  
- 40) „Etwaigkeiten“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 16)
- 41) „immunisiert“ (SW 1, Vereinsrede: S. 139, Z. 25)
- 42) „Atomzertrümmerung“ (SW 1, Vereinsrede: S. 139, Z. 31)
- 43) „Gelegenheitsfinumen“ (SW 1, Vereinsrede: S. 140, Z. 19)
- 44) „Submissionsschwierigkeiten“ (SW 1, Vereinsrede: S. 140, Z. 21)
- 45) „pilisophische Betrachtung“ (SW 1, Falschheit: S. 160, Titel) = philosophische Betrachtung

### 5.2.6.1 Eigenwillige Wortbildungen

- 1) „lächersam“ (SW 1, Aquarium I: S. 13, Z. 7)
- 2) „lächerbar“ (SW 1, Aquarium III: S. 185)
- 3) „viele **Kerls**“ (SW 1, Hölle: S. 56, Z. 8)
- 4) „Schutzmannspodiumen“ (SW 1, Autoen: S. 126, Z. 7-8)
- 5) „Ich **sahte** einen kleinen Jemand, der Jemand **scheinte** mich zu sehen, was diesem auf den ersten Blick gelang.“ (SW 1, KVO: S. 138, Z. 24-26)

#### **5.2.6.2 Wortbildungen nach dem Analogieprinzip**

- 1) „aus Eigentrotz“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 12)
- 2) „teilnahmserregt“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 29)
- 3) „Freudezerknittert“ (SW 1, KVOlymp: S. 138, Z. 32)
- 4) „Zirkulationshemmungen“ (SW 1, UnpolRede: S. 46, Z. 3-4)
- 5) „Stimmungsmehrheit“ (SW 1, UnpolRede: S. 46, Z. 10-11)
- 6) „Halbamtlich, eigentlich viertelamtlich“ (SW 1, Narrenrede: S. 67, Z. 35-36)

#### **5.2.6.3 Pseudo-Latein**

- 1) „Volkus plumentus – ex!? - -“ (SW 1, Narrenrede: S. 68, Z. 5)
- 2) „Stillentium“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 20)
- 3) „»Femina, Feminima monstrum Vivat Concenbinatum – o eleonoris causa veni vini vizi«“ (SW 1, Vereinsrede: S. 139, Z. 32-33)
- 4) „Femina – feminina – monstrum – vivat - konkubinatum“ (SW 1, Gegenwart: S. 162, Z. 6)

#### **5.2.7 Fremd- und Lehnwörter**

- 1) „Prolongation“ (SW 1, Narrenrede: S. 66, Z. 31)
- 2) „Quo vadis“ (SW 1, Quo vadis: S. 83, Titel, Z. 31-32)
- 3) „Billetten“ (SW 1, Quo vadis: S. 84, Z. 2)
- 4) „im Zoologischen Garten“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 4)
- 5) „Lockenchignon“ (SW 1, Quo vadis: S. 85, Z. 27)

## **6 Literaturverzeichnis**

### **6.1 Primärliteratur**

**SW 1 =**

Bachmaier, Helmut und Wöhrle, Dieter (Hrsg.) (2007): Karl Valentin. Sämtliche Werke. Band 1: Monologe und Soloszenen. München.

**SW 9 =**

Faust, Manfred und Gönner, Gerhard (Hrsg.) (2007): Karl Valentin. Sämtliche Werke. Band 9: Dokumente, Nachträge, Register. München.

### **6.2 Sekundärliteratur**

Geier, Manfred (1979): Der „Effekt Valentin“. Versuch über den sprachkritischen Blödsinn eines „gewesenen Kindes“. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 7. Berlin.

Schwimmer, Helmut (1977): Karl Valentin. Eine Analyse seines Werkes mit einem Curriculum und Modellen für den Deutschunterricht. München.

Seegers, Armgrad (1983): Komik bei Karl Valentin. Die sozialen Mißverhältnisse des Kleinbürgers. Köln.

Tulzer, Friedrich (1987): Karl Valentin und die Konstituenten seiner Komik. In: Müller, Ulrich u.a. (Hrsg.): Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik. Nr. 185. Stuttgart.

Valentin, Bertl (1971): „Du bleibst da, und zwar sofort!“. München.

Wöhrle, Dieter (1985): Die Komischen Zeiten des Herrn Valentin. Von der Rezeption zur Werkanalyse. Rheinfelden.

### **6.3 Monographien und andere Quellen**

Burger, Harald (2003): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. 2. Auflage. Berlin.

Coseriu, Eugenio (1992): Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Tübingen.

Durrell, Martin (u.a.) (2002): Essential German Grammar. London.

Erdmann, Karl Otto (1966): Die Bedeutung des Wortes. Darmstadt.

- Fleischer, Wolfgang (1997): Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. 2. Auflage. Tübingen.
- Freud, Sigmund (2012): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Hamburg.
- Haß-Zumkehr, Ulrike (2001): Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte. Berlin (u.a.).
- Helbig, Gerhard und Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin (u.a.).
- Heusinger, Siegfried (2004): Die Lexik der deutschen Gegenwartssprache. Eine Einführung. München.
- Kaempfert, Manfred (1984): Wort und Wortverwendung. Probleme der semantischen Deskription anhand von Beobachtungen an der deutschen Gegenwartssprache. In: Göppinger Arbeiten zur Germanistik (Nr. 382). Göppingen.
- Kessel, Katja und Reimann, Sandra (2012): Basiswissen Deutsche Gegenwartssprache. 4. Auflage. Tübingen.
- Kindt, Walter und Weingarten, Rüdiger (1984): Verständigungsprobleme. In: Deutsche Sprache 3. S. 193-218.
- Kindt, Walther (1997): Zu Theorie und Empirie der Inferenzforschung. In: Methodologische Aspekte der Semantikforschung. Beiträge der Konferenz „Methodologische Aspekte der Semantikforschung“ an der Universität Koblenz-Landau (1996). Pohl, Inge (Hrsg.). Frankfurt/M. S. 35-55.
- Koch, Peter und Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: *Romanistisches Jahrbuch*. S. 15-43.
- Löffler, Heinrich (2010): Germanistische Soziolinguistik. 4. Auflage. Berlin.
- Lutzeier, Peter Rolf (1985): Linguistische Semantik. Stuttgart.
- Lüger, Heinz-Helmut (2004): Kollokationen – zwischen Arbitrarität und Kompositionalität. In: Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Strukturelle, kognitive und historische Perspektiven. Pohl, Inge und Konerding, Klaus-Peter (Hrsg.). Frankfurt. S. 45-66.

- Polenz, Peter von (2008): Deutsche Satzsemantik. 3. Auflage. Berlin.
- Redder, Angelika (2001): Aufbau und Gestaltung von Transkriptionssystemen. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; Bd. 16. Text- und Gesprächslinguistik. 2. Halbband. Burkhardt, Armin u.a. (Hrsg.). Berlin. S. 1038-1059.
- Reischer, Jürgen (2002): Die Sprache. Ein Phänomen und seine Erforschung. Berlin.
- Roche, Jörg (2008): Fremdsprachenerwerb. Fremdsprachendidaktik. Tübingen.
- Roelcke, Thorsten (2004): Stabilität statt Flexibilität? Kritische Anmerkungen zu den semantischen Grundlagen der modernen Terminologielehre. In: Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Strukturelle, kognitive, pragmatische und historische Perspektiven. Pohl, Inge und Konerding, Klaus-Peter (Hrsg.). Frankfurt/M. S. 137-150.
- Roelcke, Thorsten (2011): Typologische Variation im Deutschen. Grundlagen – Modelle – Tendenzen. Berlin.
- Rolf, Eckert (1994): Sagen und meinen. Paul Grices Theorie der Konversationsimplikaturen. Opladen.
- Sager, Sven F. (2001): Formen und Probleme der technischen Dokumentation von Gesprächen. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; Bd. 16. Text- und Gesprächslinguistik. 2. Halbband. Burkhardt, Armin u.a. (Hrsg.). Berlin. S. 1022-1033.
- Saussure, Ferdinand de (1976): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin.
- Schiller, Friedrich von (1799): Das Lied von der Glocke.
- Schu, Josef (2001): Formen der Elizitation und das Problem der Natürlichkeit von Gesprächen. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; Bd. 16. Text- und Gesprächslinguistik. 2. Halbband. Burkhardt, Armin u.a. (Hrsg.). Berlin. S. 1013-1021.
- Schwitalla, Johannes (2012): Gesprochenes Deutsch. 4. Auflage. Berlin.
- Selting, Margret (2001): Probleme der Transkription nonverbalen Verhaltens. In: Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; Bd. 16. Text- und Gesprächslinguistik. 2. Halbband. Burkhardt, Armin u.a. (Hrsg.). Berlin. S. 1059-1068.

Selting, Margret u.a. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion. Ausgabe 10 (2009). Seite 353-402.

Sommerfeldt, Karl-Ernst und Starke, Günter (1998): Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.

Stein, Stephan (2004): Semantische Flexibilität im Alltagsgespräch. In: Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Strukturelle, kognitive, pragmatische und historische Perspektiven. Pohl, Inge und Konerding, Klaus-Peter (Hrsg.). Frankfurt/M. S. 241-273.

Valentin Karlstadt Musäum: (2015)  
<http://www.valentin-musaeum.de/de/musaeum/musaeum.php>

Zehetner, Ludwig (1985): Das bairische Dialektbuch. München.

Zehetner, Ludwig (2009): Basst scho! Wörter und Wendungen aus den Dialekten und der regionalen Hochsprache in Altbayern. Regensburg.

#### **6.4 Wörterbücher und Lexika**

Bußmann, Hadumod (Hrsg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3. Auflage. Stuttgart.

DUDEN (2002): Das Bedeutungswörterbuch (Bd. 10). Mannheim.

DUDEN (1998): Die Grammatik (Bd. 4). Mannheim.

DUDEN online: : <http://www.duden.de>

DWDS (online): <http://www.dwds.de/>

Pfeifer, Wolfgang (2000): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. München.

Wahrig, Gerhard (2000): Deutsches Wörterbuch. 7. Auflage. Gütersloh/München.

Wilpert, Gero von (2001): Sachwörterbuch der Literatur. 8. Auflage. Stuttgart.

Zehetner, Ludwig (2005): Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern. 3. Auflage. Regensburg.